

STATE LIBRARY OF PENNSYLVANIA

main,stk 940.9C216d

Economic and social history of



0 0001 00602720 3

REFERENCE



COLLECTIONS



Digitized by the Internet Archive
in 2015

*With the Compliments
of the
Carnegie Endowment for International Peace*

CKSON PLACE,
WASHINGTON, D. C., U. S. A.

acknowledgment of the receipt of this publication will be appreciated

VERÖFFENTLICHUNGEN
DER CARNEGIE-STIFTUNG FÜR
INTERNATIONALEN FRIEDEN

ABTEILUNG FÜR VOLKSWIRTSCHAFT
UND GESCHICHTE

WIRTSCHAFTS- UND SOZIALGESCHICHTE DES WELTKRIEGES

DEUTSCHE SERIE

GENERALHERAUSGEBER
PROFESSOR DR. JAMES T. SHOTWELL

DEUTSCHER HERAUSGEBERAUSSCHUSS

Dr. Carl Melchior, Vorsitzender
Dr. Hermann Bücher
Dr. Carl Duisberg
Dr. A. Mendelssohn Bartholdy
Dr. Max Sering

*Der Plan des Gesamtwerkes ist am Schluß
dieses Bandes mitgeteilt*

1927

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTT GART BERLIN UND LEIPZIG
YALE UNIVERSITY PRESS, NEW HAVEN

GEISTIGE UND SITTLICHE WIRKUNGEN DES KRIEGES IN DEUTSCHLAND

VON

Universitätsprofessor Dr. theol.
OTTO BAUMGARTEN, Kiel

Pfarrer und Universitätsprofessor Dr. theol. et phil.
ERICH FOERSTER, Frankfurt a. M.

Universitätsprofessor Dr. theol.
ARNOLD RADEMACHER, Bonn

Privatdozent für Pädagogik Dr. phil.
WILHELM FLITNER, Jena

1927

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTT GART BERLIN UND LEIPZIG
YALE UNIVERSITY PRESS, NEW HAVEN

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg
Printed in Germany

INHALT

Vorwort des Generalherausgebers für das Gesamtwerk IX

Otto Baumgarten

Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des
Krieges 1—88

Erich Foerster

Die Stellung der evangelischen Kirche 89—148

Arnold Rademacher

Die Stellung der katholischen Kirche..... 149—216

Wilhelm Flitner

Der Krieg und die Jugend 217—356

Anhang: Plan der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges.. 357

223658

VORWORT DES GENERALHERAUSGEBERS FÜR DAS GESAMTWERK

Als im Herbst 1914 die Aufgabewissenschaftlicher Erforschung der Wirkungen eines Kriegs auf das heutige Leben mit einem Male vom metaphysischen Theoretiker auf den Geschichtsschreiber übergang, beschloß die Abteilung für Wirtschaft und Geschichte der Carnegie-Stiftung für den Weltfrieden, den Plan ihrer Untersuchungen den teils neuen, teils veränderten Problemen anzupassen, die der Krieg stellte. Der frühere Plan, das Ergebnis einer Konferenz von Volkswirtschaftlern in Bern im Jahre 1911, beruhte auf dem damals verfügbaren Tatsachenmaterial; eben hatte sich an den ersten Beiträgen zu zeigen begonnen, welche Vorzüge er hatte; indessen konnte man jetzt aus mancherlei Gründen nicht mehr daran denken, ihn bis zum Ende durchzuführen. So wurde auf Verlangen des Leiters der Abteilung ein neuer Plan entworfen; man wollte versuchen, vermittelt einer geschichtlichen Übersicht zu bestimmen, welche Kosten der Krieg für die Wirtschaft und welche Verschiebungen er für die kulturelle Entwicklung mit sich gebracht hat. Solch eine Geschichte könnte, das fühlte man, wenn wissenschaftlich geschulte Männer von richterlichem Gleichmaß des Geistes sie schrieben, zuletzt im wissenschaftlichen Dienst der Wahrheit die Mittel zur Bildung einer gesunden öffentlichen Meinung liefern und auf diese Weise grundlegend beitragen zur Erreichung der Ziele einer der Sache des Weltfriedens gewidmeten Institution.

Das Bedürfnis nach einer solchen im Geist historischer Forschung geplanten und ausgeführten Analyse zeigte sich immer deutlicher, je weiter der Krieg fortschritt, da nun die vielgestaltigen Kräfte des nationalen Lebens nicht nur für den ungeheuren Zerstörungsprozeß entfesselt, sondern auch unter dem Antrieb des Kriegs zu neuen produktiven Leistungen freigemacht wurden. Diese neue wirtschaftliche Aktivität, die im ruhigen Friedens-

zustand einen Gewinn für die Gesellschaft hätte bedeuten können, und die überraschend sich darstellende Fähigkeit der kriegsführenden Nationen zum Ertragen lang fortgesetzter, sich steigender Verluste — oft unter dem äußeren Anschein eines neuen Wohlstandes — nötigten zu einer Überprüfung der gesamten Kriegswirtschaftslehre. Der Abteilung für Wirtschaft und Geschichte war damit eine doppelte Verpflichtung auferlegt. Sie mußte ihre Arbeit auf dieses sich anbietende Problem konzentrieren, und sie mußte es in seiner Gesamtheit erfassen, mit anderen Worten, die Maßstäbe und Methoden der Geschichtsschreibung auf es anwenden. Wie der Krieg selbst, ein Einzelereignis, dennoch auf Wegen, zwischen denen keine Verbindung zu bestehen schien, bis in die entferntesten Teile der Welt wirkte, so muß die Kriegsforschung nach einem Plan vorgehen, der zu gleicher Zeit allumfassend ist und sich doch in die praktischen Beschränkungen des zugänglichen Materials fügt.

Solange der Krieg dauerte, war es indessen unmöglich, diesen Plan einer wissenschaftlichen und unvoreingenommenen Erforschung der Kriegswirtschaft in großem Maßstab und mit sicherer Hand durchzuführen. Man konnte wohl Gelegenheitsarbeiten und Einzelstudien unternehmen, und das geschah auch unter der Leitung der Abteilung; eine allgemeine Geschichte in Angriff zu nehmen, war aus naheliegenden Gründen unmöglich. Der erste dieser Gründe war, daß eine autoritative Darstellung der Wirtschaftskräfte, über welche die Kriegsführenden verfügten, unmittelbar auf die Kriegführung im Feld hätte einwirken müssen; deshalb wurden die Daten über das wirtschaftliche Leben der kriegsführenden Länder, die zu Friedenszeiten der Forschung leicht zugänglich gewesen wären, ihr soweit wie möglich entzogen. Zu dieser Schwierigkeit im Beschaffen der Dokumente kam noch, daß die Mitarbeiter, die für sie sachverständig waren, in den kriegsführenden Ländern zum großen Teil in den Dienst der Landesverteidigung gestellt waren und so für die Aufgabe nicht in Betracht kamen. Die Ausführung des Planes einer Kriegsgeschichte wurde deshalb auf eine Zeit verschoben, in der nicht nur der Zugang zu den wesentlichen Urkunden, sondern auch die Mitwirkung von Nationalökonomern, Historikern und Männern der Praxis in allen hauptbeteiligten Ländern möglich sein würde; denn es kam darauf an, sie zu einem gemeinsamen Werk zu ver-

einigen, das in seinem Gehalt wie in seinem Ziel über jedes Mißverständnis erhaben wäre.

Bei Kriegsende nahm die Stiftung den ursprünglichen Plan wieder auf, und man fand, daß er mit nur geringer Änderung auf die jetzige Lage anwendbar sei. Die Arbeit begann im Sommer und Herbst 1919. Zunächst trat eine Schlußkonferenz des Wirtschaftsbeirats der Abteilung für Wirtschaft und Geschichte in Paris zusammen; sie beschränkte sich auf den Entwurf einer Reihe von kurzen vorläufigen Einzelstudien. Da aber die rein vorläufige Art solcher Studien noch deutlicher dadurch wurde, daß sie sich ganz besonders auf die damals für Europa dringlichen Probleme richteten, so hielt man es für das beste, sie nicht als einen Bestandteil des großen Werks zu behandeln, sondern ihnen nur das beschränkte Verdienst von Beiträgen zur Liquidierung des Kriegs zuzuerkennen. Es leuchtete ein, daß es nicht nur unmöglich war, auf dieser Konferenz a priori ein allgemeines Programm für die Gesamtgeschichte aufzustellen, sondern daß man vielmehr eine neue und mehr spezialisierte Forschungsorganisation brauchte, um die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Kriegs in Angriff nehmen zu können, eine Organisation, die fürs erste mehr national eingerichtet sein und noch nicht auf internationaler Zusammenarbeit beruhen sollte. Ehe die Tatsachen der Kriegsgeschichte in den einzelnen Ländern festgestellt waren, würde man nicht zur vergleichenden Nachprüfung schreiten können, und die Geschichte jedes einzelnen Landes war in sich schon von fast schwindelerregender Vielfältigkeit und Verschlungenheit. Infolgedessen löste sich der bisherige Untersuchungsausschuß für Europa auf, und man beschloß, an seiner Stelle in den großen Ländern Herausgeberausschüsse einzusetzen und in den kleineren Staaten einzelne Herausgeber zu ernennen; sie sollten sich jeder, wenigstens fürs erste, in seiner Arbeit auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte seiner Heimat im Krieg konzentrieren.

Die Bildung dieser Ausschüsse durch den Generalherausgeber war der erste Schritt, der überall zum Beginn der Arbeit zu tun war. Und wenn der Plan der Stiftung noch irgendeiner Rechtfertigung bedurfte, so bietet sie sich in den Namen der in Wissenschaft und Politik bewährten Männer dar, die die Verantwortung der Herausgeberschaft auf sich genommen haben. Diese Verant-

wortung ist keineswegs eine leichte, schließt sie doch die Aufgabe in sich, den allgemeinen Plan den wechselnden Bedürfnissen nationaler Besonderheiten anzupassen. Der Erfolg wird der hingebenden und ernstgemeinten Arbeitsgemeinschaft der Männer zu danken sein, denen die Schriftenreihe ihres Landes anvertraut ist.

Über den nächsten Schritt, der nach Einrichtung der Organisation zu tun war, konnte kein Zweifel bestehen: ohne Urkunden keine Geschichtschreibung. Alle für die Zentralverwaltungen wie für engere Gebiete wesentlichen Kriegsakten sind daher zu erhalten und der Forschung zugänglich zu machen, soweit es sich mit dem Staatswohle vereinbaren läßt. Aber diese gewaltige archivalische Aufgabe liegt von Rechts wegen den Regierungen und anderen Besitzern der Dokumente ob und nicht dem Geschichtschreiber oder dem Wirtschaftsforscher, der sie zu benützen wünscht. Eigentum verpflichtet: all diese Dokumente sind anvertrautes öffentliches Gut. In diesem Abschnitt unserer Kriegsgeschichte konnten also die Mitarbeiter nur über den Zustand, wie sie ihn auf ihrem besonderen Forschungsgebiet gefunden hatten, in der Form von Führern oder Nachschlagewerken berichten und möglicherweise dadurch, daß sie zu einem Vergleich der hier und dort angewandten Methoden anregen, dazu helfen, daß überall die praktischste Art der archivalischen Ordnung zur Annahme gelangte. Dies also war in jedem Land der Ausgangspunkt der wirklichen Arbeit an der Kriegsgeschichte; freilich sind nicht überall Monographien darüber verfaßt worden.

Dieses erste archivtechnische Stadium der Arbeit schien eine Zeitlang alle Möglichkeiten zu erschöpfen. Und wenn der Plan der Kriegsgeschichte seine Untersuchungen auf das Zeugnis amtlicher Dokumente beschränkt hätte, so hätte es dabei bleiben müssen, denn sobald ein amtliches Schriftstück einmal als »geheim« bezeichnet ist, findet man selten einen Beamten, der genug Mut oder Entschlußkraft hat, das Siegel zu brechen. So waren große Mengen des dem Historiker notwendigen Quellenmaterials seinem Zugriff tatsächlich entzogen, obgleich vieles davon von jedem Gesichtspunkt aus durchaus harmlos war. Man konnte erwarten, daß die Kriegsverhältnisse, die solcher Art fortwirkend die wissenschaftliche Forschung hinderten, dies noch auf Jahre

hinaus tun würden; deshalb mußte ein anderer Weg gefunden werden.

Glücklicherweise stand ein solcher Weg offen: die auf reichlichen Urkundenbeweis gestützte Geschichtserzählung derer, die an der Staatsleitung während des Kriegs teilgenommen oder als Beobachter in günstiger Stellung die Möglichkeit gehabt hatten, aus eigener Kenntnis oder nach dem Bericht von Augenzeugen die Wirtschaftsgeschichte des Kriegs in ihren verschiedenen Stadien und die Wirkung des Kriegs auf das Gesellschaftsleben aufzuzeichnen. So kamen wir zu dem Plan einer Reihe von Monographien, die zum großen Teil aus nichtamtlichen und doch maßgeblichen Darstellungen, sei es rein beschreibender, sei es kritisch-historischer Art, bestehen und am ehesten als ein Mittelding zwischen Memoiren und Farbbüchern bezeichnet werden können. Diese Monographien bilden den Hauptteil der Arbeit, soweit sie bisher in Angriff genommen ist. Sie sind nicht beschränkt auf Darstellungen aus der Kriegszeit selbst; denn die Wirtschaftsgeschichte muß sich mit einem längeren Zeitraum als dem des eigentlichen Kriegs befassen. Sie muß die Jahre des Abbaus der Kriegswirkungen mit umfassen, zum mindesten so weit, daß die Verschiebung der wirtschaftlichen Kräfte gerechter beurteilt werden kann, als dies unter den Anschauungen der Kriegszeit möglich war.

In diesem Stadium der Arbeit gewann das Problem der Herausgeberschaft ein ganz neues Gesicht. Der Plan für die Schriftenreihe war in erster Linie durch die verfügbaren Mitarbeiter bestimmt, nicht so sehr, wie bei den meisten anderen Geschichtswerken, durch das Quellenmaterial; es waren ja die Mitarbeiter selbst, denen die Quellen offenstanden. Dies wiederum brachte eine neue Haltung zu den beiden Idealforderungen mit sich, die der Historiker einzuschärfen liebt: Geschlossenheit und Sachlichkeit. Wollte man den Beitrag jedes Mitarbeiters in seinen Vorzügen zur Geltung kommen lassen, so war es unmöglich, sich an enge logische Grenzen zu binden. Dieselben Tatsachen mußten in verschiedenem Zusammenhang wiederholt und von verschiedenen Seiten betrachtet werden; man mußte Fragen behandeln, die nicht im engsten Bereich der Geschichtschreibung liegen, und man konnte nicht überall auf unbedingte Unbefangenheit rechnen. Im Drang einer Kontroverse oder im Wunsch einer

Apologie würden wohl hier und da parteiische Ansichten zum Ausdruck kommen. Aber diese Ansichten sind manchmal ein innerer Bestandteil der Geschichte selbst. Das gleichzeitige Urteil über eine Tatsache kann ebenso bedeutsam sein wie die Tatsache selbst. Zudem ist das Geschichtswerk als Ganzes so geplant, daß es sich selbst korrigiert; und wo es das nicht tut, werden andere es tun.

Neben dieser monographischen Behandlung des Quellenmaterials ist eine Anzahl von Studien vorbereitet, in denen sich Spezialforscher mit technischen oder eng umrissenen historischen und statistischen Fragen beschäftigen. Auch diese Monographien sind bis zu einem gewissen Grad als Quellenstudien anzusehen, da sie die geschichtlichen Daten aus solcher Nähe ihres Ursprungs ansehen, daß die Prüfung ihrer Richtigkeit in einer für spätere Zeiten nicht mehr möglichen Weise gewährleistet ist. Aber sie gehören zugleich zu jener konstruktiven geistigen Arbeit, durch welche die Geschichtschreibung von der Analyse zur Synthese fortschreitet. Dieser Fortschritt ist freilich langsam und schwierig, und wir stehen noch in seinem Beginn. Die Anfänge einer Geschichte wie der unserigen sind, um ein treffendes Bild zu gebrauchen, erst das »Wollezupfen«. Später können dann die Fäden der Ereignisse zum Bild der Geschichte verwoben werden; und für diese schöpferische Arbeit werden vielleicht andere Pläne und Organisationen nötig sein.

Bei einem Werk so komplizierter und verschiedenartiger Zusammenarbeit ist es unmöglich, anders als in ganz allgemeinen Zügen die Verantwortlichkeit für den Inhalt der einzelnen Schriften zwischen Herausgebern und Verfassern zu verteilen. Für den Gesamtplan der Geschichte und seine Verwirklichung ist der Generalherausgeber verantwortlich; aber die Anordnung der einzelnen Schriftenreihen ist weithin das Werk der verschiedenen Herausgeberausschüsse und der Einzelherausgeber, die auch die unter ihrer Leitung verfaßten Schriften gelesen haben. Die Aufnahme einer Monographie verpflichtet indessen die Herausgeber nicht auf die Ansichten oder Schlußfolgerungen der Verfasser. Sie müssen, wie jeder Herausgeber, bürgen für die Wissenschaftlichkeit, die Eignung und die Brauchbarkeit jedes aufgenommenen Beitrags. Die Verfasser aber müssen natürlich die Freiheit haben, das Ihre auf ihre eigene Weise zu geben. Ebenso legt die

Veröffentlichung einer Monographie die Carnegie-Stiftung nicht auf die besonderen Schlüsse fest, die der Verfasser darin gezogen hat. Die Stiftung fühlt sich der Geschichte selbst verantwortlich — sie hält es für ihre Pflicht, den Varianten der Erzählung und Auffassung, soweit sie uns den Krieg als Ganzes verstehen lassen, nicht aus dem Weg zu gehen, sondern sie festzuhalten und zu bewahren.

J. T. Shotwell.

OTTO BAUMGARTEN
DER SITTLICHE ZUSTAND DES DEUTSCHEN VOLKES
UNTER DEM EINFLUSS DES KRIEGES

INHALT

Erster Teil: Die Wirkungen des Weltkriegs auf das Seelenleben des deutschen Volkes	5
1. Die Erschütterung des Wirklichkeitssinnes.....	5
2. Die Gefühlsverrohung durch den Weltkrieg	14
3. Die Entartung des Selbsterhaltungs- und Erwerbstriebes	23
4. Die Verwilderung auf sexuellem Gebiet	33
Zweiter Teil: Die Wirkungen des Weltkriegs auf das staatliche und soziale Ethos des deutschen Volkes	43
1. Die Steigerung des Gruppenegoismus	43
2. Die Zerreißung der Solidarität des Volkes durch den Partikularismus der Stämme und Stände.....	53
3. Die Rückbildung des Gemeinsinns zur natürlichen Ausschließlichkeit der Gruppeninteressen	61
4. Die Lockerung des Abhängigkeitsverhältnisses der jüngeren von der älteren Generation	70
5. Die Lockerung des Verantwortungsgefühls gegenüber der kommenden Generation	83

ERSTER TEIL

Die Wirkungen des Weltkriegs auf das Seelenleben des deutschen Volkes

1. Die Erschütterung des Wirklichkeitssinnes

Eine der wichtigsten Grundlagen der Volkssittlichkeit ist die klare Einstellung auf die Wirklichkeiten, die Tatsachen und auf die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten des Lebens. Darauf beruht die Lebensgemäßheit und Besonnenheit des Handelns und Verhaltens. Fehlt der feste Boden der Wirklichkeit und die klare Perspektive möglichen oder wahrscheinlichen Erfolgs, so gerät das ganze Handeln und Verhalten in haltlose und ziellose Verworrenheit. Man handelt nach bloßen Stimmungen und verfolgt leere Träume, denen notwendig ein bitter enttäuschtes Erwachen folgt. Man vermag sich nicht abzufinden mit den unabänderlichen Tatsachen, flüchtet sich ins Reich der Illusionen, hält sich an die unwahrscheinlichen Glücksfälle, ignoriert die wahrscheinlicheren Unglücksfälle und erlebt dann einen doppelt schmerzlichen Absturz in die unbarmherzige Welt der Tatsachen. Wie sehr ein solches Schweben in Unwirklichkeiten, Unmöglichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, das bis zuletzt auf ein plötzliches Wunder wartet, eine sittliche Haltung, Gehaltenheit, das, was die Griechen als größte Tugend feierten: Besonnenheit, Maßhalten, inneres Gleichgewicht ausschließt, wie wenig ein Leben in Ideologien, wo der Wunsch der Vater des Gedankens ist, ein starkes Meistern der Erlebnisse zuläßt, verstehen meist andere Nationen besser als die deutsche.

Wenn wir nun untersuchen wollen, wie der Weltkrieg auf den Wirklichkeitssinn des deutschen Volkes gewirkt hat, müssen wir uns zuvor darüber klar werden, daß der Wirklichkeitssinn schon vor dem Weltkrieg eine der schwächsten Seiten des deutschen Volkscharakters war. Es ist der Schatten, der ein großes Licht begleitet, daß das Volk der Dichter und Denker, das in die Weltgeschichte eintrat, als bereits die ganze Erde verteilt war, das Volk mit dem tiefen Gemüt und der produktiven Phantasie so

leicht die Schranken der Wirklichkeit überspringt und die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten nicht nach den überwiegenden empirischen Erfahrungen induktiv, sondern deduktiv, nach den Forderungen und Ableitungen von Vernunft und Gemüt berechnet. Man kann es so formulieren: derselbe Idealismus, der auf dem Gebiet des Gemüts- und Phantasielebens, auch als Pfadfinder wissenschaftlicher und technischer Erfindungen, das Geheimnis deutscher Kultursiege ist, ist auf dem Gebiet des praktisch-politischen Handelns und Urteilens der größte Feind seiner klaren Orientierung, seiner zielsicheren Einstellung. Nun hat gewiß das wilhelminische Zeitalter, das der deutschen Wirtschaft wie der deutschen Forschung die Türen zur weiten Welt und Wirklichkeit mächtig aufstieß und der deutschen Zivilisation einen stark metallischen Beigeschmack gab, nicht bloß den nächstbeteiligten Volksgenossen eine entschiedene Wendung zum Realismus beigebracht; die deutsche Volksseele hat Blick und Geschmack gewonnen für Weltwirklichkeiten, hat rechnen gelernt mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die früher verschlossen waren. Auch in der Literatur und Kunst vollzog sich ein Wandel von versonnener Innerlichkeit, von eigenbrötlerischem Individualismus zu starkem Ellbogenegefühl mit der Masse, zu überpersönlichem Sozialismus. Nicht umsonst, so schien es, hatte der große Realpolitiker, fremd aller ideologischen, parteiischen Voreingenommenheit, wandlungsreich und stark in Berechnung des wahrscheinlichen Erfolgs, hatte Bismarck das von ihm geschaffene Staatsvolk zum Gehorsam gegen die Wirklichkeit erzogen. Und doch! Wie Bismarck ein erratischer Block blieb unter den deutschen Staatsmännern, sein von bescheidener, begrenzter Weltgeltung und Weltmacht saturierter Weltanspruch alsbald überboten und durch eine phantastische Ziele, Wirkungen in die Ferne, unbegrenzte Einflüsse beanspruchende weltpolitische Ideologie ersetzt, so hat Wilhelm II., für dessen schlechthin maßgebende Vorherrschaft im deutschen Staat und Kulturleben die Nation, die sich kaum dagegen wehrte, die Mitverantwortung trägt, jenen eigentümlichen Mangel an Augenmaß für das Erreichbare und Wahrscheinliche verkörpert, das seine seltsame Verbindung von aufrichtiger Friedwilligkeit und Drang nach unbegrenzter Weltgeltung allein erklärlich macht. Aber nicht bloß in den regierenden Schichten, in der höheren Bildung, die

sich mehr und mehr von den klassizistischen zu den realistischen Schulen wandte, auch in den Arbeiterkreisen blieb bei aller Betonung der Abhängigkeit der Kultur von der Wirtschaft, der Moral von den äußeren Verhältnissen, der echt deutsche ideologische Grundzug herrschend. Nicht umsonst war der Geistesheros, der den gewaltigen politischen Aufstieg der Arbeiterschaft leitete, war Marx ein getreuer Schüler Hegels, der die Wirklichkeit spekulativ konstruiert aus einheitlichen Ideen. In keinem Lande der Welt, vielleicht Rußland ausgenommen, ist der Sozialismus so wenig aus den unbefangenen Beobachtungen des wirklichen wirtschaftlichen Lebens gespeist, so ganz den Dogmen einer abstrakten Konstruktion verknechtet wie in Deutschland. Und je gelernter, je kultivierter der deutsche Arbeiter, desto abhängiger von den Ideologien einer abstrakten Theorie. Die »Unabhängigen« und Kommunisten, die den reinen Marxismus zu vertreten glauben, stellen die neue Gesellschaftsordnung hinein in den luftleeren Raum, und alle von Kautsky erneute Warnung Marx' vor einer Umordnung aus völlig gebrochener Wirtschaft prallt ab an der echt deutschen Unentwegtheit der idealistischen Postulate.

So war es denn für Ausländer zumeist unfäßlich,¹ daß wir Deutsche mit voller Aufrichtigkeit den Frieden sichern wollten durch immer steigende Kriegsrüstung, daß wir, von einigen chauvinistischen Kreisen abgesehen, die deutsche Flotte höher und höher führen wollten, ohne an einen Konflikt mit der größten Seemacht zu denken, daß der Kanzler Bethmann Hollweg aufs tiefste überrascht war durch die englische Kriegserklärung. Er war wirklich ein typischer Vertreter deutscher Mentalität. Und kein schlechter. Viel von dem mangelnden Vertrauen der Welt zu Charakter und Ehrlichkeit der Deutschen erklärt sich aus dem Unvermögen der Welt, unseren verbohrten Idealismus als ein wirklich fehlendes Augenmaß für alle Macht und wahrscheinliche Wirkung isolierender Ansprüche zu verstehen. Sie kann es nicht fassen und darum nicht glauben, daß wir Nibelungentreue gegen Bundesgenossen, die sich ruhig Extratanz um Extratanz, ohne uns zu fragen, gestatteten, wirklich als heilige Verpflichtung

¹ Mit dem folgenden Abschnitt soll dem Ausland keinerlei Vorwurf gemacht, auch nicht etwa in die Frage der Schuld am Kriege eingegriffen, nur die deutsche Politik der wirklichkeitsfremden Illusion charakterisiert werden.

festhalten, daß wir es fertig bringen, den Italienern Bundestreue zuzutrauen, nachdem ihre vermeintlich vitalsten Interessen sie auf die gegnerische Seite zogen, daß wir nicht damit rechnen, daß das englische Weltreich nicht unbeteiligt zusehen kann, wie Deutschland die kontinentalen Mächte niederwirft und so das europäische Gleichgewicht aufhebt — diese ganze wirklichkeitsfremde Politik, die uns außer der schwächsten alle Großmächte zu Gegnern gemacht hat, erscheint den anderen Nationen als eine imperialistisch-militaristische, wofür sie in den Theorien von Treitschke, Bernhardi und Nietzsche die Erklärung suchen. Wir aber, die wir uns selbst besser kennen, trauen wie dem Kaiser so auch seinen Beratern, geschweige dem von der äußeren Politik völlig ferngehaltenen Volk die Illusion zu, allein durch die beste Kriegsrüstung zu Land und zu See und durch das Risiko, das der Angriff gegen dieselbe in sich schließt, allen möglichen Kombinationen von Nationen gewachsen zu sein, die sich durch unsere aufstrebende wirtschaftliche Macht bedroht fühlen.

Hat denn nun der Weltkrieg das deutsche Volk nicht von dieser ideologischen Verblendung kuriert? Man sollte doch denken, daß das plötzliche Erwachen zu grausamer Wirklichkeit, wie es zumal die englische Kriegserklärung bewirkte, das deutsche Volk nun zur scharfen Einstellung auf die realen Faktoren der Politik veranlaßt hätte. Und wenn wir auch der ungeheuren Überlegenheit der Entente gegenüber mit gewissem Recht auf die unvergleichliche militärische Erziehung und Führung uns verlassen mochten, mußte nicht der Hinzutritt Italiens und Rumäniens, vor allem aber Amerikas uns die Augen öffnen für die Unmöglichkeit, auf die Dauer mit einem durch Hungerblockade eingeschnürten Volk einer Welt freibeweglicher Völker zu widerstehen? Mußte nicht mindestens im Herbst 1917, als der verschärfte U-Boot-Krieg die auf sechs Monate berechnete Vollwirkung nicht erfüllte, oder endlich im Frühjahr 1918, als die große Offensive sichtbar zusammenbrach und die amerikanische Armee sich heranwälzte, die Friedensresolution der Reichstagsmehrheit sich bei den Regierenden wie im Volk Gehör und Folgsamkeit erzwingen?

Um das Gegenteil zu verstehen, soll man nicht bloß die faszinierende Wirkung der unerhörten militärischen Leistungen auf allen Kriegsschauplätzen, das blinde Vertrauen zu der Überlegen-

heit der Obersten Heeresleitung, das unterstützt wurde durch eine als schlechthin zuverlässig geglaubte, tatsächlich selbst den Rückzug an der Marne wirksam verschleiende Kriegsberichterstattung, betonen, muß man auch das eigentümliche Ethos des deutschen Volkes in Anschlag bringen, das durch die Kriegsekstase nur noch gesteigert wurde. In uns lebte der Trotz der Idee gegen die brutale Wirklichkeit. Es war doch für normale deutsche Art undenkbar, daß das durch die Siege von 1864, 1866, 1870 zur Weltmacht aufgestiegene Reich der bloßen numerischen Übermacht unterliegen würde! Auch der furchtbare Gedanke an die Folgen des verlorenen Krieges für deutsche Macht, Ehre und Kultur trieb alle Vorahnungen dieses Ausgangs in das Unterbewußtsein zurück. Und was undenkbar, unausdenkbar, das konnte nicht wirklich werden. Alle vernünftigen Berechnungen, alle sich aufdringenden Summationen der Erfahrungen: »viele Hunde sind des Hasen Tod«, »die Überzahl der goldenen und eisernen Kugeln entscheiden den Erfolg« waren vom deutschen Idealismus leicht zu überwinden durch das Vertrauen auf Geist, Recht, Willenskraft: »Der Wille siegt«, »es ist der Geist, der sich den Körper baut«, »Recht muß doch Recht bleiben«, »viel Feind', viel Ehr'«. Noch im Juli 1918, nachdem der Mißerfolg des U-Boot-Krieges und der großen Offensive, auf die zuvor alle Hoffnung gesetzt war, zusammen mit der Unzuverlässigkeit der Bundesgenossen klar zutage getreten war, konnte Ludendorff von der Reichsregierung verlangen, die verzweifelte Stimmung im Volk durch geeignete Gruppierung der Tatsachen und Möglichkeiten in Siegeszuversicht zu wandeln. So hat der deutsche Idealismus, gewiß aus der Tiefe des deutschen Gemüts, der gebieterischen Leidenschaft, des Glaubens an Geist und Willen gespeist, allen Wirklichkeitssinn in Fesseln geschlagen und alle ihm entsprechende Politik sabotiert. Und noch heute sind vortreffliche, hochbegabte, führende Geister davon überzeugt, daß die feindliche Welt sich der deutschen Überlegenheit unterworfen hätte, wenn wir nur noch kurze Zeit durchgehalten hätten. Wer sich aber der ruhigen, objektiven Berechnung aller Faktoren nicht entziehen konnte, deshalb ernste Friedensangebote mit Wiedergutmachung in Belgien und Volksabstimmung in Elsaß-Lothringen wünschte, setzte sich einem sittlichen Vorwurf mangelnden Idealismus aus.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die ins Unterbewußtsein verdrängten Komplexe von Furcht und Sorge dort Wirkungen hervorbrachten, die keineswegs der sittlichen Klarheit förderlich waren. Die mehrjährige Unterdrückung des schlichten Wirklichkeitssinns, die Gewohnheit gewordene Verweigerung des Gehorsams gegen die sich aufdrängenden Erfahrungen, der mit aller seelischen Energie immer neu aufgepeitschte Enthusiasmus der Siegeszuversicht, wie sie eine vernünftige Steuerpolitik verhinderten — jede Erhöhung der Einkommensteuer, wie die Besteuerung der Kriegsgewinnler wies Helfferich zurück: die Kriegsschulden sollten die an ihnen schuldigen Feinde bezahlen! —, so trübten sie den Blick für die auf die Dauer untragbaren Folgen der Aushungerung und für die ebenso unaufhaltsamen Zersetzungerscheinungen in der arbeitenden Bevölkerung wie im zermürbten Heer. Man *wollte* eben nicht sehen und hören, was greifbar und hörbar war für jeden unbefangenen Beobachter. Dazu kamen die entsittlichenden Wirkungen der Zensur, die das Vertrauen zu den zurechtgemachten Berichten untergrub; der nicht ganz in die Kriegspsychose eingehüllte Mann aus dem Volke, in dem die zuerst heimlichen und dann auch öffentlichen Erörterungen über die Kriegsziele das Vertrauen in die bloße Abwehraktion des Krieges und damit das Vertrauen in das Recht des Krieges erschüttert hatten, lebte in einem steten Konflikt zwischen der ihm als heiligste Pflicht gepredigten Siegeszuversicht und dem immer weniger zu betäubenden Vorgefühl des tragischen Endes. Wie viel unwahrhaftige Gesten, zur Schau getragene, mühsam erpreßte Gefühle wurden so durch die Logik des Weltkrieges, des Krieges gegen eine erdrückende Übermacht, zwangsläufig hervorgerufen! Das ganze Leben der Nation wurde in einen Nebel von Unwirklichkeit eingetaucht.

Mit dieser einfachen Feststellung sollen keinerlei absprechende Urteile über die deutsche Volksseele begründet werden. Kein anderes Volk der Welt würde, in dieselbe tragische unlösbare Problematik versetzt, diese Wirkung des Weltkrieges vermieden haben. Mag der deutsche Idealismus, besser ausgedrückt die deutsche Ideologie, der deutsche Illusionismus diesen Wirkungen Vorschub geleistet haben — ein solcher Krieg, vier Jahre fortgesetzt gegen eine erdrückende aushungernde Übermacht, konnte nur durchgehalten werden vermöge entschlossener Unterdrückung

des klar rechnenden Wirklichkeitssinnes. Die fortgesetzte Gewöhnung an solches *corriger la fortune* durch den Trotz der fordernden Idee muß aber ihre Spur zurücklassen in dem ganzen Verhalten einer Nation.

Das zeigte sich nun alsbald darin, daß die Tatsache des völlig verlorenen Weltkrieges, der erfolgreichen Propaganda der Alleinschuld Deutschlands am Weltkrieg, des engmaschigen, kein Entschlüpfen ermöglichenden Netzwerkes, in dem der Versailler Friedensvertrag Deutschlands Weltstellung und Weltgeltung tatsächlich, wenn auch nicht absichtlich, erdrosselte, daß diese völlig klare Tatsache von ganz wenigen Angehörigen der Nation realisiert wurde. Die weitesten Kreise hofften trotz allem auf Möglichkeiten, sich den engen Maschen des Vertrages zu entziehen, und sei es mit englischer, sei es mit amerikanischer Hilfe, sei es durch ein völlig unbestimmtes »something turning up«, sich dem furchtbaren Schicksal hoffnungsloser Ohnmacht und Verarmung zu entziehen. Jede Regierung, die den Tatsachen ehrlich Rechnung trug und demgemäß eine entschlossene Politik der Erfüllung der im Friedensvertrag übernommenen Verpflichtungen begann, hatte einen nahezu aussichtslosen Kampf gegen den deutschen Idealismus, zumal in der deutschen Jugend, zu bestehen. Gerade die besten, edelsten, vaterlandsliebenden Teile der Nation verlangten immer wieder, daß die Nation sich aufraffe zu einem möglichst aktiven oder doch passiven Widerstand gegen die Diktate des unbarmherzigen Feindes. Wenn man von ihnen den Nachweis verlangte, daß dafür die Wahrscheinlichkeit oder doch mindestens die Möglichkeit des Erfolges bei der völligen Machtlosigkeit des Reichs und der Entschlossenheit der Feinde zur restlosen Durchführung des Vertrages bestehe, so wurde man mit lauten Gefühls- und Phantasieausbrüchen zum Schweigen gebracht.

Dieselbe Unfähigkeit, sich auf die wirklichen Machtverhältnisse einzustellen, zerrüttete unser deutsches Finanzwesen. Wie lange dauerte es, bis die deutsche Finanzwirtschaft ergiebige, auch die Substanz des Einzelvermögens scharf erfassende Steuern erhob, statt die Zukunft der deutschen Wirtschaft durch eine unabsehbare Emission von Papiergeld, durch den Inflations- und Assignatenschwindel zu belasten! Das Schlimmste an diesem mutlosen Hinabgleitenlassen der Geldwirtschaft ins Schwindelhafte war die weitere Zerrüttung des deutschen Wirklichkeits-

sinnes. Mochte man zunächst noch auf eine ausländische Anleihe hoffen, die für all die Verluste an realen Werten Ersatz und Deckung schaffen konnte, so verschwand bald infolge des rettungslosen Verfalls der Mark jede begründete Aussicht auf auswärtige Sanierung. Inzwischen setzten die weitesten Volkskreise, Arbeiter wie Gebildete, einen *standard of life* fort, der der tatsächlichen Verarmung keinerlei Rechnung trug. Nachdem die Grundlagen einer gesunden Gehalts- und Lohnpolitik verlassen und eine mögliche Ausgleichung des Verdienstes der ungelerten, jugendlichen an den der gelernten, verheirateten Kräfte durchgeführt worden war — eine Angleichung, die ebenfalls eine Verleugnung des Tatsachensinnes darstellt —, konnte, vermehrt durch die völlige Lähmung des Spartriebes, ein leichtsinniges Verschwenden des vermeintlich gestiegenen Einkommens einsetzen, das jeder Verantwortung für die Zukunft Hohn sprach.

Während dieser schwindelhafte, unreelle Zustand der deutschen Finanz- und Lebenshaltung sich bei ruhigem Überlegen als zwangsläufige Wirkung des verlorenen Weltkrieges charakterisiert, kommt eine andere Erscheinung auf das Konto der spezifisch deutschen Mentalität, dieses illusionistischen, ideologischen Idealismus. Während jeder klarblickende Wirklichkeitsmensch sich sagen mußte, daß mit dem deutschen Staat und der deutschen Finanzwirtschaft auch jeder Stand der Nation und jeder Zweig der deutschen Wirtschaft die Reduktion seiner Gewinnchancen erleiden müsse, glaubte nun der Bauern- wie der Arbeiterstand, aber auch der Lehrerstand die Zeit gekommen, um die von ihnen beanspruchte Vormachtstellung im deutschen Wesen dauernd zu befestigen. Die Konjunkturen und die Ohnmacht der staatlichen Zentralgewalt ausnutzend, setzten Landwirte wie Industriearbeiter ihre Eigeninteressen rücksichtslos durch und behaupteten, ohne durchschlagende Widerlegung zu finden, daß die großen Unternehmer sich durch Flucht ihrer Kapitalien ins Ausland und durch Steuersabotierung auf Kosten der Gesamtheit bereicherten. Es ist hier nicht der Ort, auf diese wirtschaftlichen, schwer zu fassenden Tatbestände einzugehen. Erinnert sei nur noch an die eigentümliche, jedem gesunden Tatsachensinn ins Gesicht schlagende Tatsache, daß die große Reichsschulkonferenz von 1920, während gerade eine den Fortbestand des Reiches in Frage stellende Kabinettskrise bestand, ungemessene Mehr-

forderungen an die Reichsfinanzen formulierte zur allgemeinen Hebung der deutschen Volksbildung, Fortbildung, Volkshochschulbildung, insbesondere der Universitätsbildung der Volksschullehrer. Man hatte offenbar noch gar keine Ahnung davon, daß zur Befriedigung der feindlichen Reparationsansprüche auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens ein rücksichtsloser Abbau eintreten müsse, der unvereinbar ist mit den aus dem höchsten Bildungsideal abgeleiteten Mehrforderungen der deutschen Schule. Wer aber zur gleichen Zeit der studierenden Jugend zu bedenken gab, daß sie durch rechtzeitigen Verzicht auf die aussichtslose Laufbahn der meisten akademischen Berufe unaufhaltsamem Elend vorbeugen möchte, der begegnete dem entschlossenen Trotz der idealistischen Forderer gegen solche Beschränkung ihrer berechtigten Ansprüche an den Staat.

Nur nebenher sei erinnert an die unser Staats- und Volksleben und unseren Kredit in der Welt wie nichts anderes zerrüttenden *Putsche*, die doch nur der Ideologie solcher Kreise entstammten, die lediglich unter gewissen hemmungslosen Gefühlsurteilen stehen und jede klare Vorausberechnung dessen ablehnen, ob sie es auch haben durchzuführen. Es zeigt sich hier am deutlichsten die Zerrüttung des Wirklichkeitssinnes, der sich der vollen Verantwortung für die Durchführbarkeit der Unternehmungen, ohne die sie zu Verbrechen an der Nation werden, bewußt sein muß. Statt die Dinge unter Abschätzung der wahrscheinlichen Gegenwirkungen bis zu Ende zu denken, werden sie unter dem Antrieb idealistischer oder ideologischer Forderungen angedacht. Darin sind kommunistische und nationalistische Putschisten einander wesensverwandt: es fehlt aller Gehorsam gegen die Gesetze der Wirklichkeit und Wirksamkeit. Aber auch die gemäßigten, disziplinierten Kreise des Volkes, der Arbeiter wie bürgerlichen Parteien rennen immer wieder mit dem Kopf gegen die Mauern der unerbittlichen Wirklichkeit, und das sich immer wieder herausstellende »Zuspät«, das fast allen Unterordnungen der idealen Wünsche der Nation unter die Erreichbarkeiten anhaftet, ist nicht sowohl der Einsichtslosigkeit der Regierung als der Langsamkeit zuzuschreiben, womit die deutsche Volksseele sich abfindet mit den Folgen des verlorenen Weltkrieges.

So darf denn gewiß die Erschütterung des Wirklichkeitssinnes der deutschen Volksseele, durch die sich das Schiefe und Unzu-

längliche der deutschen Politik und Lebenshaltung zumeist erklärt, ob sie schon auf einer vor dem Weltkrieg bestehenden Schwäche der deutschen Art beruht, in ihrem tragischen Ausmaß als eine der bedeutendsten sittlichen Wirkungen des Weltkrieges angesprochen werden. Denn die vieljährige Durchführung dieses Krieges gegen eine Welt von Feinden war nur möglich vermöge einer Gewöhnung an idealistische, ideologische, illusionistische Zurechtrückung der tatsächlichen Verhältnisse, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die tiefe, nachhaltige Spuren in der Volkspsyche zurücklassen muß.

2. Die Gefühlsverrohung durch den Weltkrieg²

Man wird im allgemeinen bei diesem Kapitel nicht auf die Vorkriegszeit zurückzugreifen haben. Gefühlsroheit war niemals ein Wesensmerkmal deutscher Volksart. Gewiß gab es auch vor dem Kriege genug Roheitsdelikte in deutschen Landen, in Gebirgs- und abgelegenen Gegenden mehr noch als in den zivilisierteren Niederungen. Der großen Derbheit im Ausdruck verletzter Selbstachtung und Selbstliebe entsprach aber gar nicht immer Roheit des Empfindens. In der deutschen Schule legte man großen Wert auf die Schonung der Tiere wie der Bäume, in der richtigen Annahme, daß darin der Maßstab für die Gefühlskultur zu finden ist. Man darf wohl behaupten, daß gerade in den Großstädten, die im übrigen kein Hort der Sitten und der sittlichen Bindungen sind, obenan in Berlin, ein zartes, reizbares Gefühlsleben, eine gewisse Empfindsamkeit für das, was anderen wehe tut und sie verletzt, für die Schwächeren und von der Natur Benachteiligten sich durchweg aussprach. Schonende Rücksicht auf das Alter, das sich im Einräumen des Platzes in der Bahn und auf dem Bürgersteig ausspricht, gehörte zu der primitivsten Erziehung, deren Mangel sich niemand ruhig vorwerfen ließ.

Wenn man nach dem Kriege in Deutschland in allen berührten Punkten allgemeine Klagen hörte, wenn man im täglichen, ja stündlichen Verkehr — ganz abgesehen von der Kriminalität, die nur extreme Fälle einschließt — sich stoßen mußte an den Ver-

² Der Verfasser resümiert in den folgenden Kapiteln, was er fortlaufend während des Krieges in der »Kirchlichen Monatsschönung« seiner bei Mohr-Siebeck, Tübingen, erschienenen Monatschrift »Evangelische Freiheit« aus lebendiger Beobachtung aufgezeichnet hat.

letzungen zarter Rücksicht, an der rücksichtslosen Derbheit, ja Brutalität der Geltendmachung eigener Ansprüche, wenn man schon gar nicht mehr sich wunderte über die mangelnde Ehrerbietung der Jüngeren gegen die Älteren, der Stärkeren gegen die Schwächeren, gar nicht mehr erwartete, daß Älteren in Eisen- und Straßenbahn von Jüngeren der Platz angeboten, auf dem Bürgersteig ausgewichen wurde, wenn man so oft von mutwilliger Zerstörung tierischen und pflanzlichen Lebens, Anschneiden junger Bäume las, so spricht das alles für eine gewisse Verrohung der Gefühle, für die wir nur den Weltkrieg verantwortlich machen können.

Besonders aber scheint die Hochachtung vor dem Leben als etwas Unantastbarem, Heiligem geschwunden zu sein. Zwar das eigene Leben wird von demselben Volke, welches es während des Krieges schonungslos einsetzte, aufs äußerste geschont. Daß die Revolution fast ohne Blutvergießen vor sich ging, die Vorkämpfer des alten Kurses so wenig ihr Leben für ihre Überzeugung in die Schanze schlugen, daß auch bei den Putschen der eigene Hals verhältnismäßig so wenig riskiert wurde, scheint auf eine durchgängige Reaktion auf die Blutverschwendung des Weltkrieges zu weisen. Aber bei denselben Putschen, den Plünderungen und Raubzügen tritt eine ungeheure Gleichgültigkeit gegen das Leben der anderen hervor, wie dann auch das Spiel mit Revolver und Dolch im Kampf gegen die Vorkämpfer eines verhaßten politischen Systems keine Grenzen mehr kennt. Wenn man nun auch den idealistischen Faktor der sittlichen Entrüstung gegen »Zerstörer des Vaterlandes« mit in Anrechnung bringt, vollendet sich der sonstwie gewonnene Eindruck einer erheblichen Verrohung des deutschen Gefühlslebens.

Ich glaube nicht, daß man darin wieder nur eine Verfestigung schon vor dem Kriege im deutschen Wesen angelegter Schattenseiten zu erblicken hat. Zwar hat man vor dem Kriege im Blick auf unser verkommenes Wohnungswesen und auf den Tiefstand unseres Geschmacks in bezug auf Schaustellungen, Kinos usw. davon gesprochen, daß die innersten geistigen Kräfte der Nation nicht denselben Aufstieg erlebt haben wie die äußere Zivilisation, daß die allerinnerste Kultur doch vielfach bei uns brachgelegen hat. Aber es handelt sich für uns gar nicht um die allerinnerste, sondern um die durchschnittliche, einfache Gefühls-

kultur, deren fortschreitende Vergröberung und Verwahrlosung vor dem Kriege nicht zu konstatieren, nun aber auch dem schlichten Beobachter unverkennbar ist.

Und nun muß man doch sagen, daß es ein Wunder wäre, wenn der mehr als vierjährige Weltkrieg dem rings umschlossenen, bedrängten Volk diesen Verlust an Kultur der Gefühle nicht eingebracht hätte. Versetzen wir uns wieder einmal in »des Heervolkes Seele«, wie sie Faendrich doch wohl zutreffend geschildert hat! Danach kann von einem eigentlichen Leben im Felde je länger, desto weniger geredet werden — von vielen einzelnen Fällen abgesehen, wo der Heroismus bis zu Ende durchhielt. Vom Kulturmenschen sinkt der Durchschnittskrieger herab zum Massengeschöpf. Nur »durch die ungeheure Vereinfachung und Minderung der seelischen Welt« ist es möglich, so etwas wie ein Seelenleben zu erhalten. Er geht auf und unter in der Abwehr der drohenden Gefahr. Und wenn wir auch ablehnen müssen, daß der deutsche Soldat roher und grausamer war als die anderen, eine gewisse Hornhaut mußte sich auch er anschaffen. Wer will sich zu Gericht setzen über in steter Lebensgefahr lebende Menschen, wenn sie in Mordlust und Rauflust geraten?

Wir zu Hause glaubten zunächst gern, daß nur die schwere Reizung durch die Brutalität der Feinde auch unsere Leute hie und da in den Geist der Niedrigkeit und Zügellosigkeit hineintrieb. Genug, daß je länger je mehr Gefühlslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Mittel der Abwehr überhandnahm. Barbusse hat uns diese unvermeidliche Wirkung langen Lebens in dieser Hölle von Feuer und Blut überzeugend geschildert. Man lasse nur einmal die täglichen Anblicke der Kämpfer auf sich wirken! »Menschen liegen an den Straßen und auf den Feldern, oft ganz schrecklich zugerichtet; aber um die Toten dürfen wir uns gar nicht kümmern; man fährt vorbei, als ob nichts wäre. Das menschliche Gefühl entweicht ganz; es gibt nur einen Gedanken: Vorwärts!« Vortrefflich hat Fritz Philippi die innere Lage des Heervolkes beschrieben, das die Feinde, wie er ehrlich glaubte, gezwungen, ein Volk des Zornes zu werden, und das es nun mit gutem Gewissen sein wollte. Philippi singt: »Wir sind das Volk des Zorns geworden; wir denken nur noch an den Krieg. Wir beten als grimmiger Männerorden bluteingeschworen um Sieg. Wir üben Gottes allmächtigen Willen, und seiner Gerechtigkeit

Schrei wollen wir an den Frevlern rächend erfüllen in heiliger Raserei.«

Hier ist der Blutrausch noch verbunden mit edelster Heldenart. Aber auf die Dauer von Jahren, in ewig gleichem Schützengrabendienst, beim gefährlichsten Nichtstun, oder gar in der Etappe, wo nach dem Abbau des Alkoholverbots, das zunächst noch unendlich viel Roheit bändigte, der gemeinste Lebensgenuß sich breit machte, wirkte die vielgerühmte Vereinfachung der Sitten und Gewohnheiten, die Rückkehr zur Unkultur nicht mehr als Gegengewicht gegen die furchtbar verwildernde Atmosphäre des Massenmords. Noch 1915 konnte man hoffen, daß aus diesem Massenmord und Greuel der Verwüstung der Segen der Verinnerlichung erwüchse. Aber seit 1916 trat in den Feldbriefen das seltsame Wachsen des Gefühls für das Natürliche, Ursprüngliche, Einfache, die Aufgeschlossenheit für die Natur und gelegentliche Regungen der eigenen Seele, humorvolle Fügung in die anspruchslose Lebensführung, Ausführen auch der schwersten oder widerlichsten Arbeiten mit jener Selbstverständlichkeit des Unvermeidlichen zurück hinter die müde Gelassenheit und resignierte Apathie. Im besten Falle hatte sich die anfängliche Begeisterung in einen Winkel des Herzens zurückgezogen und war starrer Wille des Durchhaltens geworden, der aber auch alle weichen, zarteren Gefühlstöne zum Schweigen brachte.

Man soll über die steigende Verrohung oder doch Verhärtung der Gefühle nicht urteilen. Sie erfolgte zwangsläufig; nur wenige starke Persönlichkeiten konnten sich dem immer wiederkehrenden Druck der bluterfüllten Luft entziehen. Wer reizbares, weiches Gefühl sich hindurchrettete und stark reagierte gegen die furchtbaren Eindrücke des wilden Kriegsglücks, der mußte unbeschreiblich leiden. Die Abhärtung und Abstumpfung der Empfindlichkeit gelang um so leichter, als nur wenige ein starkes Gefühl der Mitverantwortung haben konnten. Es bleiben noch überraschend viele, kleine, zarte Spuren einer reizbaren Seele zumal dem Kleinen, Schwachen, Tieren, Pflanzen gegenüber zurück; aber im großen und ganzen reagierte die Seele nur noch dumpf.

Im Anfang des Krieges holten sich die Frontsoldaten Erfrischung und Aufreizung der Gefühle aus der Heimat und in der Heimat. Die ganze Familienpoesie sprach durch die Feldbriefe zu ihnen

und erneuerte ihre seelische Reizbarkeit; späterhin verloren auch sie ihre seelische Spannkraft und ihre aufmunternde Fröhlichkeit. Und die Urlaubsaufenthalte daheim boten mehr und mehr kein wirkliches Gegengewicht gegen die abstumpfende Wirkung des Kriegsdienstes. Oft hörte man davon, daß den aus der Heimat an die Front Zurückgekehrten es doppelt schwer werde, sich dem dumpfen Druck des unabsehbaren Mordens zu entziehen. Denn in der Heimat verlor sich immer mehr die frische Farbe lebendiger Gefühle.

Bald wurden die Heimgekehrten abgestoßen von dem mangelnden Miterleben der Heimat. Dazu trug wesentlich die Vergnügungssucht bei. In den ersten Tagen des Krieges war es wohl die nächste Empfindung aller gesund denkenden Leute: alle überflüssigen Bedürfnisse, alle lärmenden Vergnügungen, aller Luxus, alle Geselligkeit, nicht bloß Champagner und Austern, auch Puter und Champignons, ja womöglich Zucker und Zimt müssen dem Ernst der Lage, den Ersparnissen für Kriegszwecke, Kriegshilfe und Liebesgaben geopfert werden. So wie in den hochgestimmten Tagen der Mobilmachung aller Alkohol auf Bahnhöfen und Truppensammelplätzen verboten war, so hielten sich die auf Anstand Haltenden gebunden, den Alkoholgenuß aufs äußerste einzuschränken, Vorspeisen und Nachtische abzuschaffen und selbst bei Taufen und Trauungen den Charakter der Zeit in größter Frugalität auszuprägen. Es war ein Trieb zum Fasten als dem symbolischen Ausdruck der inneren Ergriffenheit der Seele erwachsen. Nicht bloß sorgende Gedanken über das wirtschaftliche Durchhalten durch die schwere Zeit, auch tiefinnerliche Hemmungen hielten von der Fortsetzung der bisherigen Lebenshaltung ab. Man durfte nicht bloß eine Rückkehr des Volkes zur Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, zur Schlichtheit und Gleichheit der Lebenshaltung als nächste Frucht des ungeheuren Schicksals, auch eine Verinnerlichung und feinere Stimmung des ganzen Seelenlebens erhoffen. Aber schon zu Weihnachten 1914 setzte eine ungeheure Mehlgewandung ein, zunächst für Liebespakete ins Feld, dann auch für daheim. Die ungeheure Nervenanzugspannung, die der Krieg mit sich brachte, forderte gebieterisch reichliche Ernährung. Bald verlor sich in breiten Schichten die Vereinfachung des Lebensstils und Entwöhnung von knechtender Kulturabhängigkeit. Und als die

Rationierung fast aller Lebensmittel diese Entwöhnung erzwang, hatte sie allen moralischen Wert verloren, wurde nur als dumpfe Notwendigkeit ertragen. Begreiflicherweise konnte die große, heroisch-asketische Gehaltenheit in der Masse nicht länger vorhalten, zumal dann die Fülle von Zwangsverordnungen und einander aufhebenden Einschränkungen das Leben zu einem steten Ankämpfen gegen schier unerträgliche Lasten machte. Neben den schwer Entbehrenden, die den Verordnungen strikten Gehorsam leisteten, machten sich die Hamsterer und Schieber und Kriegsgewinnler breit: auch in der Heimat herrschte ein ruheloser Kampf, der alle feineren altruistischen und alle zarteren Gefühle in Fesseln schlug. Die Raubtierinstinkte teilten sich mit den aufgepeitschten Vortrefflichkeitsgefühlen in die Beute einer aus den Fugen geratenen Gesellschaft.

Eine unglaubliche Stimmungs- und Stillosigkeit aller Kreise oben wie unten, zumal der weiblichen Jugend, eine unverständliche Vergnügens- und Putz- und Modesucht, ausgelassenste Fröhlichkeit auf Straßen und in Wirtschaften beleidigte alle von dem furchtbaren Ernst und der nahe drohenden Gefahr Ergriffenen. Die erhofften vertiefenden und vereinfachenden Wirkungen des Krieges gingen unter in dem Streben, auf allen Wegen und mit allen Mitteln der Not und Einschränkung zu spotten. Der Kontrast dieser Haltung mit dem furchtbaren Ernst der Lage wirkte sich aus in einer Verrohung des Empfindungslebens, die einer dumpfen Resignation wich, als die Folgen der Hungerblockade nur noch wenigen die Fortsetzung des alten Lebensstils ermöglichten. Wie dann die rücksichtslose Raffgier, die aus der pflichtmäßigen Fürsorge für die eigene Person und Familie erwuchs und einfach als normal und nur von wenigen überwindbar zu beurteilen ist, auf alle zarten Fühlfäden für anderer gleiches Recht und größeres Leid zerstörend wirken mußte, bedarf keiner weiteren Begründung.

Wir müssen aber noch auf einen besonderen Faktor hinweisen, der sich erst jetzt in seiner vollen Nachwirkung zeigt: die *Verwilderung der Jugend*. Wir reden nicht besonders — dies der Kriminalstatistik überlassend — von der seit Kriegsbeginn mächtig ansteigenden Zahl der angeklagten und verurteilten Jugendlichen. Die Hauptursache dieser Erscheinung gilt auch für die nicht kriminell gewordene Jugend: ihre mangelnde Beaufsichti-

gung und Zurechtweisung. Gegen Ende des Krieges war die überwiegende Zahl der Väter im Felde oder doch von Hause entfernt; die Mütter wurden mit den wild umherstreifenden Rangen nicht fertig. Das Übel wurde noch schlimmer, als wegen Belegung der Schulräume und Einziehung der Lehrer der Unterricht und die Beschäftigung und Beaufsichtigung der Kinder in der Schule stark verkürzt wurde. Dadurch gewinnt die unreife Jugend mehr unbeschäftigte Freizeit, als sie vertragen kann, treibt sich herum und verfällt vielfacher Verführung, vor allem zum Diebstahl. Dazu kam die wirtschaftliche Kriegsnot: die Mutter, zu Arbeit und Gelderwerb außer dem Hause gezwungen, auch durch die zeitraubenden Lebensmitteleinkäufe, das ewige Anstehen für die rationierten Waren, viele Stunden von Hause fortgehalten, waren beim besten Willen nicht mehr verantwortlich zu machen für die Verwilderung ihrer Kinder. Die Jugendlichen mußten aber alsbald nach der Schulentlassung zu möglichst ausgiebigem Mitverdienen herangezogen und somit ganz dem wildesten Erwerbstrieb überlassen werden. Denn da mehr und mehr der Spartrieb ausgeschaltet wurde, da Sparen sinnlos war, die Mütter aber den übermäßig verdienenden Halbstarken nur eine bescheidene Beisteuer zum gemeinsamen Haushalt abfordern konnten, da die Gesetzgebung weder Sparzwang noch eine Zwangskasse für Ausgleich der Spannung zwischen Überschüssen des Verdienstes der Jugendlichen und unzulänglichen Verdiensten der Verheirateten einrichtete, behielten die völlig undisziplinierten und allzufrüh auf sich gestellten Jungen und Mädchen viel zuviel Geld in den Händen, das sie mangels der Gewöhnung an nützliche Verwendung für Zigaretten und Bier beziehungsweise in Konditoreien und Cafés verschwendeten, während sie an der immer schlimmer werdenden Not achtlos vorbeigingen. Gerade diese Entwöhnung von jeder sozialen Auffassung der verpflichtenden besseren Lage und die völlige Überlassung der unreifen Elemente an sich selbst, die Dekomposition des sozialen Lohnsystems, das für die Entlohnung neben dem realen Wert der Arbeit auch den steigenden Lebensbedarf der Verdienenden in Betracht zieht, eine Dekomposition, die die Revolution leider zu einer grundsätzlichen Angleichung der Löhne der ungelernten und angelernten an die der gelernten Arbeiter ausbaute, hat eine ungeheure Mitschuld an der Verwilderung der deutschen Jugend. Die wäh-

rend der Kriegszeit unbeaufsichtigt und unbestraft, wild und frühreif aufgewachsene Jugend, die dann infolge des Friedensvertrages auch noch der heilsamen, wenn auch harten und vielfach inhumanen Zucht und Disziplin der Militärdienstzeit entbehren muß, ist naturgemäß dem wilden Wuchern ihres Trieb-
lebens preisgegeben.

Wenn diese Verrohung sich nun als Verrohung des Empfindungslebens geltend macht, kann in keiner Weise die Veranlagung der deutschen Seele oder die Willensschwäche der deutschen Eltern, muß allein der Weltkrieg mit seiner langen Auflösung aller Erziehungsbande dafür verantwortlich gemacht werden. Man wird auch der deutschen Regierung keine allzu große Mitschuld daran zuschieben, weil sie zwangsläufig wesentlich auf Erfüllung der Kriegserfordernisse eingestellt war, die eben jene Vernachlässigung der Erziehung und Lockerung des Familienzusammenhangs gebieterisch forderte. Am wenigsten war die entsetzliche Verrohung, Abhärtung und Abstumpfung des Empfindungslebens zu umgehen, die in der Einreihung achtzehnjähriger Jungen in das kämpfende Heer, in Reih' und Glied mit der notwendig verrohten Männerwelt gegeben war. Schon allein, daß man sie in diese täglichen Greuel von Mord und Hinterlist verwickelte, ihre weichen, ungefesteten Seelen der sinnlosen Grausamkeit, dem Ungestüm und Ungefähr der stündlichen Lebensgefahr preisgab, mußte so eine frühe Verbitterung oder eine dauernde Verhärtung ihrer Seele bewirken. Der Glaube an Humanität, an Sinn und Ordnung des Lebens, an eine bestimmte Weltordnung muß im Durchschnitt so erwachsener Jugend unentwickelt oder früh ausgerottet bleiben und zu Anarchie der Willkürfreiheit prädisponieren.

Schließlich darf die Wirkung der durch den Weltkrieg katastrophal gewordenen Wohnungsnot nicht übersehen werden. Es ist zwar nicht zu behaupten, daß sie nicht schon vor dem Kriege in verhängnisvollem Ausmaß bestand. Alle soziale Verantwortung fühlenden Volksfreunde haben in dem Jahrzehnt vor dem Krieg auf die verheerenden Wirkungen der kapitalistischen Ausbeutung der Wohnungsknappheit in Stadt und Land hingewiesen und gesetzgeberische Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung gefordert. Das mächtige Anwachsen der Bodenreform-Bewegung beweist die bereits riesengroß gewordene Wohnungsnot. Es sei nur

erinnert daran, daß es 1904 in Berlin 6899 Wohnungen gab, die überhaupt keinen heizbaren Wohnraum hatten, daß in solchen »Wohnungen« 13 570 Menschen verkommen mußten, daß 860 000 Menschen sich in 2540 unmenschlichen Behausungen mit nur einem heizbaren Raum zusammendrängen mußten, daß in Berlin von 1380 Lungenkranken 360 in unheizbaren Löchern hausten, die Wohnung von 611 weiteren nur durch eine Kochmaschine zu erwärmen war. Die Wohnungsnot auf dem Lande war vor dem Kriege kaum geringer als in der Großstadt. Von einem schlesischen Dorf hören wir — und das ist typisch —, daß von 335 Familien 251 zwei bis drei Wohnräume, das heißt zumeist eine Wohnküche und eine Stube oder Kammer, 202 nur einen heizbaren Raum (also über 60 vH), 61 überhaupt nur einen Raum hatten. Von den 202 Wohnungen wurden 127 von 5 bis 11 Personen, von den 61 mit nur einem Raum 28 von mehr als 5 Personen bewohnt. Es war daher nichts Seltenes, daß in einem Raum 7, 8 oder 9 Menschen wohnen mußten. Von den 335 Familien hatten 215 nicht Betten für jede Person (64 vH); auch hier ist es gar nichts Seltenes, daß 8 Personen in 4, 10 in 5, aber auch 11 Personen in 4 und einmal gar 15 Personen in 7 Betten schlafen müssen.

Während des Krieges wetteiferten Vereine und Verwaltungen von Reich, Staaten und Städten in Vorsorge für den alsbaldigen Wiederbeginn der während des Krieges natürlich völlig aussetzenden Bautätigkeit; im letzten Kriegsjahr waren die Pläne für einen großzügigen Kleinhaus- und Mietwohnungsbau, wie für Kriegersiedlungen völlig fertiggestellt; aber die unaufhaltsame Folge des verlorenen Weltkrieges und der ins Bodenlose stürzenden Mark war die Undurchführbarkeit all der wohlvorbereiteten Pläne. Mag auch da und dort mangelnder Wagemut oder kapitalistische Selbstsucht durchführbaren Kleinhaus- und Siedlungsplänen die Geldmittel vorenthalten haben — im ganzen war die im Frieden durch mangelndes soziales Verantwortungsgefühl entstandene Wohnungsnot durch den Weltkrieg und den Friedensschluß katastrophal und unabänderlich geworden. Man vergesse nicht, daß durch den Krieg und die Abtrennungen deutschen Landes und deutscher Kolonien in Versailles Hunderttausende vertriebener Auslands- und Grenzland-Deutscher nach Deutschland zurückströmten, deren Zahl erheblich verstärkt

wurde durch die französisch-belgischen Maßnahmen im Ruhrgebiet. Noch stärker wohl wirkte der an sich begrüßenswerte Anspruch der Industriearbeiter auf menschenwürdige, »bürgerliche« Wohnverhältnisse ein, der schon im Kriege sich in der Wohnungsbewirtschaftung durchsetzte und den früheren Wohnungsluxus des Mittelstandes vielfach geradezu in ein Wohnungselend verwandelte. Die Revolution hat diese Entwicklung nicht geschaffen, aber bestärkt und beschleunigt. — Es ist nicht nötig, eine Statistik der so entstandenen, in alle Beziehungen eingreifenden Wohn- und besonders Bettennot vorzuführen. Es genügt zu sagen, daß die Freizügigkeit in Stadt und Land dadurch ebenso zu einem überwundenen Zustand geworden ist wie das gesamte deutsche Familienleben aufs äußerste bedroht.

In unserem Zusammenhang aber muß mit allem Nachdruck auf die zwangsläufige Rückwirkung dieser furchtbaren Lebensnot der beklagenswertesten Folge des langen und verlorenen Weltkrieges — denn 1914 setzte gerade eine gründliche Reform des gesamten Wohnungswesens ein — auf die Verrohung des Empfindungslebens hingewiesen werden. Der Verzicht auf alle Intimität, auf alle Geheimhaltung der intimsten Vorgänge, auf alle Besonderung des Ehebettes und der heranwachsenden Geschlechter, überhaupt aber auf alles Fürsich- und Beisichsein bedeutet die Unterbindung der Entwicklung aller zarten Fühlfäden, aller Grundgefühle von Anmut und Würde, von Scheu und Pietät, die Verwilderung der Heranwachsenden, den Verlust an innerster Kultur. Wenn dann in solcher Verwilderung aufgewachsene Menschen den zuvor dargestellten Wirkungen eines langen Krieges und seiner grausamen Vergeltung, dem anhaltenden finanziellen, sozialen und Gefühlsdruck ausgesetzt wurden, muß ein sonst anständiges und sittsames und feinfühliges Volk notwendig in weiten Kreisen zu jener Verrohung von Empfindungen, Sitten und Gepflogenheiten kommen, die mehr als alle Delikte und kriminellen Vergehen den sittlichen Niedergang des Volkslebens erwarten läßt.

3. Die Entartung des Selbsterhaltungs- und Erwerbstriebes

Wenn man die Kriegstagebücher durchgeht, kann man am wenigsten die steigende Entartung des Selbsterhaltungs-, besonders des Erwerbstriebes übersehen. Hier liegt die wesentliche

Schuld des Weltkrieges an der sittlichen Verderbnis eines Kulturvolkes am klarsten zutage. Denn dieser starke Naturtrieb, ohne den kein Leben, keine Zivilisation, kein Handel und Verkehr zu denken ist, verliert die natürlichen Hemmungen, die ihm der freie Wettbewerb, das Gesetz von Angebot und Nachfrage, die Abhängigkeit des Gewinns von der internationalen Marktlage, die unbedingt regulierend wirkt auf den Selbstbereicherungstrieb, entgegenstellen. Die Abhängigkeit der Masse der Erwerbenden und sich Nährenden von den allgemeinen Bedingungen des geschäftlichen Verkehrs, von den Naturgesetzen der Wirtschaft wie von ihren Störungen, hat der Weltkrieg auch denen aufgedrängt, die die Widerstandskraft eines wohlgezogenen Willens gegen die Versuchungen zu selbstsüchtiger Ausbeutung der Gelegenheiten hoch einschätzen. Wenn dann durch lange Jahre hindurch die angedeuteten Vorbedingungen einer gesunden Wirtschaftlichkeit ausgeschaltet werden, da *muß* mit der Außerkraftsetzung der allgemeinen Erfahrungsgesetze wie »Ehrlich währt am längsten« die Sittlichkeit aus dem Geschäfts- und Verkehrsleben weichen, und wenn solches Moratorium der Geschäfts- und Erwerbsmoral sich für Jahre festsetzt, muß das Niveau der Volkssittlichkeit dauernd sinken.

Man konnte wohl vor dem Kriege die Klage hören, daß die alte biedere, solide, etwas spießige Frugalität und Bescheidenheit der deutschen Gesellschaft unter der Einwirkung des rasch steigenden Reichtums der Nation dem maßlosen Triebe der Selbstdurchsetzung und Selbstbereicherung Platz gemacht habe. Großmannssucht und teils materielle, teils ästhetische Genußsucht, Konkurrenz mit englischem Sport- und amerikanischem Reklamewesen forderten einen viel reicheren Lebensstil, als wir ihn bislang gewohnt waren, und setzten eine sehr gesteigerte Erwerbsucht voraus. Auch konnte man nicht sagen, daß bei der Verwertung des wirtschaftlichen Gewinns der Grundsatz noblesse oblige entscheidend mitgewirkt hätte. Wie wenige Stiftungen stolzen Bürgersinns, wie wenige Denkmäler einer geldgewinnenden Zeit sind von der Generation vor dem Kriege in die Welt gesetzt! Dagegen blühte in der besseren Gesellschaft eine unerfreuliche Streberei nach Geltendmachung der sozialen Stellung, wiesie besonders in prunkvoller, üppiger Geselligkeit sich spreizte. So erhoffte man dann zunächst von dem Kriege eine gesunde Ein-

schränkung des Selbsterhaltungs-, Selbstbereicherungs-, Auszeichnungstrieb durch einen großzügigen Gemeinschafts- und Solidaritätstrieb. Es schien auch so, als ob Opferwilligkeit, Nächstenliebe, Selbstverleugnung aus der nationalen Begeisterung geboren würden. Eine Freuden- und Leidensgemeinschaft schien in dem von einer Übermacht umschlossenen Volk eine große Zeit des Solidaritätsgefühls zu erwecken. Man konnte mit einem gewissen Recht reden von weitgehender Überwindung von Eigennutz und eitler Auszeichnungslust durch die Freude am Geben und am Helfen, die so reiche Aufforderung fand. Und von unzähligen einzelnen und kleineren Kreisen wurde durch den ganzen Krieg hindurch diese heroische, großzügige Gesinnung festgehalten.

Wenn man aber in den Lazaretten beobachten mußte, daß der heroische Kriegergeist noch einige Zeit während der ersten Ermattungs- und Leidenswochen vorhält und ergreifend wirkt, aber dann bei der Rekonvaleszenz einer leichten Zugänglichkeit für alle Verweichlichung und Verwöhnung und einer Fülle von Ansprüchen moderner Kulturmenschen weicht, so häuften sich bald die wirtschaftlichen Widerstände gegen den heroischen Opfer sinn, der vom Felde her den engkreisigen Selbsterhaltungs- und Erweiterungstrieb des Durchschnittsmenschen außer Kraft setzte. Die Kriegswirtschaft stachelte mehr und mehr einen exzessiven Erwerbs- und Selbstbereicherungsdrang in Land und Stadt. Da machte sich bald der Mangel an solider hauswirtschaftlicher Erziehung geltend; die ungewohnt hohe Summe von Einnahmen, die den Frauen der Kriegsteilnehmer und in Kriegsartikeln beschäftigten Arbeiter zuflossen, begegnete keinem energischen Spartrieb, sondern einer eitlen Verschwendungs- und Genußsucht. Die unvermeidliche Notwendigkeit, die Kriegshilfe nicht als Armenunterstützung und somit nach Bedarf und Würdigkeit, sondern als ein Ehrenrecht der Krieger und somit nach festen, für alle gleichen Sätzen zu geben, hat hier der Verwöhnung Vor schub geleistet. Überhaupt aber wurde unser Volk zuerst in geschäftliche Sorglosigkeit eingewiegt — man rechnete nur mit kürzerer Dauer des Krieges und spürte wenig Steuerdruck —, dann in eine solche Zufälligkeit von Gewinnchancen gestürzt, daß irgendwelche solide und sichere Wirtschaftlichkeit sich nicht behaupten konnte.

Im dritten Kriegsjahre vernichtete dann die Zwangswirtschaft,

die gewiß unvermeidlich war, um die Lebensmittel zu strecken und beim Fortfall aller Zufuhr, auf die unser Volk im Frieden rechnen gelernt hatte, der näher und näher rückenden Hungersnot vorzubeugen, alle Moral des Erwerbslebens. Der Produzent suchte die ihn von allen Seiten einengenden Verordnungen zu umgehen, hielt zurück und verkaufte wieder hinten herum, der Landwirt insbesondere versuchte — von seinem Berufsgewissen aus mit Recht — sein Vieh gegen die Verordnungen und das Interesse der Städter in gutem Stand zu erhalten. Der Konsument suchte die ihn auf das Existenzminimum einschränkenden Brot- und Viktualienkarten auf jede Weise zu strecken. So artete beiderseits der Selbsterhaltungstrieb in jenen Selbstbereicherungstrieb aus, der sich in keiner Weise durch die Rücksicht auf die Gesamtheit und die einzelnen anderen zum Verzicht auf erreichbare Besserstellung bestimmen ließ. Wer sich genau an die geltenden Vorschriften, an die ihm zustehenden Lebensmittel, an die vorgeschriebenen Karten und Stellen hielt, der nahm Schaden an Leib und Leben, versündigte sich an seiner Familie und an seinem Beruf, dem seine geschwächte Kraft nur unvollkommen diente. Wie viele der besten, heroischen Dulder der Kriegsentbehrungen haben schließlich — aus Pflichtgefühl — den Vorschriften entgegen hinten herum Mehrerwerb von Lebensmitteln suchen müssen! Die unendlich langen Schlangen von solchen, die auf Milch, Kartoffeln, Zucker usw. schon vor Tagesgrauen anstehen mußten, und die drangvolle Hitze der Hamsterer, die sich selbst vom Lande die unentbehrlichen Waren heranschleppten und in überfüllten Zügen anderen Mitreisenden auf die Füße stellen mußten, waren wahrlich nicht geeignet, den Selbsterhaltungs- und Selbstbereicherungstrieb in den Schranken der Zucht und Sitte zu halten.

Sollte man das arme ausgehungerte Volk, das in dem Rübenwinter 1916/17 einer seit Jahren bestürmten Festung glich, noch mit Vorwürfen über unsittliche Gebarung im Wirtschaftsleben überhäufen? Angesichts der tatsächlich unzulänglichen Versorgung und der Unmöglichkeit, gleiches Recht für alle zu schaffen, gleiche Verteilung des Unzureichenden zu erzwingen, mußte man sich mit einem Moratorium der Erwerbsmoral abfinden: man kann eben nicht Forderungen an ein Volk stellen, die nur ganz einzelne zu erfüllen die Persönlichkeitskraft finden. Man

sollte nicht der Volkspsychologie ins Gesicht schlagen, die uns davon überzeugen muß, daß am Ende des zweiten Kriegsjahres, gar im dritten und vierten dieselbe heroische Selbstentsagung wie am Anfang schlechterdings nicht aufzubringen ist; das geht einfach über die uns armen Menschen gegebene Kraft.

Es kam hinzu, daß die Wahrheitsliebe und Opferwilligkeit Schaden leiden mußte unter den sich widersprechenden Verordnungen. Das Zurückhalten der Früchte durch die Erzeuger geschah wohl aus Gewinnsucht, um höhere Preise zu erzielen, — aber wenn mancher Landwirt, statt der Dinge, die wir am nötigsten brauchen, wie Brotgetreide, Kartoffeln, Zuckerrüben, weil sie ablieferungspflichtig waren, vielmehr solche Feldfrüchte angebaut hat, die gar nicht oder nur in geringem Maße ablieferungspflichtig waren, wie Gerste, Futterbohnen, Futterrüben, Weißkohl, so geschah das nicht nur aus Gewinnsucht, auch aus Mißvergnügen über den Lieferungszwang, der noch dazu oft mit den Gesetzen der Wirtschaftlichkeit stritt. Der Bauer will sich in seine Sache nicht dreinreden lassen, will sein eigener Herr sein. Aber er geriet so in ständigen Konflikt mit Gesetz und Ordnung und gewöhnte sich so daran, die Vorschriften zu umgehen. Vielfach wurde dieses Moratorium der Moral noch verschönt durch Humor; aber der bekam der gesetzlichen Ordnung ebenso schlecht wie die brutale Selbstsucht. Die Beamten des Lebensmittelamts glaubten selbst nicht an die Ehrlichkeit der Angaben, rechneten bestimmt mit dem Verstecken. Die Verwirrung der sittlichen Begriffe ging auch in solche Kreise hinauf, von denen man sittliche Disziplin erwarten konnte. Machte man einem solchen Manne — öfter noch waren es Frauen — Vorhaltungen: »Wie kannst du es verantworten, dir auf Umwegen Fleisch und Fett zu verschaffen?«, antwortete er mit einem gewissen Recht: »Ganz ehrlich kann heute kein Mensch durchkommen.« Und wenn man den Leuten, die so wucherten, hamsterten, Steuern hinterzogen, ihre feige Selbstsucht vorwarf, mit der jeder nur an sich selbst denke, dann zuckten sie die Achsel. Nicht bloß in den Regionen, wo die sittliche Disziplin auch in Friedenszeiten nur durch Repression der richtenden Gewalt aufrechterhalten ward, auch unter solchen, die nur die Erbitterung und das Mißtrauen gegen begünstigtere Volksgenossen oder gegen die scheinbar oder wirklich parteiische oder durch die Finger sehende Verwal-

tung bestimmten, wurden Felddiebstähle, Einbrüche, Diebstähle an rollendem oder lagerndem Frachtgut zu stehenden Gewohnheiten.

Immer deutlicher wurde dem ruhigen Beobachter des Volkslebens, was Schuster in einem vortrefflichen Artikel über die moralischen Gefahren der wirtschaftlichen Kriegsnot 1917 schrieb, daß wie Kummer und Leid den Menschen vereinsamen, die Not die Herzen verhärtet. Es war kein Wunder, daß mit fortschreitendem Kriegsleid und mit wachsender Kriegsnot der Strom der erhebenden, zu Gemeingefühl erhebenden Freude verebbte und die Menschen sich, aller Gastfreundschaft und Verwertung ihres Erwerbs für andere entsagend, filzig in sich zurückzogen und verschlossen. Andere wiederum trieb der alles zum Ungemeinen erhebende Krieg auf den schon im Frieden eingewöhnten Pfaden exzessiven Geschäftsgeistes zu rücksichtsloser Ausbeutung unbegabter oder unberatener Mitmenschen. Die Gelegenheit macht Diebe, der lange Krieg ist aber eine ununterbrochene Kette von Gelegenheiten. Und wenn nun mehr und mehr — meist ohne Schuld der Behörden — durch den Zwang der nicht mehr zu meisternden Umstände die mangelnde Kontrolle der eingeforderten Ausgaben und Leistungen und Einschränkungen, die dürftige Bestandsaufnahme usw. die Gelegenheiten ins Riesengroße mehrte, so soll man darin eine zwangsläufige Folge des Krieges erblicken. In der Tat ist doch der Durchschnittsmensch bei uns wie anderwärts nur unter dem Druck der Furcht vor Strafe ehrlich, und hier stumpfte sich das Gewissen der Ehrlichkeit vollends ab durch die immer wiederholten, zum Teil einander durchkreuzenden Verbote. Wenn man sich nun klar macht, daß für die Masse der Menschen schon eine geringe Versuchung, mag sie nun in drückender Not oder in lockenden Gewinnaussichten bestehen, fast unüberwindlich ist, so werden wir uns nicht wundern, wenn der Krieg, der die Versuchungen der Not und der bösen Lust ins Ungeheure, Unwiderstehliche, Endlose steigerte, geradezu verwüstend wirkte auf die ganze Geschäftsgebarung des deutschen Volkes.

Man darf aber auch den Regierungen und Verwaltungen nicht die wesentliche Schuld an diesem Moratorium der Moral zuschreiben. Gewiß haben sie es sehr fehlen lassen an der Schaffung »fester und klarer Gesetze und gesunder wirtschaftlicher Ver-

hältnisse«, die allein den wuchernden Trieben der Selbsterhaltung und Selbstbereicherung hätten Einhalt tun können. Die wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen waren weder gerecht noch übersichtlich; darum erbitterten sie und konnten nicht durchgesetzt werden. Sie verwirrten und stumpften ab; natürlich »nahm man die einander jagenden und durchkreuzenden Vorschriften nicht mehr ernst«. »Für den Erzieher wie für den Regierenden gilt: möglichst wenig Vorschriften, diese wenigen aber streng durchführen, das heißt sorgfältig prüfen und unnachsichtlich strafen.« Aber die Erfüllung dieser einleuchtenden Forderungen mußte scheitern an der völligen Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel und des zu ihrer Durchführung und Kontrolle erforderlichen Personals. Da die vorhandenen Lebensmittel einfach nicht ausreichten für die Erhaltung von Heer und Heimat und der Beamtenstab durch Einberufung in die Front zu stark dezimiert war, mußte die ganze Zwangswirtschaft, ohnedies ein Widerspruch in sich, dessen Umgehung von der menschlichen Natur gefordert war, sich selbst aufheben und zugleich die Erwerbs- und Geschäfts- und Konsumentenmoral ruinieren. Die Zwangswirtschaft aber war die unumgängliche Wirkung des Abwehrkampfes gegen eine einschnürende Hungerblockade. So blieb je länger je mehr für die belagerte Nation nur die Wahl zwischen Übergabe und Opferung der Volksmoral. Daß aber für die auch politisch leitende Oberste Heeresleitung die Entscheidung dieser grausamen Alternative nur zum Schaden der Volksmoral ausfallen konnte, liegt auf der Hand.

So nahmen denn der Selbsterhaltungs-, der Selbstbereicherungs- und Erwerbstrieb immer groteskere Formen an, wirkten in der größten Not des Vaterlandes alle gewiß erheblichen Leistungendeutscher Organisationskraft immer neu und erfinderisch durchkreuzend. Auf dem Lande wie in der Stadt breitete sich die Überzeugung aus, daß man heutzutage überhaupt nicht ganz ehrlich und gewissenhaft sein könne. Die Verwirrung der sittlichen Begriffe rückte beiseite, was früher als gut und anständig galt; das Verbot des Stehlens, des Falsch-Zeugnis-Ablegens, des Lügens und Betrügens wurde mit klarem Bewußtsein von den anständigen und christlichen Bauern übertreten. Den Abscheu der Jugend vor aller Unehrlichkeit, vor Lüge und Diebstahl schaltete man notgedrungen aus und zwang sie zu Kohlen- und Kartoffeldieb-

stahl. In der Tat war gut nicht mehr gut und böse nicht mehr böse; man tat bewußt unrecht, weil man glaubte, ein gutes Recht dazu zu haben. Man höre nur folgende Selbstverteidigung eines ehrbaren christlichen Landwirts aus Schlesien gegenüber seinem Pastor achtsam an: »Wenn ich jetzt ganz genau angegeben hätte, dann würde mir so viel beschlagnahmt werden, daß ich meine Leute, die doch jetzt doppelte Arbeit tun müssen, um das liebe tägliche Brot zu schaffen, nicht durchhalten könnte. Und wenn ich ein Auge zudrückte, wenn sie mir Zuckerrüben stehlen, damit sie sich Sirup kochen können — denn schenken und verkaufen darf ich sie ihnen nicht — ja, wer sorgt bei uns auf dem Lande, daß der Arbeiter seine Schweine hat? Mußten wir nicht, trotz dem Verbot, in Nachbarkreise fahren, um dort Lebensmittel, Mehl, Grieß, Butter und Menge fürs Vieh zu holen, die es dort im Überfluß gab und die man bei uns mit dem besten Willen nicht erhalten konnte? Man kann doch seine Kinder nicht verhungern lassen! Sie tadeln mich, weil ich, trotz dem Verbot, Kartoffeln in die Stadt getragen, als es dort wochenlang keine zu kaufen gab; ja, kann das Sünde sein, daß ich meine alte Mutter nicht verhungern lasse? Redet, was ihr wollt, wir *müssen* so tun. Die Not zwingt uns dazu. Wollen wir unsere Kinder nicht verhungern, wollen wir unsere Schweine und Hühner nicht verkommen lassen, dann müssen wir Dinge tun, die uns sonst nicht eingefallen wären.«

Daß nun andere, die auch in Friedenszeiten schon es nicht genau nahmen mit der Geschäftsmoral, die Gewissenserleichterung schamlos ausnutzten, bedarf keines Wortes mehr; es war ihr Vorteil, daß auch die ehrbarsten, anständigsten Leute kein Recht mehr hatten, ihnen Vorhaltungen zu machen. Wichtiger aber war die Wirkung dieser Anarchie der Moral auf die heranwachsende Jugend. Wenn ihre Mutter sich auf irgendeine Weise Lebensmittel verschaffte, weil sie nicht mit ansehen konnte, wie ihr Kind verhungerte, wenn ihr Vater gegen das Verbot Getreide verfütterte, weil er nicht mit ansehen konnte, wie das gute Vieh zugrunde ging, so mußten die Kinder den Schluß ziehen: es wird wohl recht und gut sein; denn Vater und Mutter werden doch nichts Unrechtes tun! Und wenn sie die Wucherer und Hamsterer ungestraft und sogar ungerügt von den selbst mitschuldigen Eltern ihr Gewerbe treiben sahen, mußten nicht die Grund-

begriffe von Anstand und Recht unheilvoll zerrüttet werden? Und gerade diese Erschütterung des Gefühls von Recht und Anstand in der jungen Generation, die mitten in dieser Korruption die entscheidenden Entwicklungsjahre erlebte, ist eine der schwersten Nachwirkungen des Weltkrieges.

Man darf sich deshalb nicht wundern über die unglaubliche Menge von Einbrechern, die gewiß zum geringeren Teil dem Gefängnis oder Zuchthaus zugeführt wurden. Unsere Strafanstalten *mußten* sich immer mehr mit Leuten füllen, die der Krieg zu Wucherern, Hehlern, Dieben und Schwindlern gemacht hat. Diese fühlten sich aber zumeist als ganz willkürlich und zufällig herausgerissene Glieder einer massa perditionis, die nicht besser ist als sie. Was sie getan haben, tun täglich Tausende und tun es vielleicht in noch viel höherem Maße, vielleicht auf vom Gesetz kaum oder gar nicht zu fassende, aber sicherlich auf sittlich nicht weniger verwerfliche Weise. Der Einbrecher, der die Keller und die Vorratsräume eines reichen Hauses mit der Fülle von Vorräten aller Art plündert, glaubt es einfach nicht, daß alles das auf einwandfreie Weise zusammengekommen sei — und zumeist mag er wohl recht haben. So wirkte das allgemeine Sinken der wirtschaftlichen Moral; die zeigte dem Willensschwachen, wie wenig auch die Ehrlichkeit der »anständigen« Leute vor wirklicher Notlage und reichlicher Versuchung standhielt. Ja, was sollten sie sich ein Gewissen daraus machen, wenn sie, viel ärmer und angefochtener als jene, die sich reichlich bietenden Gelegenheiten voll ausnutzten!

Man wird nun gewiß zugeben, daß die Länge dieser unglaublichen Zumutungen die sittliche Widerstandskraft jedes, also auch des deutschen Volkes, übersteigen mußte. Es war gewiß begreiflich, daß, zumal im letzten Kriegsjahr, das Vertrauen der sittlich hochstehenden, still duldenden und heroisch entbehrenden Kreise zum eigenen Volk ins Wanken kam. Immer weniger konnten sie hinwegsehen über die Ausnutzung der Not des Vaterlandes durch alle Erwerbskreise, über die allgemeine Bewucherung und den Schleichhandel bis in die besten Häuser hinein, über das Aufgehen aller sonstigen Sorgen in der Sorge um Nahrung und Kleidung, über die ganze Erbärmlichkeit und Kleinkreisigkeit der Gedanken und Unterhaltungen mitten in der größten Zeit. Ach, diese Versklavung unter dem nackten Kampf

ums Dasein! Ein Zeugnis dieses mangelnden Vertrauens ist auch in der deutschen Steuerpolitik, zumal der letzten Kriegsjahre, zu finden. Sie hörte ganz auf, im Dienste der ausgleichenden Gerechtigkeit zu stehen und den drückenden Steuern auf den Massenkonsum und Massenverkehr, der starken Steigerung der indirekten Steuern auch derer, die den Verkehr und Umsatz und die Nahrungs- und Genußmittel des gemeinen Mannes bis hin zum Mineralwasser und Tabak aus Buchenlaub treffen, ein Gegengewicht zu schaffen in einer sehr vermehrten und rücksichtslos eingetriebenen progressiven direkten Einkommensteuer unter weitgehender Freilassung der unteren Stufen und um so energischerer Erfassung der oberen, mit einschneidendem Unterschied zwischen Arbeits- und Renteneinkommen. Wie erklärt sich die ungenügende Heranziehung des erwerbsfähigen Kapitals, ja sogar der den Mittelstand auspowernden Kriegsgewinnler? Nicht bloß aus der Sorge um die dadurch eingeschränkten Leistungen der kapitalkräftigen Kreise für die Kriegsanleihen, auf deren Höhe alles Gewicht gelegt ward und das ganze Prestige ungebrochener Kriegsbereitschaft sich gründete; nicht bloß aus dem überwiegenden Einfluß des Großkapitals, der Schwerindustrie, des Großgrundbesitzes, deren Unverdrossenheit die Kriegswirtschaft allein in Gang hielt. Am Ende fehlte das Vertrauen zu der Opferwilligkeit des ganzen Volkes, dem man die gegenwärtigen Lasten vom Halse nahm, um sie der Zukunft aufzuhalsen oder — den Besiegten, die ihre Kriegsschuld auch bezahlen könnten! Wie sehr aber diese Vertrauens- und Mutlosigkeit, die den elementarsten Forderungen einer sittlichen Steuerpolitik sich versagte, auf die Senkung der Volksmoral einwirken mußte, bedarf keiner Ausführung.

Als nun gar durch die Geldentwertung und die Inflation der Papiergeldwirtschaft, eine zwangsläufige Folge des verlorenen Weltkriegs, alle gesunde Wirtschaftlichkeit, aller Spartrieb, alle ehrliche Bilanzierung in Staats- wie Privatwirtschaft sinn- und zwecklos wurde, als Spekulation weiteste Volkskreise, Jung wie Alt, Vornehm wie Gering, zu einem arbeitslosen Einkommen trieb, da die Arbeit kein Anrecht auf genügendes Einkommen gab, da brach die Zerrüttung der ganzen Moral des wirtschaftlichen Lebens in katastrophaler Konjunkturjägerei, in Verzicht auf Bindungen von Treu und Glauben hervor. Jahrelanges Mora-

torium der wirtschaftlichen Moral, jahrelange Ausschaltung der heiligen Grundgesetze des Erwerbslebens, jahrelanger Raubbau an den wirtschaftlichen und moralischen Grundkräften und Vermögen der Volkswirtschaft müssen zwangsläufig den Bankrott der Wirtschaftsmoral herbeiführen, der als allgemein bekannt und zugegeben keiner Beweise mehr bedarf.

4. Die Verwilderung auf sexuellem Gebiet

Um gerecht zu sein gegen den Weltkrieg, muß zunächst festgestellt werden, daß schon vor dem Weltkrieg zuverlässige Beobachter über die Überhandnahme sittlicher Ungebundenheit im deutschen Volke, nicht weniger der oberen als der unteren Schichten, der freien Verhältnisse, die Vorwegnahme des Geschlechtsgenusses auch gerade in höheren Kreisen, auch in Heer und Marine als unvermeidlich beurteilt, schwer beklagt und sie in Zusammenhang gebracht haben mit der ungeheuren Verschwendung für Tafeleien und Gastereien, für modische Kleidung bis zu den untersten Schichten, für das »standesgemäße«, das heißt aber eigentlich alle Unterschiede der Stände verwischende Auftreten. Ein bekannter Kulturhistoriker, Karl Neumann, fand den Grundtrieb zu der perversen Mode in der effeminierten Erotik, der Kunst und Künstler durch ihre Schwärmerei für die jüngste Frauenmode Vorschub leisteten. Nie sei die Mode dem ganz Nackten näher gewesen als vor dem Kriege, da die Frauenkleider keinen anderen Zweck hatten, als die Körperformen scharf und absichtlich zu verdeutlichen und bloßzustellen. Nie ist romantische Zügellosigkeit und romantisch-heidnischer Mangel an Schamgefühl so auf dem Gipfel gewesen.

Man konnte wohl auch hören, der Krieg sei gerade zur letzten Stunde gekommen, ehe der Abstieg der Volkskraft, die Abnahme der Geburten, uns zum Verhängnis ward. Außer dem Geburtenrückgang habe die Zunahme der Geschlechtskrankheiten und die Abnahme der Wehrhaftigkeit, zumal in Großstädten, ernste Sorge bereitet. Aber die Arbeit aller Wohltätigkeits- und Gesundheitsvereine müsse Danaidenarbeit bleiben, solange die einfachsten Vorbedingungen fehlen für ein gesundes und sittliches Familienleben. Nur eine völlige Änderung des großstädtischen Bau- und Wohnungswesens, Abschaffung der Mietkasernen-

stadt, dieses Grabes unserer Volkssittlichkeit, auch der vom Lande zuströmenden frischen Kraft, könne dem Verderben wehren; daneben der Kampf gegen den Alkohol, die geschlechtlichen Ausschweifungen, die kasernierte Prostitution. Aber dasselbe enge Zusammenwohnen heranwachsender Kinder mit den Eltern, der Jungen und Mädchen wie in der Großstadt fand man auch auf dem Lande, wo das geschlechtliche Schamgefühl völlig abgestumpft wird, wo Jungen und Mädchen in einer Stube, oft in *einem* Bette schlafen, wo die Kinderbetten neben dem Ehebett der Eltern stehen, wo die Kinder bei den Entbindungen der Mutter zugegen sind und auch für die Ehegatten der Besitz nur eines Bettes bedenklichste Folgen hat, die Schonzeit der Frauen nicht eingehalten werden kann.

Kurz vor dem Kriege fanden Volkserzieher es hoch nötig, über Prostitution und Geschlechtskrankheiten aufzuklären, den Kampf gegen Reglementierung und Bordellierung der Gegenstände des Geschlechtstriebes aber zu vertiefen einerseits zur Beseitigung der sozialen Quellen der Prostitution, des Wohnungs- und Lohnelends, andererseits zur intellektuellen Aufklärung über die Folgen und zur Erziehung tapferen Widerstands gegen die unheimliche Naturkraft des Geschlechtstriebes. Man sann darauf, dem späten Heiraten und dem übermäßig langen Verzicht auf ein geordnetes Geschlechtsleben vorzubeugen als der Quelle des meisten außer-ehelichen Geschlechtsgenusses, der sich der Prostitution oder des »Verhältnisses« bedient. Die späten Heiraten aber hingen in den oberen Ständen zusammen mit der üppigen Geselligkeit, mit dem Speise-, Kleider- und Reiseluxus, die von den Spitzen der Gesellschaft geradezu gefordert wurden zur Repräsentation; zu einer irgendwie anständigen Haushaltung gehörte so viel, daß nur eine ungewöhnlich reiche Partie den durchschnittlichen Beamten oder Offizier zu frühem Heiraten befähigte. So waren sie gezwungen, soweit sie nicht heroische Selbstbeziehung übten, die gebahnten Wege zu den Prostituierten zu gehen oder aber sich ein Verhältnis zuzulegen, wie solche in allen größeren Städten nicht bloß als Inventarstück der Wohnungen junger Offiziere, sondern als Erfordernis junger Mediziner und Juristen wie selbstverständlich vorausgesetzt wurden. Der Staat nötigte, mußte man sagen, seine Diener zur Unsittlichkeit dadurch, daß er sie in allen höheren Laufbahnen lange Jahre so kärglich entlohnte,

daß sie nicht heiraten konnten, es sei denn auf dem wenig sittlichen Wege der Geldheirat. Andererseits war es den Knechten des stärksten Naturtriebs ein leichtes, aus den Bürgerkreisen das nötige Material für solche »Verhältnisse« zu gewinnen durch die schändliche Bezahlung der Frauenarbeit, durch das Überangebot von Frauenhänden. Solange man das junge Weibervolk mit seinem durch Angebot und Vorbild gesteigerten Putztrieb durch die niedrigen Löhne in den Ladengeschäften, in den Theatern, in den Cafés geradezu zum unsittlichen Nebenerwerb nötigte, war alles Eifern gegen diesen überhandnehmenden Verderb geschlechtlicher Sittlichkeit sinnlos. In steigendem Maße geklagt wurde im alten Deutschland über die Auflösung der ehelichen Bande. Das strenge deutsche Ehescheidungsrecht, wonach nicht gegenseitige Übereinkunft bei Zerstörung der ehelichen Gemeinschaft, nur Nachweis gröblichen Ehebruchs oder brutaler Gewalttat zur Ehescheidung genügt, führte bei wachsender Unbeständigkeit und schwindender Gefühlsdisziplin zu Umgehungen, die geradezu ungeheuerliche Formen annahmen, zum Beispiel zu Bureaus, die ihre Angestellten mit der Anstiftung von Ehebrüchen zum Zweck der Scheidung beauftragten. Die Literatur behandelte immer radikaler und ungescheuter das Eheproblem und erschütterte die selbstverständliche Verpflichtung zur Dauer- und Einehe. Allerdings untergrub sie auch mit großer sittlicher Energie die Voraussetzungen der noch immer weithin herrschenden doppelten Moral für Männer und Frauen und steigerte einerseits die Ansprüche der Frau an die Reinheit und Unberührtheit des Mannes, andererseits ihre Ansprüche auf den Mann und auf das Kind. Mit einer differenzierten Reizbarkeit wuchs so die Schwierigkeit, die zu- und abströmenden sexuellen Reizungen in dem Bett der Einehe zu halten. Die Rücksicht auf die Folgen für das Glück der Familie und der Kinder, auf die Auflösung der Familienordnung im Volk wurde mehr und mehr als heuchlerische Vergewaltigung der Wahrheit natürlich wechselnder Anziehung und Abstoßung unter die bloße Legalität einer historisch bedingten gesellschaftlichen Kulturlüge verworfen und das Wesen der Geschlechtlichkeit gerade in dem Wechsel der geschlechtlichen Anziehungen gefunden. Marianne Weber stellt fest, daß »die selbstverständlichen Hemmungen des Trieblebens, welche durch den Schatz christlich-religiöser Vorstellungsreihen und die in ihr

Erbe eingetretene ‚bürgerliche Moral‘ geschaffen waren, stark erschüttert sind«. »Die Verankerung unseres Wertbewußtseins in einheitlichen Maßstäben und ethischen Gesetzen, die sich mit Selbstverständlichkeit für *alle* über das ganze Leben und seine verschiedenen Sphären ausbreitet, ist uns entglitten mit dem christlich-religiösen Boden, in dem sie sich gründet.«

Es war nötig, sich diese praktische und theoretische Erschütterung der sexuellen Moral vor dem Kriege zu vergegenwärtigen, um nicht dem Weltkrieg zu weitgehende Wirkungen auf diesem Gebiet zuzuschreiben. Immerhin muß behauptet werden, daß er die schon vor ihm erschütterten sexuellen Instinkte sicherlich vollends untergraben hat. Es war doch psychologisch verkehrt, wenn manche der Besten von dem großen Krieg den Anbruch einer neuen besseren Zeit auf dem besprochenen Gebiet erwarteten, etwa aus der Rückkehr zu einfacheren, gesünderen Verhältnissen, aus dem Schwinden des Luxus, der Zufriedenheit mit geringen Mitteln, der Erleichterung der Eheschließung, der Erhöhung der Freude am Kindersegen; im Anschauen des Todes werde der Entschluß eines ernsthafteren, tieferen, der vollen Verantwortung bewußten Lebens erwachen. Wie wenig hat sich diese Voraussage erfüllt: »Eine Jugend wird dann sein und ihr Werk treiben, die für allerlei sexuelle Probleme und erotische Sentimentalitäten keine Zeit mehr haben wird, weil ihre Zeit mit neuen Aufgaben gefüllt sein wird!« So erlebten die große Zeit und unendliche Verantwortlichkeit wohl einzelne hochgemute Kriegsteilnehmer, aber nicht die Masse, der Durchschnitt der aus ihren natürlichen Verhältnissen jahrelang herausgerissenen, heimatlosen Krieger. Es ist in unserer Armee wohl nicht anders hergegangen als in allen Armeen aller Zeiten: die widernatürliche Herauslösung aus der Heimat, Familie, Häuslichkeit zum Verkehr nur mit Männern, ohne die Paarung mit dem anderen, weichen, gefühlsbetonen Geschlecht, die endlos fortgesetzte erzwungene Askese rächt sich wie alle unterdrückten Gefühlskomplexe in anormalen Reizungen und Reaktionen. Der Durchschnittsmensch ist das Produkt der Verhältnisse; nur der Edelmensch oben wie unten entzieht sich der Rotation des Rades der Weltverhältnisse. In der Front freilich und im Schützengraben fehlten zumeist die Veranlassungen zur Unzucht; aber um so mehr wurde in der Etappe und zu Hause die

lange und ungesund reprimierte Sinnlichkeit ausschweifend. Mit der Dauer des Krieges, der Trennung der Männer von ihren Frauen mußte die Lockerung der ehelichen Bande fortschreiten. Die tapfersten, aufopferndsten Kämpfer erlebten hinter der Front die unrühmlichsten Niederlagen im Kampf mit ihrem heißen Blut und mit der Schürze. Das erzwungene Nichtstun in der Etappe, auch ein relativ üppiges Leben mußte den Ausschweifungen Vorschub leisten. Und in der Heimat, wo immer viel Geld verdient wurde, mußte der Import von Dirnen und der Verkehr der Reservistenfrauen mit daheim gebliebenen Männern sich einnisten. Eine zunächst begrüßte Kriegsfolge, die uns aus den zuvor berührten Mißbildungen gesellschaftlicher Unkultur zur Natur und Naivität zurückzubringen schien, das frühe Heiraten der jungen Krieger, erwies sich bald als eine Ursache der Zersetzung des Ehebandes. Ohne langes Überdenken der Verpflichtungen, die daraus erwachsen, ohne die Möglichkeit, das eheliche Verhältnis fest und sicher zu verankern im wechselseitigen, geprüften Vertrauen, die so vielfach den Ibsenschen Puppenehen gleichenden unreifen Affekte in der Arbeit aneinander zu reifer, sittlicher Gemeinschaft zu entwickeln, wurden die massenhaften Kriegstraunungen zum Anlaß immer steigender Ehescheidungen. Und wo so viel vereinzelte, vereinsamte, nach erstem Aufflammen der Sexualität ins Leere fallende Triebmenschen aufeinanderstoßen, da sammelt sich der Grundstoff zu Eheirrunen und Prostitution. Wer aber hätte den Kriegern, die ihr Leben in die Schanze schlugen, die kurze Freude des Liebesfrühlings mißgönnen und verwehren wollen!

Man soll auch nicht schelten über das Versagen der Sittenpolizei in den Städten oder in der Etappe. Wer in einer großen Garnisonstadt lebte, die noch dazu Hafen- und Universitätsstadt ist, konnte die mangelnde Eindämmung der Prostitution nicht übersehen. Nicht viele militärische Stadtoberhäupter trafen Maßnahmen wie das Berliner, bei der steigenden Einquartierung das Augenmerk zu richten auf die Kontrolldirnen und die der Gewerbeunzucht verdächtigen, auch andere weibliche Personen, welche sich in der Öffentlichkeit nach Prostituiertenmanier herausfordernd benehmen und das sittliche Gefühl ihrer Mitbürger verletzen. Die Mehrzahl wird paktiert haben mit der Urgewalt des sexuellen Triebes, dessen man mit bloßen Restriktionen

kaum Herr wird, solange widernatürliche Verhältnisse, Zusammenhäufung jugendlicher Unvernunft, relativ zu geringe Auswirkung der körperlichen Säfte und Kräfte, leichter Verdienst unabänderlich zu geiler Ausschweifung reizen. Gewiß ist in allen Armeen und Garnisonen die Versorgung mit Menschenfleisch zur Befriedigung der Sexualität zwecks Fernhaltung von ansteckenden Krankheiten und tunlichster Gesunderhaltung der Truppen angeordnet worden. Um so mehr muß die Erziehung zum unbeherrschten Waltenlassen des Triebes, die Gewöhnung an eine natürliche, allzu natürliche Einschätzung der Frauen als Objekte der Geschlechtslust als eine zwangsläufige Wirkung jedes, gar eines so endlosen Krieges bezeichnet werden. Wie mancher in sittenreiner Luft und wohlgeborgen in einem geordneten Familienkreis aufgewachsener Krieger hat sich in der Etappe eine sein ganzes Lebensglück und das seiner Frau zerrüttende Krankheit oder, was noch schlimmer ist, einen unüberwindlichen Knacks in seiner sittlichen Selbst- und Andernachtung geholt!

In Lazaretten für geschlechtskranke Soldaten konnte man den ganzen Jammer solcher Kriegsfolgen erleben. Schlimmer aber als die unmittelbaren Folgen der Ansteckung waren zumeist die weiteren Folgen, Verdruß und Streit mit denen daheim, Zerwürfnisse mit Eltern, Zerwürfnisse mit Bräuten und vor allem mit den Ehefrauen. Viele, die weiter hinausdenken, machen sich Sorgen, wie es mit ihrer Ehe nun werden soll; welch ein Gespenst ist es, das manchen vor den Augen stehen muß: die Frau angesteckt, die Kinder krank, oft unheilbar krank! Am schlimmsten aber ist die Folge, die am wenigsten von der Mehrzahl empfunden wird: die Minderung ihrer sittlichen Würde und Selbstachtung. Denn abgesehen von denen, die sich bis dahin sauber gehalten haben und denen nun so etwas passieren mußte, weil sie sich nicht hänseln und aufziehen lassen wollten, dessen sie sich vor ihrer Frau und ihren Kindern zeitlebens schämen müssen, ist der Standpunkt der meisten Soldaten derselbe: man muß sich in acht nehmen, und hat man sich nicht in acht genommen, sondern ist hereingefallen, dann ärgert man sich über die Folgen, und ist man geschlechtskrank geworden, so schimpft man meist nur über seine Dummheit, nicht über seine sittliche Schwachheit. Man soll aber nicht sagen, daß die Mehrzahl der Männer, die so durch

die besonderen Versuchungen der Etappe und des Zusammenlebens mit einer sittlich tiefer stehenden Kameradschaft in diese Verkettung von Schwachheit und Elend gefallen, zu Hause auch nicht rein geblieben wäre. Denn der Grad der Anreizung und die Massenhaftigkeit des Angebots machen einen großen Unterschied, und dann läßt die durchschnittliche Leichtfertigkeit keine Reue und kein Schamgefühl aufkommen, die den in der Familie Lebenden kaum erspart werden.

Unterstützt ward natürlich diese Lockerung der sittlichen Selbstbeurteilung durch die lasziven Unterhaltungen, wie sie unter einer Menge junger Männer in unbeschäftigter Lage sich notwendig einstellen. So schrieb uns ein Schüler aus der Front: »Ob tatsächlich im Schlamm des Schützengrabens die Kraft, seine Seele reinzuhalten, zunimmt? Nur ganz, ganz wenige Hochschüler haben ein so lebendiges Innenleben, daß sie aus eigener Kraft die Reinheit ihrer Seele zu bewahren vermöchten. Bald ist es ein Jahr, daß der die Leidenschaft ausgleichende und die Seele veredelnde Verkehr mit keuschen edlen Frauen und Mädchen uns fehlt. Wohl ist der Wille da, keusch und rein zu bleiben, wie ja auch der Wille zum Siege da ist. Aber wie wir ohne militärische Führung würden unterliegen müssen trotz aller Tapferkeit, so werden auch in geistiger Hinsicht viele unterliegen trotz Aufbietung ihrer Willenskräfte, weil ihnen geistige und sittliche Führung mangelt. Ich habe es ja selbst erlebt, wie trotz aller Bemühungen, davon abzulenken, immer wieder gezotet wurde, bis man es für eine notwendige Folge des Krieges hielt, seinem Wort mit Derbheiten die richtige Würze zu geben.« Diese Erinnerung muß genügen, um uns die sittliche Atmosphäre greifbar zu machen, in der ein junger Mensch nicht lange atmen kann, ohne die instinktive Scheu vor Gemeinheit und Zweideutigkeit einzubüßen.

Wie aber muß die Erleichterung der Befriedigung des immer angesprochenen Geschlechtstriebes, wie sie mit der Kasernen- und Feldordnung gegeben ist, seinem Überwuchern Vorschub leisten! Die Erteilung von Nachurlaub bei Militär und Marine als Belohnung für Extraleistungen und die Art, wie in Merkblättern und Wohnungstafeln die Selbstverständlichkeit der Unzucht vorausgesetzt wird und alles nur darauf abgestellt, ihren Gesundheit und Wehrkraft schädigenden Folgen vorzubeugen, die ganz gewiß auch zutreffende Voraussetzung der militärischen

Disziplin, daß der normale junge Mensch seinen sexuellen Trieben nachgibt, muß auch bei solchen, die von Haus aus einen sicheren Instinkt der Reinhaltung haben, die Instinktsicherheit auf die Dauer untergraben.

Dazu trug nicht wenig bei, daß die Vorgesetzten sich in ihrem Urteil über geschlechtliche Ausschweifungen und deren Bedeutung für die militärische Tüchtigkeit naturgemäß leiten ließen von der unleugbaren Tatsache, daß die Kriegstüchtigkeit relativ unabhängig ist von der allgemeinen und besonders von der sexuellen Sittlichkeit. Das von Hause und aus der Religionsstunde mitgebrachte Vorurteil, daß die sexuelle Unsittlichkeit die gesamte Sittlichkeit, die Anständigkeit, die Brauchbarkeit eines Menschen verderbe, erwies sich an unzähligen Offizieren und Kameraden als unhaltbar. So wurde dann Sauberkeit, Reinheit, Keuschheit sozusagen Privatsache wie religiöser Glaube und sittliche Grundanschauung. Und da eben diese letztere in weitesten Kreisen Selbstverständlichkeit und innere Sicherheit und religiöse Verankerung eingebüßt hatte, wirkte die Lockerung der sexuellen Scheu- und Schamgefühle auf den ganzen im Felde versammelten Volksteil ansteckend.

Und nun kam der unsittlichen Atmosphäre des Feldes und der Etappe sowie der Kaserne, diesem gemeinen Reden und sich Verhalten zum anderen Geschlecht eine immer lockerere Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse in der Heimat entgegen, von der wir zuvor sprachen. Vor nichts bangte wahren Volksfreunden beim herannahenden Kriegsende mehr als vor der dann erst voll sich geltend machenden Lockerung der geschlechtlichen Bande, die durch die überlange Aushäuslerei, durch die Über- und Abspannung der Nerven, durch die Verwilderung des Trieb- lebens notwendig herbeigeführt ist. Wenn nicht wie bei der Mobilmachung bei dem Zurückfluten der Krieger dem Überangebot von Alkohol und Weibern ein Damm entgegengesetzt würde, wenn nicht bei Zeiten durch Erleichterung der Eigenhäuslichkeit, durch Befriedigung des im Felde so übermäßig gewordenen Triebes zur Natur, zur Freiheit des Wohnens und Verkehrs mit der Natur mittels Siedlung, durch Beschränkung der Wirtshauskonzessionen, durch Neuordnung der Kontrolle der Prostituierten und der Geschlechtskranken der Zügellosigkeit des Trieb- lebens Einhalt getan wurde, dann war eine langanhaltende Ge-

fährdung der körperlichen und seelischen Gesundheit weitester Kreise unseres Volkes zu gewärtigen. Und bange mußte dem Volkserzieher sein wegen der Lockerung der Ehebande in unzähligen Ehen schon allein dadurch, daß die Frau, aus dem Hause ins öffentliche und Erwerbsleben hinausgezerrt, eine Selbständigkeit und Fülle von Verantwortung gewonnen hatte, auf die sie nach der Heimkehr des Gatten sofort verzichten sollte. Auch waren die Ansprüche der Frauen auf Gleichberechtigung, Gleichgeltung mächtig gewachsen und sollten mit dem alten Herrschaftsgelüst der Männer ausgeglichen werden.

Es mochte ja das Bild, das Clara Viebig in ihrem Roman »Die Töchter der Hekuba« von der Berliner Frauenwelt entwarf, etwas großstädtisch überdunkelt sein; aber die furchtbar zerstörenden Wirkungen des Krieges auf Keuschheit, Reinheit, wechselseitige Ehrerbietung und Ehrfurcht vor dem ehelichen Bande waren richtig eingeschätzt und an dem Gegenbild gesunder Sexualität, wie sie freilich nicht aus religiöser, nur aus den menschlichen Gebundenheiten tiefer Liebe erwächst, klar herausgearbeitet.

Es wird in allen anderen Völkern und Armeen der geschilderte Hergang wesentlich der gleiche gewesen sein. Aber in Deutschland konnten sich diese Wirkungen des Weltkrieges in der Nachkriegszeit ganz anders ausleben als in den Siegerländern, da all die erhofften und zum Teil auch vorbereiteten Gegenmaßnahmen infolge des Zusammenbruchs der wirtschaftlichen, finanziellen und staatlichen Ordnung unterblieben oder nur halb ausgeführt bleiben mußten. Die Revolution hat gewiß nicht überall wie in Kiel jede Scham außer acht gelassen, allen in Krankenhäusern und Gefängnissen befindlichen Straßenmädchen die Freiheit, auch zur Ansteckung der Jugend, gegeben, durch die Arbeiter- und Soldatenräte die jungen Matrosen mit Wein und Rum versorgt und den heiligen Abend in schamloser Weise verbringen lassen, in einem Arm eine Buttel, im anderen eine Dirne. Und nicht überall ist das Recht schamloser Zurschaustellung dessen, was man sonst den Blicken der Öffentlichkeit entzieht, die Vorführung der »Gefahren der Straße«, des »Bordellagenten« in den Kinos, doppelt anziehend gemacht durch die Ankündigung »bisher verboten«, so ungehemmt ausgeübt wie am Ausgangspunkt der Revolution. Aber daß alle Hoffnungen auf die Schaffung der wesentlichsten Voraussetzungen sexueller Sittlichkeit, gesunde

Wohnungen und freie Siedlungen, scheitern mußten an der trostlosen Finanzlage des durch den verlorenen Weltkrieg zerschlagenen Reiches, hat die unsittlichen, sexuelle Zucht und Scheu auflösenden Wirkungen des Weltkrieges ins Ungeheure gesteigert. Daß die mit Rücksicht auf die Ernährbarkeit des Nachwuchses unvermeidliche Einschränkung der Kindererzeugung bei fortgesetzten, der Verantwortung für die Zukunft wenig gedenkenden frühen Eheschließungen, die Anwendung von Antikonzeptionsmitteln, die Fruchtabtreibung und andere das Geschlechtsleben teils rationierende, teils verwüstende Methoden eine weitere Zerrüttung des ehelichen und Geschlechtslebens herbeiführen mußten, liegt auf der Hand. Es kann aber auch nicht daran gezweifelt werden, daß Natorp die Gefahren unserer Jugendbewegung in sexueller Hinsicht nicht überschätzt hat. Betrachtungen über »Körperseele« und »Zur Geschlechterfrage« in der »Freideutschen Jugend« leisten an Auflösung traditioneller Ordnungen, an pietäts- und schonungsloser Forderung des nicht über die Jugend hinausschauenden Sichauslebens das denkbar Höchste. Die ganze, mit der Autorität auch die Pietät und die Verantwortlichkeit für die Folgen des Geschlechtsgenusses ablehnende Richtung, das Bekenntnis zu einem völlig voraussetzungslosen Dahinschlendern durchs Leben scheint unter den fast nur gepaart lebenden jungen Leuten, unter Mädchen nicht weniger als unter Jungen, im steten Steigen begriffen. Reichen die Wurzeln dieser Zerrüttung der sittlichen Instinktsicherheit, wie wir eingangs sahen, hinter die Kriegszeit zurück, so ist sie doch zweifellos durch die vorgeführten Kriegszustände ins Ungemeine gesteigert und als eine sittliche Wirkung des Weltkrieges anzusprechen.

ZWEITER TEIL

Die Wirkungen des Weltkriegs auf das staatliche und soziale Ethos des deutschen Volkes

1. Die Steigerung des Gruppenegoismus

Wir wenden uns nun, nachdem wir die Veränderungen in der Volksseele und ihrer sittlichen Reizbarkeit erörtert haben, den Wirkungen des Weltkrieges auf die soziale Sittlichkeit zu. Es handelt sich da um die Beziehungen der einzelnen und einzelnen Gruppen zum Volksganzen, zu Recht und Staat und zu dem Zusammenhang der Generationen.

Man sollte von vornherein annehmen, daß auf diesem Gebiet der Weltkrieg als eine mächtige Zusammenballung aller Volksgenossen zu einem auf Gedeih und Verderb miteinander verbundenen Ganzen, zu einer Opfer- und Leidensgemeinschaft, der sich keiner und keine Gruppe entziehen kann, ungeheuer fördernd wirken mußte. Was wir so gerne den »Geist des August 1914«, späterhin den »Schützengrabengeist« nannten, war gewiß eine zwangsläufige Ausschaltung all der kleinkreisigen Zerspaltetheit des Volksganzen in Partikel und Partikelchen. Vor dem Weltkrieg hatte der Privatgeist und der Parteigeist, die Zersetzung der Volksgemeinschaft in Stände, Gruppen, Interessenverbände und Klassenorganisationen eine bedrohliche Höhe erreicht, andererseits persönlich geartete, ihres Eigenwertes stolz bewußte Geister in allen Schichten zu völliger Isolierung getrieben; das Staatsbewußtsein und das soziale Verantwortungsgefühl waren entgegen allem in den sozialen Versicherungs- und Schutzgesetzen sich auslebenden Staatssozialismus immer mehr dahingeschwunden. Man mag auch urteilen, daß diese krampfhafteste Selbstzweckherrlichkeit der einzelnen und der einzelnen Gruppen ein Gegen Schlag war gegen die akute Sozialisierung und Einspannung des ganzen Lebens in die Staatsgemeinschaft, so wie Nietzsches Herrenmenschentum und Übermenschentum nichts anderes bedeutete, als daß sich das Einzel- und Gruppenleben zur Wehr setzte gegen die in alle Privatbeziehungen und Selbstbestim-

mungen rücksichtslos übergreifende Öffentlichkeit und Allgemeinheit.

Nun glaubten wir von den ersten Kriegstagen an (bis etwa in den 18. Kriegsmonat hinein) eine Wiedergeburt der sozialen Sittlichkeit zu erleben. Unzählig sind die beglückten Zeugnisse dieser großen Wandlung; ich hebe nur eines heraus: »Was all unsere Worte nicht vermocht haben, Deutschland zusammenzuschmelzen in der Glut heiliger Begeisterung, das haben die Geschehnisse der ersten Kriegstage fertiggebracht. Es war wie ein paar Tage Reich Gottes auf Erden. Wie Weihnachten alles vereint für drei Tage in freudespender Liebe, so haben jene Tage praktisch soziale Klüfte überbrückt, engherzige Gemüter aus sich herausgetrieben und den Sinn auf hohe unsichtbare Güter gerichtet. Was wir Glauben nennen, den Sinn der Hingebung an das, was über unserem kleinen Ich ist, das hat diese gewaltige Zeit mit ihrer Sprache hier geweckt und dort gestärkt. Wir wollen es nie vergessen, daß solche Erhebung wenigstens als Stimmung, als durch und durch wahrhafte Stimmung in unserem Volke angelegt ist. Denn diese Erhebung kam selbst aus Glauben, aus dem überraschend starken Grundsinn, aus unserem Volke heraus, das sich dadurch als höchstens angefault, aber im Kern gesund erwiesen hat.« (Niebergall.) Und nicht anders stellte sich uns der Krieggeist dar, wie er in der ersten Zeit aus dem Schützengraben zu uns sprach. Oder waren es nur von literarisch und sentimental außergewöhnlich begabten Naturen erlebte Hochspannungen, die die furchtbaren Gegensätze der Lebenden und der Weggerissenen in Gefühlssteigerung an die daheim Gebliebenen übermittelten? Es ist jedenfalls abzulehnen, wenn heutzutage prinzipielle Pazifisten die Wahrheit und Wirklichkeit solcher Kriegsextase leugnen, die als Durchbrechung aller Schranken der Gesellschaft, als Überwindung alles Kastengeistes, alles Bruderzwistes, aller Todesfurcht und ängstlichen Selbstschonung, als eine Geistesausgießung wirkte, die aus der babylonischen Sprachverwirrung der letzten Friedensjahre eine einheitliche Volks- und Gemütsprache heraufführt, wie sie etwa Ernst Lissauer nicht bloß in seinen gewaltigen Haßgesängen unmittelbar mitreißend ausprägte. Wenn unsere bisherige Darstellung genötigt war, grau in grau die Wirkungen des Weltkrieges zu malen, so muß an diesem Punkt die Erinnerung an sittliche Wirkungen seltenster, reinsten

Art wachgerufen werden. Da lebte wieder auf, was wir als Knaben in dem so glücklichen, sicher aufwärtsführenden französischen Krieg erlebt hatten: ein in großer Einheit atmendes Heeresvolk.

Aber die Länge und steigende Aussichtslosigkeit der Zumatung an heldische Stimmungsgröße hat schon im Anfang 1916 die Hoffnung gebrochen, daß die Erfüllung der Forderungen, die der Ausmarsch und Schützengrabengeist an das große Geschlecht einer großen Zeit richtete, aus der Front in die Heimat zurückdringen würde. Das lag nicht etwa daran allein, daß die begeisternde sittliche Zielsetzung der ersten Zeiten: Verteidigung der herrlichsten Güter der Nation gegen feindlichen, unmotivierten Überfall, einer Überhitzung und Übersteigerung des kriegerischen Geistes bis zu Eroberungszielen wich und die erst in Konventikeln und Zirkeln geheim geführten, dann stark in die Öffentlichkeit hinausgetragenen Kriegszielerörterungen die Nation in zwei Läger zerspalteten. Unverkennbar ist weiten Kreisen im Volk das gute *Gewissen* zum vor keinem Opfer und Mittel zurückschreckenden Kampf genommen und an Stelle der begeisternden Rechtsüberzeugung eine müde und matte Resignation in nicht mehr froh bejahte Nötigungen getreten: der vielberufene »Dolchstoß«, den die Heimat »in den Rücken« der kämpfenden Front verübt hat, ist letzten Endes nur die Folge der gebrochenen Einheit und Sicherheit des Gewissens und Rechtsgefühls. Aber auch, wenn der reine Abwehrcharakter des Krieges bis zu Ende festgehalten worden wäre, hätte doch der Weltkrieg als solcher, seine furchtbare Härte und unabsehbare Dauer den heldischen Einheits- und Solidaritätsgeist zerstört. War das Auflodern des vaterländischen Gefühls zu Anfang so mächtig, daß es selbst über die Mauern der Strafanstalten hinwegbrandete und das Empfinden der abgestumpftesten Volksgenossen in seinen Bann zog, so ist, je länger der Krieg dauerte und je lastender sein Druck sich spürbar machte, vielfach wieder, wahrlich nicht bloß unter den Ausgestoßenen der Gesellschaft, eine Stimmung durchgebrochen, wie sie der eigentlichen Stellung der einzelnen und Gruppen zu der Gesamtheit entspricht. Es war eben eine große Täuschung, als ob ein solcher Krieg von der Masse des Volkes auf die Dauer als Volkssache empfunden werden und die Begeisterung hoher Zeiten in die Ebene des Alltags sich erstrecken könnte.

Zumal in einem durch den Klassenkampf so zerrissenen Volk. Es ist so, wie ein Strafanstaltsgeistlicher an den extremen Beispielen seiner Umgebung abliest: der Krieg wird empfunden als »Angelegenheit der Reichen, um deren kapitalistischer Interessen willen er geführt wird; das Volk muß für diese Interessen bluten und leiden. Oder — was auf dasselbe hinauskommt — die Staaten, nicht die Völker führen den Krieg. Der Staat aber ist nicht die organisierte Volksgemeinschaft, sondern die Zwangsanstalt, die die herrschenden Klassen lediglich zur Aufrechterhaltung ihrer Vorherrschaft und Vorrechte eingeführt haben. Es ist für die Arbeiter daher ziemlich gleichgültig, welcher Staat den Sieg behält. Ob wir englisch werden oder französisch — das macht für die arbeitende Klasse nicht viel. Die kann nur den einen Wunsch haben, daß diese ‚Menschenschlachterei‘ möglichst bald ein Ende nimmt.« Wenn auch nicht in dieser schleier- und rückhaltlosen Form, mögen doch breite Massen in Stadt und Land gegen Ende des Krieges ähnlich über ihn gedacht und mit wachsender Bitterkeit seinen unabsehbar steigenden Druck empfunden haben. Ich habe an einer keineswegs den untersten Volksschichten angehörigen oder rohen Seele beobachtet, was jener Geistliche an seinen Strafgefangenen erlebte, daß die Menschen, je länger sie eine schwere Zeit schleppen müssen, desto mehr geneigt sind, darin nicht nur ein Unglück, sondern ein ihnen angehanes Unrecht zu sehen und die Schuldigen dafür zu suchen. Natürlich müssen die herrschenden Klassen die Schuldigen sein. Die »Völker« wollen keinen Krieg, und würde man ihnen freie Hand lassen, käme bald der Friede, und die Wiederkehr eines Krieges wäre ausgeschlossen. »Es ist im Grunde die Selbstsucht des Kapitals, unter der die Völker leiden. Und unsere Leute leiden empfindlich mit.«

In diesen rohen und simplen Gedankenfolgen spricht sich die zwangsläufige Wirkung eines unabsehbar langen und im Erfolg unsicheren Krieges aus. Und weil dann die anfängliche Ekstase bei den meisten auch nur eine zwangsläufige Folge des Überfalls von allen Seiten, gar keine sittliche oder gar religiöse Überzeugung von innerer Freiheit war, mußte sie dieser unvermeidlichen Folge der langen Dauer Platz machen. Damit war aber das Ethos des Krieges als Volkssache mit all den wundervollen Wirkungen, die wir nie vergessen werden, ausgelöscht, lange ehe die Spaltung

der Nation in »Vaterlandspartei« und »Volksbund für Freiheit und Vaterland« eintrat. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß der eben charakterisierten Beurteilung des Krieges von unten her eine ebenso überspannte Beurteilung von oben her antwortete. Und so verlor sich alles Solidaritätsgefühl in dem ewigen Zuschieben aller Schuld an Entstehung, Verlängerung und Verlorengehen des Krieges. Die Vergiftung der schon vor dem Krieg bis zur Aufhebung aller inneren Gemeinschaft entwickelten Beziehungen der Volksschichten ist eine der furchtbarsten sittlichen Wirkungen des Weltkrieges.

Sie bezog sich aber keineswegs bloß auf die Klassengegensätze zwischen Bürger und Arbeiter. Sie ergriff durch die überhandnehmende Teuerung die ohnedies immer schwierigen Beziehungen zwischen *Stadt und Land*. Die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse wurden eben durch Zwangswirtschaft und Notverordnungen derart verwickelt, daß kaum die Industriellen und Industriearbeiter einerseits, die Landwirte und Landarbeiter andererseits ihre eigenen Zusammenhänge und Nötigungen, geschweige denn die der entgegengesetzten Interessengruppe überschauen und voll auf würdigen konnten. Tatsächlich reichte die deutsche Wirtschaft auf allen wesentlichen Punkten nicht aus zur Ernährung, Kleidung und kulturellen Befriedigung elementarster Bedürfnisse. In der eng eingeschlossenen Festung konnte auf normalem Wege das Existenzminimum für alle nicht beschafft werden. Jeder aber und jede Gruppe hatte das Naturrecht auf Leben und vor allem auf Erhaltung seiner Familie. Somit suchte er auf illegalem Wege zu seinem Menschenrecht zu kommen. Aus dem Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage, aus der allgemeinen Unzulänglichkeit der vorhandenen Personen und Mittel ergab sich dann die Ausnutzung der Konjunkturen nicht bloß durch sittlich minderwertige Ausbeuter, auch durch durchaus anständige Produzenten und Konsumenten. Die Begriffe von unlauterem Wettbewerb, von Bewucherung, von Schleichhandel, von unehrlicher Hamsterei usw. wurden laxer und weitherziger, zumeist nicht aus Schlechtigkeit, aus barer Lebensnot. Auch dem Bauer konnte es nicht in Kopf und Hirn, daß er seinen Besitz und sein Vieh verkommen lassen sollte, nur um den ewig wechselnden Bestimmungen nicht sachverständiger Behörden nachzukommen. Statt aber die allgemeine Notlage, die unvermeidliche Unzulänglichkeit der Mittel

und der Behörden und der Menschen, von denen allen Übermenschliches gefordert wurde, gehörig in Berechnung zu bringen, begab man sich auf allen Seiten, geführt durch die Gruppenorganisationen der Interessenverbände und ihrer laut schreienden Presse, auf die allgemeine Suche nach den Schuldigen. Wer hat das wohl nicht mitgemacht?

Die Bemühungen besonnener Volksführer, »durch Kenntnis und Verständnis« unserer Land- und Stadtbevölkerung dieser bedrohlichen Zersetzung der Volkseinheit entgegenzuwirken, wie es Thimme in seinem Sammelwerk »Friede auf deutscher Erde« versuchte, sind natürlich ergebnislos gewesen. Die Idealisten, die sich darum bemühten, machten sich nicht klar, daß sie von den entgegenstehenden Volksgruppen verlangten, was weit über das Blickfeld und die Selbstverleugnungskraft des Durchschnitts hinausgeht. Wer konnte sich auch im Frieden träumen lassen, daß der Erwerbs-, der Selbstbereicherungs-, auch der reine Selbsterhaltungstrieb solche grotesken Formen annehmen würde, wie er sie mitten in der größten Not des Vaterlandes gewonnen, alle gewiß erheblichen Leistungen der deutschen Organisationskraft durchkreuzend, die übrigens an der groben, unpsychologischen Kriegswirtschaft des Militarismus ihre Schranke fand? Die städtische Bevölkerung litt namenlos — man denke an stillende Mütter, die kaum ein Drittelliter Milch pro Tag erhalten konnten, während der ländliche Arbeiter drei Liter Deputatmilch erhielt! — und richtete die begreifliche Entrüstung über die Allgewalt des egoistischen Erwerbstriebes gegen die Landbevölkerung, von der man nur erfuhr, daß sie ihre Hypotheken billig abstieß. Man übersah seitens der städtischen Bevölkerung gar zu leicht, wie derselbe Trieb das städtische Leben beherrschte, dort ebenso die Preise sinnlos in die Höhe trieb, Fisch- und Leder- und Kohlenpreise, jede Gelegenheit zu Mehrverdienst aufs äußerste ausnutzend. Wie wenig verschlug der Hinweis auf die gerissene Art, wie Großstädter sich trotz aller Rationierung Fleisch, Butter, Eier in Haufen verschafften, wie das Kapital immer wieder der sozialen Gerechtigkeit ein Schnippchen schlug, auf die schamlose Art, wie da und dort noch großartige Feste gefeiert wurden mitten im Darben der Unbegüterten. Gewiß war die völlige Gefühllosigkeit, womit Tausende die eigene wertvolle Leiblichkeit vor jedem Entbehren bewahrten, unendlich viel gemeiner als der

immerhin durch Pflicht und Schuldigkeit gegen das anvertraute Gut, Vieh, Acker zu entschuldigende rücksichtslose Erwerbstrieb der Landwirte. Immerhin blieben die Fleisch- und Butterpreise wucherisch. Das Vorurteil, »daß der Landwirt ganz unbekümmert um die Notlage weiter Volkskreise nur seinen eigenen Vorteil in schwerer Zeit des Krieges erstrebt hat«, konnte nicht überwunden werden durch die richtige Erinnerung, man solle das durch den Krieg so schwer errungene Gut der Eintracht aller Volkskreise nicht auf die Probe stellen dadurch, daß man einen Sündenbock suche für die Teuerung, die jeder solche Blockierungskrieg mit Notwendigkeit im Gefolge hat. Wie seltsam, aber doch wohl in der Massenpsychologie begründet war doch dies Zuschieben der Schuld für die Mißverhältnisse an die jeweils anderen, der Mangel an Einsicht in die natürlichen oder vielmehr unnatürlichen Ursachen der Teuerung, die Unwilligkeit, sich damit abzufinden, da man doch die Hauptursache, die Kriegsverlängerung, nicht aufheben mochte! Sollte nicht doch Kants Lehre von dem radikalen Bösen, von der Propension der Masse zum Gemeinen, die alte christliche Lehre von der Erbsünde, von der Abhängigkeit des Durchschnitts bis auf wenige Helden von dem elementaren Triebleben im Weltkrieg ihre volle Bewährung gefunden haben?

Zurückblickend werden wir in dieser Zersetzung der sozialen Sittlichkeit eine zwangsläufige Wirkung des Weltkrieges erkennen und statt moralischer Predigten und Deklamationen Abstellung der materiellen Ursachen, kurz gesagt: Abbau der Kriegs- und Zwangswirtschaft, Rückkehr zu dem ökonomischen Naturgesetz von Angebot und Nachfrage als wirkliches Heilmittel in Anspruch nehmen. Aber der Krieg, der von einer völlig ausgeмерgerten, verarmten und aus dem Lot geratenen Wirtschaft auch noch alsbaldige Reparation der den Siegerstaaten verursachter Geld- und Sachverluste ziviler und militärischer Herkunft heischte, hat diesen einzig möglichen Weg zur ordentlichen Gesundung verbaut und den deutschen Staat in eine Defizit- und Scheingewinnwirtschaft hineingezwungen, die in der Inflation des entwerteten Geldes ihren letzten Ausdruck fand. Es bedarf keiner weiteren Ausführung dessen, wie dieser Scheinbesitz unzählbarer Werte zerrüttend auf die Volksmoral und ihre tiefste Wurzel, die Wahrhaftigkeit, wirken mußte. Die Schiefheit und

innere Verlogenheit aller Wertmesser ist ohne alle Zuhilfenahme besonderer Erklärungen aus der Schwäche des deutschen Volkscharakters allein verantwortlich zu machen für die ungeheure Steigerung des Gruppenegoismus im deutschen Volk. Dieselbe fand aber ihren katastrophalen Ausdruck in der systematischen Übervorteilung des Staates, der Gemeinde, kurz der tragenden Gesellschaft durch die einzelnen und die Gruppierung der Einzelinteressen.

Gegen Ende des Krieges verdarb mehr noch als die Hinausschiebung der preußischen Wahlreform die ganz ungenügende, elementaren Forderungen der Gerechtigkeit widerstrebende *Steuerpolitik* die Volksstimmung. Die Zusammenhänge von Steuerpolitik und Ethik außer acht zu lassen, zwang uns bis zu einem gewissen Grade die Unmöglichkeit, ohne immer steigende, nicht fundierte, sondern der späteren Deckung durch die besiegten Feinde überlassene Kriegsanleihen den Krieg zu finanzieren; um die Willigkeit und Tragfähigkeit der starken und mittleren Steuerzahler zur Übernahme dieser Kriegsanleihen zu ermöglichen, mußte man die gesunde Steigerung der Steuern auf das Vermögen und insbesondere auf die Kriegsgewinne unterlassen. Man wird gewiß zugeben müssen, daß, wie Politik und Moral trotz aller redlichen Bemühungen nie zur vollen Deckung zu bringen sind, so auch Steuerpolitik und Ethik nicht einfach zur Deckung gebracht werden können, am wenigsten in den verschobenen Verhältnissen eines jahrelangen Blockadezustandes. Die wesentliche Aufgabe der Steuerpolitik ist die Sicherung der zur Erfüllung der Staatsaufgaben unbedingt erforderlichen Finanzen in einer das Wirtschaftsleben, die Konkurrenzfähigkeit möglichst wenig schädigenden Form. Die Moral in Steuerfragen aber fordert unbedingt Gerechtigkeit, das heißt eine der Leistungsfähigkeit der einzelnen entsprechende, in Anbetracht derselben nur relativ gleichmäßige Heranziehung aller.

Das würde, konsequent durchgeführt, zur Freilassung der allgemeinsten Bedarfsartikel führen, deren Besteuerung natürlich die Minderbemittelten am härtesten trifft. Aber dagegen spricht, daß die wirklich ins Gewicht fallenden indirekten Steuern nur von Massenartikeln zu gewinnen sind. Neben den finanzpolitischen Gesichtspunkten — der Frage nach möglichst ergiebigen Steuerquellen — waren aber auch noch wirtschaftspolitische Ge-

sichtspunkte im Auge zu behalten; denn die Höhe der Steuern (und Zölle) bewirkt Verschiebungen in der Exportfähigkeit, in der Konkurrenzfähigkeit, in der Überlegenheit gewisser heimischer Produkte über den Import aus dem Auslande. Und vor allem durfte am wenigsten der von allen Seiten abgeschlossene Staat die Henne schlachten, die ihm die goldenen Eier — die Kriegsanleihen — legte, mußte er bei direkten Steuern auf das Einkommen, zumal das gewerbliche, Rücksicht nehmen auf die genügende Kapitalkräftigkeit des Unternehmers. So konnte denn der Gesichtspunkt der Ethik, der Gerechtigkeit, noch weniger als im Frieden, für sich allein maßgebend sein für die Steuerpolitik.

Aber trotz alledem muß gesagt werden, daß die Art und der Grad der Vernachlässigung der von Adolf Wagner, unserem großen Finanzpolitiker, erfolgreich gepredigten Steuermoral allmählich katastrophal wirken mußte auf die soziale Sittlichkeit, auf das Verantwortungsgefühl weitester Volkskreise gegenüber dem Staat und der Gesellschaft. Es soll nicht verkannt werden, daß auch in der Nachkriegszeit die gerechte Erfassung der leistungsfähigen Vermögen und abgabefähigen Einkünfte ungeheuren Schwierigkeiten begegnet; aber der Eindruck, den die leicht zu erfassenden Gehalts- und Lohnempfänger empfangen, die zuletzt bis zu 90 vH des Gesamtsteuereinkommens aufbringen mußten, daß die industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe in ungeheurer Weise dem Staat ihre Steuern hinterzogen, in Steuersabotage eine geradezu virtuose Geschicklichkeit gewannen, dieser Eindruck, dem sich nur wenige entziehen konnten, muß als die öffentliche Sittlichkeit, das gesunde Verhältnis des einzelnen zu der Gesamtheit zerstörend bezeichnet werden. Immer mehr wird der Staat, der alle trägt, zu einem Objekt der Hintergehung und Übervorteilung durch die einzelnen, deren Anschluß an fest gruppierte Interessenvertretungen, Verbände, Bünde ihnen ermöglicht, die Steuerpolitik des Staates zu sabotieren. Mag die hier wiedergegebene Beurteilung dem Sachverständigen in vielem einzelnen zu hart erscheinen, daß sie sich bei den meisten Volksgenossen festsetzte, ist die stärkste Wurzel des alles Gemeinschafts- und Verantwortungsgefühl auflösenden Gruppenegoismus der Nachkriegszeit. Es soll nicht vergessen werden, daß der Industrie durch die Inflationszeit zwar Steuern

erspart, aber fast ihr ganzes Betriebskapital genommen worden ist, so daß sie auf absehbare Zeit ihre nach dem Kriege wiederhergestellten oder gar erweiterten Werke und Maschinen auch nicht annähernd wird ausnutzen können, während aus diesen und anderen Gründen ein großer Teil des anderen Produktionsfaktors, der deutschen Arbeitskraft, brachliegt. Aber die akute Steigerung des Gruppenegoismus kann nicht bestritten werden, auch nicht ihre die soziale Moral auflösende Wirkung. Sie ist aber unmittelbar als sittliche Wirkung des Weltkrieges anzusprechen. Denn es scheint doch, daß es der Reichsregierung durch unsere nach allen Seiten eingeschlossene Lage des wahrhaft »geschlossenen Handelsstaates« unmöglich gemacht wurde, was England vor der Korruption der Steuermoral bewahrte, die Heranziehung aller höheren Einkommen bis zu 50 vH, der Kriegsgewinnler bis zu 80 vH der Kriegslasten. Es ist nicht unseres Amtes, zu untersuchen, ob wirklich der überwiegende Einfluß des Großkapitals, der Schwerindustrie, der Rüstungsindustrie, des Großagrarierums auf unsere Kriegs- und dadurch auf unsere Reichsleitung und das für den Militarismus charakteristische Mißtrauen in die sittliche Opferwilligkeit des Volkes die schwere Unterlassungssünde der Regierung vollauf erklärt, aus der all unsere jetzigen Steuer- und Inflationsnöte sich herleiten. Sicher ist, daß die Unterstellung der ganzen Steuerpolitik unter die Kriegswirtschaft, unter die sie allein ermöglichende, zugleich ihr Prestige bedingende Anleihewirtschaft, die Entartung des Gruppenegoismus, von der wir sprechen, zur zwangsläufigen Folge hatte. Gewiß müssen wir uns davor hüten, die Einzelursachen und persönlichen und institutionellen Unzulänglichkeiten außer Betracht zu lassen. Aber bei der allgemeinen Sucht, Schuldige zu suchen für das Unheil und die moralische Degeneration, unter der wir leiden, ist es wahrhaftig an der Zeit, die in der Gesamtlage, im notwendig verlorenen Weltkrieg und seiner endlosen Fortführung trotz tatsächlicher Unmöglichkeit seiner Finanzierung liegende letzte Ursache ans Licht zu stellen. Die innere Unwahrheit und tatsächliche Unmöglichkeit der Gesamtleistung mußte eine Zerrüttung der gesellschaftlichen Moral herbeiführen, wie sie in der Auflösung der Gemeinschaftsgefühle der einzelnen und Gruppen und der Steuermoral wie der Verantwortungsgefühle für das Ganze sich niederschlug.

2. Die Zerreißung der Solidarität des Volkes durch den Partikularismus der Stämme und Stände

Man könnte bezweifeln, daß Solidarität, starkes Einheits- und Verantwortungsgefühl dem Volksganzen gegenüber und Partikularismus, Sonderbndelei und Einkapselung in Stammes- und Standesinteressen unter dem Gesichtspunkt der Sittlichkeit vorkommen kann. Man kann den Gegensatz, von dem wir im folgenden handeln, nur dann unter sittlichem Gesichtspunkt betrachten, wenn man das Zugehörigkeits- und Verantwortungsgefühl gegenüber dem Staat und dem Volksganzen als eine normale, gesunde Äußerung des Lebens auffaßt. Darüber sind nun fast alle Kulturnationen einig; sie gehen sogar so weit, daß sie den Gewinn oder Verlust für ihr Volk als oberste Norm ihres Handelns anerkennen: *right or wrong, my country!* Dieses Nationalethos war vor dem Kriege in Deutschland schwächer als in den Feindstaaten. Nicht bloß das in der Sozialdemokratie organisierte Arbeiterproletariat, das unter Bismarck als »vaterlandslose Gesellen« außerhalb der Staatsbürger und Volksgenossen gestellt war, hatte Schaden gelitten an dem Solidaritätsgefühl den Volksgenossen gegenüber und empfand weithin die Zusammengehörigkeit mit dem Proletariat der anderen Völker weit stärker als die Verbundenheit mit der nicht proletarischen Bourgeoisie des eigenen Volkes. Auch die Stammesgegenstze zwischen den Nord- und Süddeutschen, insbesondere den Preußen und Bayern, wurden als so wesenhaft empfunden, daß man in Deutschland und außerhalb Deutschlands mit dem Partikularismus als einer die Einheit und Geschlossenheit der Nation lähmenden Eigentümlichkeit deutschen Wesens rechnete. Der ausgedehnte Individualismus, der dem Deutschen im Blut liegt und der seit Luthers Tagen zum Stolz des freien bodenständigen deutschen Menschen gehört, ließ die zentripetale meist der zentrifugalen Tendenz untergeordnet sein. In diesem Partikularismus verbirgt sich der Gruppenegoismus, der wohl in keinem größeren Volke die Rolle spielt wie im deutschen.

Man sollte nun erwarten, daß die gemeinsame Not und Gefahr des Volkes die Schranken zwischen Stämmen und Ständen niederlegen und ein einheitliches starkes Empfinden solidarischer Verbundenheit erwachsen würde. Mußte nicht die steigende

völlige Scheidung der Stämme und Stände, die Entfremdung zwischen Berlin-West und Berlin-Ost, zwischen denen kaum mehr ein Übergang zu finden war, mit einem Schlage überwunden werden, wo die Söhne Bayerns und Preußens, die Berliner aus O und W, die Bürger und Proletarier, die Bauern und Arbeiter in Reih' und Glied demselben Schicksal gegenübergestellt waren? Die befremdende, abstoßende Sonderart mußte doch angesichts der gemeinsamen Feinde, ihrer viel befremdenderen, abstoßenderen Eigenart, in ihrer relativen Unerheblichkeit empfunden und erkannt werden. Es war doch am Ende ein *Volksheer*, das alle umfaßte in einerlei Lebensgefahr. Und wenn auch der durch die Heeresorganisation tief eingefurchte Gegensatz von Offizieren und Mannschaften, der sich wesentlich mit dem Gegensatz von Gesellschaftsständen deckte, das Gefühl der Solidarität von vorn herein bedrohte, das Reserveoffiziers-Institut mit seiner Besonderung einer Standesehre die Kluft im Bewußtsein des Volkes immer neu aufriß, so konnte man auf den Nachwuchs, der von diesem Institut freigestellt wurde, hoffen. Wenn dann der Wett-eifer um die Siegespalme alle Stämme und Stände zum Einsatz ihrer letzten Kraft und die Waffenerfolge zur gemeinsamen Feier der heißersehnten Siege reizten, dann konnte die Überwindung des Partikularismus nicht ausbleiben. So erlebten wir es 1870/71.

Zunächst überzeugte denn auch die Mitwirkung der Gewerkschaften in der Kriegshilfe, in der militärischen Vorbildung der Landsturmpflichtigen und der Jugendlichen auch Widerstrebende von der segensreichen Erziehung des arbeitenden Volkes durch die straffe Organisation der Gewerkschaften. Wie der Reichskanzler in einer großen Reichtagsrede Ende 1914, so hat Ludendorff noch 1917 die Verdienste derselben um die Kriegstüchtigkeit des Heeres wärmstens anerkannt, und eine entscheidende Wendung in der Zubilligung sozialer Gerechtigkeit und demokratischer Gleichwertigkeit schien gesichert.

Man hörte hie und da, sogar auf Kanzeln, anerkennende Worte über das Werk der Disziplinierung, der wirtschaftlichen Sicherung und Förderung, der Schaffung von Solidaritätsgefühlen und Berufsehre, das die sozialdemokratische Organisation der Arbeiterschaft geleistet, wodurch sie uns trotz aller revolutionären Doktrinen in Wahrheit eine Revolution erspart und wodurch sie in diesem Krieg eine dem Ganzen sich einfügende und den Staats-

sozialismus der Kriegswirtschaft ermöglichende Arbeiterschaft mit vielen echt moralischen Motiven zur Verfügung gestellt hat. So hörte man denn bis zur Reichstagsresolution vom Juli 1917 auf, die Sozialdemokraten wie illegitime Störenfriede und prinzipielle Bekehrungsobjekte zu behandeln. Ja, man ließ sich von einem Führer der Sozialdemokraten, Hugo Heinemann, davon überzeugen, daß die verhaßte Theorie des Klassenkampfes eine unerläßliche Vorbedingung der geistigen, sittlichen und kulturellen Höherentwicklung der Arbeiterklasse war, aber keineswegs den Anspruch erhebe, als ein keinerlei Einschränkung zulassendes ewiges Dogma zu gelten. Dagegen spreche schon die Tatsache, daß große Arbeiterorganisationen wie die christlich-sozialen bestehen, die, ohne die Harmonie von Kapital und Arbeit zu predigen und ihre Klassenlage zu verkennen, doch den Klassenkampf als etwas zu Überwindendes betrachten. Wie gerne hörten wir, daß »die Sozialdemokratie sich schon heute mitten im Weltkrieg in einer Krise befinde, die sie in ihren tiefsten Tiefen erzittern machte, daß es nicht mehr angehe, den starren orthodoxen Begriff von Klassenkampf festzuhalten gegenüber der klar und unabweislich aus den Ergebnissen des Weltkrieges sich ergebenden Erkenntnis, daß der Aufstieg der deutschen Arbeiterklasse bedingt ist durch die Abkehr von der revolutionären Phrase und durch die Bereitwilligkeit der Zusammenarbeit mit allen anderen Klassen des Volkes in den Lebensfragen der Nation, da die Interessen des Proletariats hier mit denjenigen der übrigen Volksgenossen zusammenfallen«.

Wenn so die Arbeiter aufhörten, als Fremdkörper im nationalen Staat empfunden zu werden und sich selbst zu empfinden, war der Weg frei zu einem neuen solidarischen Volksgefühl. Das ehrliche Bemühen, auch anderen Vertretungen des arbeitenden Volkes gerecht zu werden, auch die Unternehmer in das Volk einzurechnen, für dessen Erhaltung man sein Leben einsetzte, dem »Egoismus Wir« entgegenzuwirken, der nur eine Erweiterung des lieben Ich durch die Gleichgerichteten und Gleichgestellten im Volk im Auge hat, dies ehrliche Bemühen konnte als sittliche Wirkung eines erfolgreichen Abwehrkampfes erhofft werden. Und wie die Spaltung in Stände konnte die in Stämme durch einen solchen Krieg überwunden werden und ein sittliches Volkseinheitsgefühl mit Verantwortlichkeit und Interesse nicht

bloß für den eigenen Stamm erwachsen. Das gemeinsame Leiden und Hoffen, die Verbindung auf Gedeih und Verderb mußte die ewige Vergleichung und Abschätzung, die Eifersucht und Mißdeutung anderer Art überwinden. In der Tat freute man sich im Anfang arglos und weitherzig gerade über Erfolge, die den Truppen anderer Herkunft zuteil wurden; um so sicherer wurde ja der Erfolg. Und so hoffte man mit Freude auf das Erwachsen eines Gefühls für den einheitlichen Staat, der sein schützendes Dach über alle Stämme breitete.

Besonders kühn war ja die Erwartung, daß in der gemeinsamen Gefahr und Errettung auch der deutsche, auch der bayerische *Bauer* gesamtdeutsch-reichsbürgerlich denken lerne, statt den deutschen Staat stumpf hinzunehmen, lerne, ihn freudig zu bejahen und zu bewundern. Denn von Hause aus sieht er die anderen Glieder des Staatsorganismus als Ausbeutungsobjekte an, die möglichst viel von ihm kaufen sollen, von denen er möglichst wenig kaufen will. Die Gefahr lag nahe, daß seine Heimatsliebe, seine Schollensässigkeit seiner Vaterlandsliebe im Wege stände. Wenn nun das große Vaterland als Inhalt seines Stolzes und seiner Sorge emporstieg, dann konnte sich seine Vaterlandsliebe von der Umklammerung durch eine bestimmte Scholle innerlich losringen. Und je mehr dann des größeren Vaterlandes Ehre und Erhaltung den Inhalt seines Sorgens und Feierns bildete, desto freier wurde die an die Scholle gefesselte Seele für Opfer größeren Stils. Welche gewaltige sittliche Wirkung durften wir von dem gemeinsamen erfolgreichen Abwehrkrieg erwarten, wenn unser Bauernstand, der naturgemäß in Nord und Süd einen ganz engen, familien- und gruppenegoistisch beschränkten Begriff von Ehre und Opfer besitzt, zu solidarischem Ehr- und Opfertrieb für Staat und Reich erzogen wurde!

Aber schon im ersten Winter wurden wir durch die Tatsache der langen Zurückhaltung von Getreide und Kartoffeln, weiterhin durch die Tatsache der Bestellung des Landes nicht nach den Bedürfnissen der Gesamtheit, sondern nach dem Interesse weitgehenden Profits belehrt, daß ein so langer und so schwer lastender Krieg nicht den Altruismus und die Solidaritätsgefühle, sondern den Gruppenegoismus und die Selbstbereicherungstrieb fördert. Im Winter 1914/15 forderte die Reichsregierung die Geistlichen auf, die Bauern an die Erfüllung ihrer Versorgungspflichten

gegen die Gesamtheit zu mahnen; im Frühjahr war ihr klar geworden, daß solche sittlichen Appelle naturnotwendig an dem »gesunden« Erwerbs- und Gewinntrieb der Bauern abprallen; so machte sie den Anreiz produktiver Anlage zum entscheidenden Propagandamittel.

Und je länger die Kriegsnot dauerte und je reichere Gelegenheit sich bot zur profitlichen Bereicherung der einen auf Kosten der fortschreitenden Verarmung der anderen, desto lockerer wurde das im Gefühl fürs Ganze, in Solidarität des Leidens und Hoffens, in Ehr- und Opfertrieb verankerte Gesamtvolks- und Staatsgefühl. Am Ende des Krieges konnte man von durchaus national gerichteten Bauern, Mitgliedern der Deutschen Volkspartei, auf die Frage: »Nun, wie geht's bei Ihnen?« die Antwort erhalten: »Ausgezeichnet. Wenn es so noch wenige Jahre weitergeht, ist die Stellung des Landwirts an der Spitze der Berufsstände gesichert, wie es sich gebührt.« Natürlich entsprach dieser Verleugnung des Staatsgefühls auf bauerlicher Seite die Verleugnung aller Sympathie, alles Verständnisses für die Lebensbedürfnisse des Bauernstandes auf städtischer Seite. Und so erlebten wir den drohenden Zusammenbruch der Reichs- und Volkseinheit, das Heranwachsen jenes reinen Partikularismus, der in Bayern heute Orgien feiert, aber in Sachsen und Thüringen, in Hannover und unter den rheinischen Separatisten genau so hemmungslos der Unterordnung der Reichsgesamtinteressen unter Klassen- und Standesinteressen frönt. Eine tiefe Unsittlichkeit im Staatsleben, das heißt eine Triebmäßigkeit und selbstgefällige Beschränkung des Horizonts ist das Ende einer gewaltigen Opfer- und Heldenzeit des deutschen Staats. Das ewige Schelten aufeinander, das ewige Schuldzuschieben an die anderen, dies behagliche und bequeme Sichsonnen in der eigenen Vortrefflichkeit und in der Niedertracht der anderen — das ist die zwangsläufige Wirkung eines Weltkrieges, der den Gesamtstaat in eine unaufhörliche Kette von unlösbaren Aufgaben und unvermeidlichen Mißerfolgen und zuletzt in eine so fürchterliche Niederlage verwickelte, die naturnotwendig seine Autorität und mit seiner Ehre auch die Opferwilligkeit seiner Glieder für ihn brach.

Wenn so entgegen den ursprünglichen berechtigten Erwartungen auch besonnener Beobachter die sittliche Wirkung des Weltkrieges auf das Staats- und Solidaritätsgefühl rein negativ,

auflösend sich erwies, so erklärt sich das nur zum Teil aus den unüberwindlichen Wirkungen der Vorkriegszeit und aus der Gespaltenheit des Volksheeres, dessen Führer und Geführte zwar zumeist gleicher Gefahr und Not ausgesetzt, aber in Gehalt und Mühsal überaus verschieden gestellt waren, zum größeren Teil aus der langen und erschlaffenden Eintönigkeit und dem verzweifelten Ausgang des Krieges. Nur ein dem Siegeslauf von 1870/71 verwandter Fortgang der Waffenerfolge hätte alle Hemmungen der Solidarität durch die nah aneinander gerückten Gegensätze ausschalten können. So aber, wie der Krieg verlief, kam es nur selten zu einem starken Einheitsgefühl. Zumal im Norden wurde selbst bei gemeinsamen Siegesfeiern, in Lazaretten und auf der Eisenbahn selten die Steifheit und das Abrücken der oberen von den breiteren Volksschichten überwunden und das »eine Volk von Brüdern« zur Erscheinung gebracht. Es wäre für die Verwundeten und Rekonvaleszenten viel richtiger und gesünder gewesen, wenn sie des öfteren im Kreise der geeinten Volksgenossen ernste Stunden verleben und auf Bahnfahrten und vor den Zeitungsanschlagen den gleichen Pulsschlag nationalen Empfindens bei allen hätten erleben dürfen, als daß sie durch überhäufte Erfrischungen oder gar durch den aufgedrängten ewigen Freitrunke verwöhnt wurden. Aber die vielfach erstrebte Ignorierung der durch den langen Frieden und die militärische Subordination tief eingprägten Standesgegensätze scheiterte an dem Widerstand der Kriegswirtschaft, die eine große Begünstigung der Leute von Bildung und Besitz mit sich brachte.

Wie bald wurde auch das Verdienst der Gewerkschaften vergessen und wie wenig die Erwartung sozialpolitischer Anerkennung erfüllt! Schon im März 1915 mußte ich feststellen: »Wo ist, wenigstens im Norden, die erhoffte Annäherung der Stände? Selbst Sieges- und patriotische Feiern vereinigten nur, sei es »die Gesellschaft«, sei es »das Volk«, Wohltätigkeitsabende mit schlichten volkstümlichen Programmen, ohne Kunstmusik, sahen kaum irgendwelche Glieder der »besseren Gesellschaft« oder doch nur im ersten, lohnenderen Teil, um acte de présence zu machen. »Das Mißtrauen der Arbeiter gegen die Arbeitgeber, der Bauern gegen die Städter ist trotz allen Opfern von beiden Seiten durchschnittlich ungebrochen. Und je länger der Krieg sich un-

entschieden hinzog und je weniger tatsächlich zur Gleichstellung der Arbeiter mit den Leuten von Bildung und Besitz geschah — man denke etwa an das preußische Wahlrecht oder an die Angleichung der enormen Gegensätze in der Entlohnung der Offiziere und Mannschaften —, desto mehr befestigte sich die alle Solidarität aufhebende Kluft.

Aus den Lazaretten hörte man schon 1916 die Klage: »Wenn man immer wieder erlebt, daß bei „Aufführungen für Verwundete“ die Honoratioren auf reservierten Plätzen sich breit machen, hinten aber die Verwundeten auf Krücken an den Wänden lehnen, weil kein Platz ist, so kann man schon zornig werden.« Das sind nur kleine Symptome einer aller Größe und Besinnung auf das Große entbehrenden Kleinkreisigkeit, die je mehr und mehr all die großzügigen Antriebe der gemeinsamen Not und Gefahr überwucherten. Als ich im Februar 1918 unmittelbar vor der großen Offensive an der Front bei Laon war und die selbstverständlich als Verhängnis hingenommene Zerrissenheit des Volksheeres in reichen Soldes sich erfreuende Offiziere und mancherlei Entbehrungen ausgesetzte Mannschaften, in allen Gefahren und einem ungeheuren Morden preisgegebene Schützengrabenkämpfer und in der Etappe oder Heimat wohllebende Bevorzugte beobachtete, da wurde mir klar, daß es Übermenschliches fordern hieße, wenn man ein über alle Standes-, Stammes- und Vermögensunterschiede hinweggehendes Einheits- und Solidaritätsgefühl erwartete. Nur ein großer durchschlagender Erfolg und ein die Kriegsziele sichernder Friede hätte, was das Einheits-, Staats- und Volksgefühl betrifft, all die Miasmen, die aus dem von Blut und Leichen befleckten Boden aufstiegen, ausfegen können. Da nun die ganzen ungeheuren Opfer scheinbar vergebens gewesen und zugleich der Glaube an das eigene Recht und an die heilige Sache des reinen Verteidigungskrieges vielfachen Zweifeln wich, konnte es nicht ausbleiben, daß das Einheits- und Solidaritätsgefühl einen Stoß erhielt, von dem es sich nicht wieder erholen konnte.

Dazu trug die unvermeidliche Enttäuschung des Vertrauens zu der Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit der Berichte des Hauptquartiers nicht wenig bei. Hinterher wird man auch in den optimistisch gefärbten Berichten der Heeresleitung und Darstellungen der Reichsregierung eine unvermeidliche Folge der Ge-

sämtliche erkennen müssen. Hätte unser Volk von Anfang an die volle Wirklichkeit unserer ungeheuren Bedrohung durch einen Feind von nahezu unbegrenzten Machtmitteln bereits erfaßt, hätte es die Wirklichkeit der verlorenen Marneschlacht, des wenigstens zweifelhaften Erfolgs der Skagerrakschlacht, des verschärften U-Boot-Krieges, unsere ganz verzweifelte Lage beim Eintritt Amerikas in die Schlachtreihe schleierlos erfahren, so wäre der Zusammenbruch seiner Zuversicht bald eingetreten. Zweifellos wäre unser Volk dem jahrelangen Leben im grellen Licht der Wirklichkeit nicht gewachsen gewesen, mußte wenigstens erst allmählich daran gewöhnt werden, die Gefahren scharf zu sehen, wie sie waren. Als nun aber derselbe gefeierte Feldherr, der noch im Juli 1918 es für eine erfüllbare Aufgabe der Reichsleitung hielt, dem Volke die Möglichkeit eines »deutschen« Friedens vorzutäuschen, einen plötzlichen Waffenstillstand für unausweichlich erklärte, da brach das ganze Gebäude des durch Verschleierungen und Bemäntelungen aufrechterhaltenen Vertrauens zur Heeres- wie Reichsleitung und damit die ganze sittliche Autorität des Reiches wie ein Kartenhaus zusammen, und aus allen Teilen des zusammengebrochenen Reichs krochen die lange mühsam zurückgehaltenen Larven des Gruppenegoismus und kleinkreisigen Größenwahns der einzelnen Stände und Stämme hervor und verdarben dem Volk den Rest des Glaubens an sich selbst als Volk und Staat von innerer Notwendigkeit und geheiligter Würde.

Es ist bei dem geringen Abstand, den wir von den furchtbaren Ereignissen gewonnen haben, für uns schwer zu entscheiden, wie weit ein verlorener Weltkrieg, mit der Reparationspflicht gegenüber einer Welt, mit dem zerbrochenen Kredit nach außen wie nach innen, mit dem entmutigenden Eindruck der Vergeblichkeit aller Opfer für Ehre und Leben, mit der unvermeidlichen negativen Kritik aller dazu führenden und während desselben betätigten Staatsleitung, für sich allein die eben skizzierte, höchst unsittliche Wirkung herbeigeführt hätte.

Sicher hat aber sehr wesentlich das Folgende zu dem geschilderten Resultat mitgewirkt: so oft die deutsche Regierung den ehrlichen Versuch machte, die Friedensbedingungen zu erfüllen, erfuhren wir, daß dieser Wille nicht anerkannt wurde:

das wirkte als eine tatsächliche Untergrabung aller Erfolge und darum aller Autorität des neuen Kurses.

Das eine steht fest: Niemals hätte die unleugbare Schwäche des deutschen Nationalgefühls, die Hypertrophie des Sonder- und Eigenbewußtseins seiner Stände und Stämme in Friedenszeiten einen solchen Zusammenbruch des Staatsbewußtseins gezeitigt. Der verlorene Weltkrieg ist verantwortlich zu machen für die Revolution und Zersetzung des deutschen Volks- und Staatsgefühls in verzweifelten, engkreisigen Partikularismus.

3. Die Rückbildung des Gemeinsinns zur natürlichen Ausschließlichkeit der Gruppeninteressen

Wenn alle weiterblickenden, höher denkenden Volksgenossen heute entsetzt sind durch das ungescheute Hervortreten der rücksichtslosesten Interessenpolitik auf allen Gebieten, so dürfen wir doch nicht ohne weiteres darin eine Wirkung des Weltkriegs sehen. Es ist vielmehr in Deutschland über dieselbe Erscheinung bereits mit ähnlicher Entrüstung vor dem Kriege geklagt worden. In der letzten Regierungszeit Bismarcks ist Interessenpolitik geradezu das Schlagwort geworden; hat er doch selbst die Umbildung der ideologischen Parteigruppierung in Organisationen der Wirtschaftsgruppen als unvermeidlich und allein ehrlich bezeichnet. Solange Deutschland noch nicht in den Weltmarkt verwickelt war, vielmehr in eng begrenzten Kreisen bescheidene wirtschaftliche Ziele verfolgte, konnte ein gewisser behaglicher Idealismus das Feld behaupten. Und solange das deutsche Land noch Raum die Fülle hatte für alle seine Kinder, konnte es die verschiedenen Gruppen wohl voneinander gesondert zu wechselseitiger Ergänzung anhalten. Die Steigerung des Nationalvermögens, die Übervölkerung des Landes, der Wettbewerb um die Futter- und Sonnenplätze in der Welt, gewiß so recht erst anhebend mit der Schutzzollpolitik und der Zusammenballung des ländlichen Erwerbsstandes im Bunde der Landwirte, steigerte die Gegensätze der Gruppeninteressen. Damit begann dann auch die Durchorganisierung der Volkswirtschaft nach ihren Interesseneinheiten, womit ein immer spürbarer Verlust von Beziehungen der einzelnen Kreise zu den anderen und von Rücksichten aufeinander eintrat. Man wird nicht behaupten kön-

nen, daß mit der ungeheuren Steigerung der Einzel- und Gruppeninteressen durch die Organisationen die sittliche Freiheit und das Menschheitsgefühl allen gegenüber gemehrt sei. Überhaupt ist die Weltwirtschaft, so sehr sie der Zivilisation dienlich sein mag, der inneren Kultur des Volkes nur abträglich.

Man soll die Organisation der Interessengruppen, die Vereinsbildung und Ringbildung nicht als einen Ausfluß einer Gegenbewegung gegen den Egoismus der einzelnen feiern. Das wohlverstandene Eigeninteresse ist zu sehr mitbestimmend beim Anschluß an Vereine, Gesellschaften, Innungen, Gewerkschaften, als daß man den »Egoismus Wir« dieser Organisationen irgend als wesensverschieden von krassem Einzelegoismus betrachten könnte. Im Gegenteil gewinnt dieser nur an Festigkeit und dreister Zuversichtlichkeit, wenn er verstärkt wird durch die Interessengemeinschaft. Es werden auch alle Vereine und Gesellschaften erfolgreich bemüht sein, den einzelnen, die ihnen etwas von Eigeninteresse aufopfern, klarzumachen, daß sie dadurch weit mehr gewinnen als opfern. So verliert denn der inwendige Mensch, noch abgesehen davon, daß er aufhört, lediglich für sich verantwortlich, frei und Persönlichkeit zu sein, durch die Durchorganisation und Einstellung in Reih' und Glied der Gruppen ungemein viel an freien, inneren, heiteren Beziehungen zum anderen, abgesehen von Stand und Gruppe. Diese steht immer mehr als trennende Schranke zwischen Mensch und Mensch. Wir hatten als Kulturfortschritt des entwickelteren Verkehrs eine Durchbrechung dieser Schranke erhofft, und nun müssen wir wahrnehmen, daß die Humanität in den Beziehungen der einzelnen als solcher zu anderen immer seltener wird, je mehr sie eingespannt werden in die Schranken der Gruppen und Interessenverbände. Gewiß bringt die Organisation, die den vereinzelt ungestüm in eine gewisse Gemeinschaftsdisziplin der arbeits- und berufsteiligen Gesellschaft zwingt, den krassen Sondertrieb in gewisse feste Ordnungen; aber sie raubt ihm Originalität und Freiheit in der Auslese sympathischer und antipathischer, gebilligter und mißbilligter Persönlichkeiten und zwingt ihn zum Erheucheln gewisser Gemeinschaftsgefühle.

Wir hatten uns vor dem Kriege gewöhnt, diese Entartung des Individuums zur Massenseele, zum Organisationstier, zur Hammelherde durch die Organisation im letzten Grunde kapi-

talistisch-selbstsüchtiger Interessen als eine unvermeidliche Folge der Hyperkultur zu betrachten. Wie viele haben aber von dem kolossalen Erlebnis des Weltkrieges eine Erschütterung der die Deutschen in lauter Monaden ohne Fenster zueinander scheidenden Abschottungen erhofft! Wer im Anfang des Krieges die Einberufenen auf die Exerzierplätze begleitete, mit buntgemischten Angehörigen aller Klassen im Eisenbahnabteil sich traf, wer den Aufstieg vom Volksschullehrer zum Offizier und die Verwendung von Söhnen hochgebildeter akademischer Familien als Gemeine oder gar Armierungssoldaten mit staunender Bewunderung erlebte, der konnte wohl einen Fortschritt der Humanität erhoffen. Im Schützengraben zumal und gegenüber dem Kartätschenhagel verlor das Standeskleid und Rang und Stufe der gesellschaftlichen Stellung alle Bedeutung. Die Größe menschlicher Schicksale, die bunte Mischung der Gefallenen und Geretteten, die Verluste durch Generationen aufgehäufter Vermögen und das rasche Aufsteigen neuer Vermögen, sollte das nicht die versteiften Gegensätze der Gesellschafts- und Erwerbsschichten auflockern?

Es ist so gar anders geworden. Nicht durch Schuld, sondern durch Schicksal. Wie schon an anderem Ort ausgeführt, hat die lange Dauer und unsagbare Drangsal des Weltkrieges alle die Lockerungen und Erweichungen des inhumanen Absonderungstriebes wieder aufgehoben und die einfache Menschlichkeit in natürliche, wilde Ausschließlichkeit zurückgebildet. Man hatte ja auch so viel mit sich selbst und der Ergatterung des Existenzminimums aus dem viel zu geringen verfügbaren Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnungs- und Heizungs-vorrat zu tun, als daß man, von wenigen abgesehen, Zeit, Kraft und Sinn für andere übrig hatte. Erst am Ende des Weltkrieges brach die Raubtiernatur des Menschen vollauf hervor. Das Schlangestehen für die Notdurft der Familie, ja, so seltsam es klingen mag, das viele Ellbogen an Ellbogen Stehen in drangvoller Hitze verzehrte alles Ellbogengefühl mit den anderen. Wenn aber die Revolution eine zwangsläufige Folge des weit über seine aussichtsreiche Durchführung hinausgetriebenen Aufreißungskrieges genannt werden muß, wer kann dann die Zersetzung aller menschlichen Beziehungsgefühle durch die wildeste Selbsterhaltung und durch den selbstgefälligsten Gruppenegoismus anders denn eine sittliche Wirkung des

Weltkriegen nennen? Gewiß hat er nur vollendet und voll entwickelt, was schon vor ihm als Wirkung des Kapitalismus und Materialismus die Beziehungen von Mensch zu Mensch bedrohte. Aber was als Abwesenheit und Aussetzen humaner Gefühle und Beziehungen noch erträglich war, ward nun als deren Verleugnung und Ablehnung das ganze Zusammenleben des Volks vergiftend.

Oder übertreiben wir? Nur einige Wirkungen dieses Geistes der Ausschließlichkeit aus eigener Erfahrung! Da gilt es in der »besseren Gesellschaft« als ganz selbstverständlich, daß nicht bloß die Proletarier, auch die Demokraten außerstande sind, national, vaterländisch zu empfinden; man bildet sich einen Popanz von Pietät und Loyalitätslosigkeit und stellt ihn zwischen sich und die andersgerichtete Seele. Umgekehrt konstruiert sich der Arbeiter oder auch der Kleinbürger ein Bild krassester Selbstsucht, rücksichtslosester Selbstbereicherung und dreister Überheblichkeit und nennt es Agrarier; der einzelne Bauer oder Landwirt verschwindet ganz in dieser konsequent erdachten Karikatur. Man beachte, wie in München die Marxisten und die Nationalisten sich wechselseitig zu infamen, ganz einheitlichen Teufelsfratzen ausstatten! Eine Unterscheidung der Persönlichkeit von der Gruppe, von der Interessenvertretung ist nirgends fast zu finden. Die Medisance der Parteilichkeit ist ungeheuerlich. Und seit auch die Frauen in die Arena der Parteien und Interessenorganisationen eingetreten sind — war nicht auch die Übertragung des Frauenstimmrechts eine zwangsläufige Wirkung der alle gleichmachenden Leidensgemeinschaft des Weltkrieges? —, ist kaum mehr ein Asyl zu finden gegen die alles verschlingende Parteigehässigkeit und Interessenselbstsucht.

So ist es denn dahin gekommen, daß man in der guten deutschen Gesellschaft kein größeres Schimpfwort kennt als »Parteihengst«, kein größeres Lob als, daß jemand unparteiisch, parteifrei sei, daß diese selbe Gesellschaft aber selbst Partei ist, nämlich Partei der von der Revolution Enterbten und Beraubten, der nach den Fleischtöpfen Ägyptens und den alten Privilegien der Leute von Bildung und Besitz sich Zurücksehnenden. Nur verabscheut man es, sich mit dem Partei- oder öden Gezänke der öffentlichen Meinung oder des Wahlkampfes zu bemengen. Nun ist es offenbar, daß ohne Wahlkampf mit gewissen Schlagwort-

parolen allgemeinsten Prägung, übertreibender Allgemeinheit — im Parteikampf *muß* alles auf weithin sichtbare Kothurne gestellt werden —, ohne schroffe Entgegenstellung der Gruppen- und Interessenvertretungen öffentliche Meinung und politische Gesinnungsbildung nicht zu machen ist. Ja, es ist diese Parteilichkeit leidenschaftlicher Art immer noch offener, ehrlicher als die vielgerühmte Parteilichkeit, die doch nur eine Kulisse ist, hinter der sich die ödteste Parteilichkeit für den »Egoismus Wir« der eigenen alten Gesellschaft und gegen den »Egoismus Wir« der aufstrebenden Gesellschaftsschicht verbirgt. Immerhin bleibt zu wünschen, daß das Privatleben, die Wertschätzung der Einzelpersonen von dem wilden Treiben dieser Parteilichkeit freigestellt bliebe, daß man in jeder Gruppe und Sippe noch die innere Freiheit, Güte und Gerechtigkeit sich bewahre, über die Zäune der Interessen hinweg das Menschliche, Persönliche an Andersgerichteten zu erfassen. Sollte nicht auch das notwendige Vorherrschen nicht der Edelsten, sondern der Herrschsüchtigsten, Gerissensten, Rücksichtslosesten, Schroffsten in jeder Partei und das Zusammengespanntsein mit persönlich wenig Sympathischen im Parteileben zu einer Reaktion des Verlangens nach Menschen, Persönlichkeiten in allen Schichten und Kreisen führen? Daß nunmehr alle freie menschliche Sympathie, alle freie Auslese der Menschenwertung aus allerlei Volk sich verloren hat in ausschließlichen Parteigeist, das ist das unsere Humanität Vergiftende der gegenwärtigen Kultur. Und eben das ist die sittliche Wirkung des verlorenen Weltkrieges.

Diese Wirkung begann sich alsbald nach Kriegsbeginn in Deutschland anzukündigen. Wer nicht umhin konnte, die Siegeszuversicht der Deutschen nicht zwar zu bestreiten — das war gewiß unerträglich — aber davon zu schweigen, weil er sie nicht teilen konnte angesichts der numerischen und, wie das Welturteil nun einmal lautete, auch moralischen Übermacht nach Englands Kriegserklärung und bei Nordamerikas England begünstigender Neutralität, welche beide an dem Protest gegen Belgiens Vergewaltigung durch Deutschlands »Wortbruch« eine moralische Plattform ersten Ranges hatten, wer es nicht fertig brachte, seine christlichen und humanen Gefühle so weit zu knebeln, daß er einstimmte in den Ruf: »Gott strafe England!«, wer nicht ohne weiteres in jedem feindlichen oder den Feinden gün-

stigen neutralen Volk und seinen einzelnen Gliedern einen persönlichen Feind von verächtlichem Charakter zu erblicken vermochte, der war der wildesten Parteilichkeit preisgegeben. Solange die Arbeiterschaft ihre internationalen Velleitäten dem Gefühl und Abwehrtrieb der Heimat und des eigenen Blutes opferte und unter Verleugnung der ganzen Friedenserziehung mitmachte in dem allgemeinen Fanatismus, vergaß man die alte Etikette der »vaterlandslosen Gesellen« und erfreute sich, allerdings aus einiger Entfernung, der inneren Einheit mit ihnen. Sobald aber die maßlosen Kriegsziele, die im Mai 1915 schon als Gegenschlag gegen den Überfall durch die französisch-russische Kriegspropaganda angemeldet wurden, die alten internationalen pazifistischen Instinkte hervorreizten, und gar, als dann nach dem Fehlschlag der mit aller Bestimmtheit für eine Frist von sechs Monaten vorausgesagten U-Boots-Erfolge und nach der dadurch herbeigeführten amerikanischen Kriegserklärung das, was man gern französisch als Defaitismus, deutsch als Miesmacherei brandmarkte, sich hervorwagte, ja sogar zu einer Reichstagsresolution für einen Verständigungsfrieden verdichtete, da kannte die nationalistische Strömung keine Schranken mehr. Man begründete — der Gipfelpunkt jener zuvor charakterisierten höchst parteilichen Behauptung der Überparteilichkeit — eine »Vaterlandspartei« und brandmarkte alle Gegner als Vaterlandsfeinde. So wurde das Vaterland selbst mit der Partei kopuliert, zur Partei gemacht. Und die Nachwirkung dieser furchtbaren Verfälschung des ganzen öffentlichen und Parteilebens dauert bis heute an.

Denn nun schützte sich die als unnational verfemte Gegenseite durch ebenso weitgreifende übertreibende, verabsolutierende Brandmarkung der Nationalen durch einen »Volksverein für Freiheit und Vaterland«, worin die Anklage der Gegner als Volks- und Freiheitsfeinde wenigstens versteckt lag. Diese Seite war ebenso ehrlich wie die andere von der nationalen Unzuverlässigkeit der Gegner, von der Unzuverlässigkeit ihrer Gegner in bezug auf Volks- und Freiheitsgesinnung überzeugt. Erst aus diesem leidenschaftlichen Ungestüm heraus, das in den Gegnern Zerstörer der Zukunft des deutschen Volkes bekämpfte, wurde die wilde Parteilichkeit geboren, die in allen Kundgebungen und Betätigungen der nationalen Seite den Wurm

des parteiischen Gruppenegoismus aufspürte. Da nun die Alldeutschen überreichen Stoff für diese Anklage lieferten, die Sabotierung der Friedensresolution, der Friedensvermittlung, der für die Feinde annehmbaren Friedensbedingungen durch die Oberste Heeresleitung, die ihre Stellung über den Parteien und über der Politik der steigenden Einmischung in die innerpolitische Entwicklung opferte, das Mißtrauen der Arbeiter und Demokraten gegen die Selbstlosigkeit und Volksliebe der »Kriegsverlängerer« herausforderte, da die Schonung der kapitalkräftigen Erwerbskreise in Stadt und Land durch Verzicht auf durchgreifende Erhöhung der direkten Steuern, ja sogar der Kriegsgewinnsteuer dem Verdacht Nahrung bot, daß die angeblich um die Ehre und Existenz des Vaterlands besorgten Kreise mit der Kriegsverlängerung, das heißt der Bekämpfung des »Schmachtfriedens« zugleich für ihre eigenen Taschen sorgten — man erinnere sich an die agitatorische Rolle, die die Schwerindustrie, die Kanonenbarone je mehr und mehr spielten! —, so haben die letzten Kriegsjahre eine Atmosphäre allgemeiner Vergiftung der menschlichen Beziehungen durch die Stellungnahme zur Friedensfrage verbreitet, die wie eine Rauchwolke über unser ganzes Volksleben sich lagerte. Was wir heute an gegenseitiger Verhetzung durch verletzende, ehrabschneidende Vorwürfe erleben in beiden Lagern, ist nur die Folge der alle Gedanken erfüllenden und über alle öffentlichen Interessen entscheidenden Gruppierung in Kriegs- und Friedensfreunde.

Nur kurz hingewiesen sei auf die vergröbernde, verwildernde Wirksamkeit der *Presse*, die ihre Funktion als Erzeugerin der öffentlichen Meinung bei der Hitzigkeit und Maßlosigkeit der Interessenkämpfe nur durch die extremsten Formulierungen der Gegensätze ausüben konnte. Da das Vaterland zur Partei geworden, mußte die parteimäßig gruppierte Presse die Partei über das Vaterland stellen, natürlich unter dem zum Teil geglaubten Vorgeben, daß nur durch die Förderung ihrer Partei das Vaterland gesichert werde. Auf gegnerischer Seite durfte nun nichts mehr als aus edlen Motiven entsprungen auch nur relativ anerkannt werden. Die extremen Fälle unbestreitbarer Schwäche des Nationalgefühls, beziehungsweise der Opferwilligkeit fürs Volk — wunderbar, wie der Gefühlsinhalt der Worte Vaterland und Volk auseinanderrückte — wurden als die Enthüllungen einer sonst

schlau versteckten Gesinnungslumperei festgenagelt. Zur Entschuldigung fast der gesamten Presse muß hingewiesen werden auf ihr mühsames Ringen um die nackte Existenz bei der blödsinnigen Steigerung des Papierpreises einerseits, der Buchdruckerlöhne andererseits. Dem Geschmack der Masse und Gasse, denen sie sich marktschreierisch anbieten mußten, genügt nur die schärfste Paprika der rücksichtslosesten Verdächtigungen und Beschuldigungen.

Zu der allgemeinen Brunnenvergiftung der öffentlichen Meinung trug nicht wenig die Ausbildung von Sammel-Schimpfworten bei, die jeder näheren Begründung der Anwürfe überhoben. Welche Rolle der Antisemitismus in der letzten Zeit gespielt hat, wie es genügte, etwas als Judeninteresse, Judenpresse, Judenpartei, Judenfreund zu bezeichnen, um es rettungslos zu diskreditieren, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Unsummen verbitterndster Ungerechtigkeit, die damit den am Ende unschuldigen Objekten der Brandmarkung angetan wurde, auch von solchen, die zu gebildet und geschmackvoll waren, um parteimäßige Antisemiten zu sein, rächte sich natürlich durch Umprägung an sich moralisch farbloser Bezeichnungen zu Schimpfworten: »Schwerindustrielle«, »Rüstungsindustrie«, »Agrarier«, gar »Großagrarier« wurde nur mit einem beleidigenden Nasenrümpfen ausgesprochen. Zweifellos spielte bei der Ausbildung dieser Schimpftechnik der Gegenschlag gegen die Brandmarkung der Juden, dieser mit einer scharfen Zunge und Dialektik begabten Leute, eine erhebliche Rolle. Welche tiefe Entsittlichung und Verrohung des öffentlichen Lebens, ja auch der privaten Beziehungen diese unaufhörliche Ressentiments hervorrufende Schimpftechnik bewirkt, empfindet jeder anständig Fühlende heute mit Grauen.

Es ist nun meine feste Überzeugung, daß der ganze Komplex der Verwilderung und Vergiftung unseres öffentlichen Lebens und unserer persönlichen Beziehungen die zwangsläufige Wirkung des verlorengehenden und verlorengegangenen Weltkrieges ist. Man müßte an der moralischen Gesundheit des deutschen Volkes verzweifeln, wenn man nicht an den furchtbaren Explosionen wildester Unkultur der Gefühle von Gerechtigkeit und Liebe die Wirkungen von ins Unterbewußtsein verdrängten Komplexen der Furcht und Sorge erkannte, die das Ungeheure

des Weltkrieges zwangsläufig erweckt hat. Und zwar Furcht und Sorge sowohl bei den Nationalisten, den Vaterlandsparteilern, den Kriegsverlängerern, den der »Erfüllungspolitik« voll Haß gegenüberstehenden Kreisen, wie bei den Sozialisten, den Demokraten, den Verständigungs- und Erfüllungspolitikern. Man wird beiden Seiten neben viel Menschlichem, Allzumenschlichem, das in solcher langen Katastrophe aus den Abgründen und Untiefen der unkultivierten Welt zur Oberfläche kommt, doch auch viel von ihnen selbst, noch mehr von den anderen mißverständene heiße Liebe zu Volk und Vaterland zubilligen dürfen. Jede Seite identifiziert den von ihr für einzig rettend angesehenen Weg mit der Sache des Volkes oder des Vaterlandes und erblickt in dem entgegengesetzten Weg ein Verbrechen an Volk und Vaterland. Und bei der restlosen Verschlungenheit des eigenen Glücks oder Verderbens in Rettung oder Untergang des Ganzen war eine besonnene, ruhig abwägende, fein unterscheidende Beurteilung des gegnerischen Verhaltens über die Kraft der überwiegenden Mehrheit. Es wird sich gewiß mit der Zeit immer mehr das Mitgefühl mit der menschlichen Schwachheit, die Verständigung über die zwangsläufigen Folgen einer Nötigung zu Unmöglichem, Widervernünftigem der maßlos verhetzten Teile der Nation bemächtigen. Für eine vom Ende her zurückschauende Betrachtung konnte gar nichts ausbleiben von der eben in großen Zügen geschilderten Rückbildung der Humanität in wilde Parteilichkeit. Kein anderes Volk der Erde würde in solchen unerfüllbaren Zumutungen und in dem gegen das unvermeidliche Schicksal angehenden Trotz sich der krampfhaften Versteifung aller Beziehungen erwehrt haben. Unendlich viel edelste Sorge und Bangigkeit um Volk und Vaterland steckt in der anscheinend so niedrigen, selbstsüchtigen, ungebildeten Parteisucht und wird, befreit von dem sie ins Unterbewußtsein verdrängenden widernatürlichen Zwang, als eine heilsame Kraft der Vaterlands- und Volksliebe weiterwirken.

4. Die Lockerung des Abhängigkeitsverhältnisses der jüngeren von der älteren Generation

Es handelt sich hier um eine kurze Geschichte der Jugendbewegung vor und während des Krieges.¹ Sie hat schon vor dem Kriege eingesetzt, ja, im Jahre vor dem Kriege eine gewisse Gipfelung erlebt und ist durch den Weltkrieg nur in ihren umwälzenden Tendenzen erheblich verstärkt worden. Aber wer darin lediglich eine Schädigung des sittlichen Volkslebens erblicken würde, der verstünde den Pulsschlag der Jugend nicht. Die inneren Werte der Jugendbewegung überwogen lange die Gefahren, die sie mit sich brachte. Der Krieg aber hat sie definitiv zu einer Großmacht im Kulturleben der Gegenwart erhoben.

1907 fing man erst an, von der Not der Jugend in Deutschland zu reden. Man fand sie zunächst in der wachsenden Selbständigkeit der Jugend, ihrem Hang zu frühem Geldverdienen, in ihrer Unlust, in ein festes Lehrverhältnis zu treten, damit verbunden ihrem Verlangen der Freiheit vom Elternhaus, in dem exorbitanten Wandertrieb, zumal vom Lande und der Klein- in die Großstadt, der Unmöglichkeit, sie in den Städten unter Kontrolle zu halten, wie man sie früher als gute Sitte unbedingt für nötig hielt. 1907 hat die Jugendagitation der Sozialisten in Berlin jeder Jugendpflege eine autonome Jugendbewegung entgegengestellt. Der sozialistischen begegnete eine bürgerliche Jugendbewegung, die in der deutschen Turnerschaft besondere Jugendabteilungen gründete, in den aus England importierten Pfadfindern Jugendgruppen »für Jugendsport in Feld und Wald« bildete und die Mobilmachung der Jugend in großem Stil bewirkte. Eine »Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands« suchte die proletarische Jugendbewegung, die sich trotz dem Protest der Partei und der Gewerkschaften selbständig von beiden gemacht hatte mit ihrem rücksichtslosen autonomen Tätigkeitsdrang, der Partei und den Gewerkschaften anzugliedern. Auch in der bürgerlichen Jugend schwand die patriarchalische Zeit; die Freizügigkeit und der frühe Verdienst, der sie in die Städte und von Ar-

¹ Das folgende Kapitel berührt sich mit der vortrefflichen Darstellung *Wilhelm Flitners »Erziehungswesen und Jugendbewegung in und nach dem Kriege«*, betrachtet das Gebiet aber lediglich vom ethischen Gesichtspunkt aus. Die beiden Darstellungen dürften sich gut ergänzen.

beitsplatz zu Arbeitsplatz wirft, enthebt sie früh jeder Kontrolle; die Zwischenzeit zwischen Schule und Militärdienst wird immer mehr den Zufällen einer von Erziehungskräften der älteren Generation wie von Selbsterziehung entblösten Anarchie überlassen. Die katholischen Studentenvereine wurden sich unter Dr. Sonnenscheins weitsichtiger Leitung zuerst der großen Gefahren dieser allzufrühen Emanzipation bewußt und suchten in studentischen Unterrichtskursen und ähnlichen hingebenden Gemeinschaftswerken die fehlenden Erziehungsmächte in freizugemuteter und frei angenommener Fürsorge zu ersetzen. Aber das entsprach immer weniger dem Selbstständigkeitsdrang der Jugend, die aller Abhängigkeit von irgendwie politisch oder kirchlich abgestempelten Erziehern sich widersetzte, ob sie schon ihrem Alter näherstanden als die vom Staat bestellten. Immer mehr wurde die von aller Jugendpflege sich gefühls- und grundsatzmäßig unterscheidende Jugendbewegung zu einer Emanzipationsbewegung der jüngeren von der älteren Generation. Als für die Mädchen neben die Vorbildung für den allgemeinen Frauenberuf nun immer mehr eine spezielle Berufsbildung sich stellte und dieselbe unmittelbar nach der Schulentlassung einsetzte, trat auch die weibliche Jugend in diese Emanzipationsbewegung ein.

Die Entwicklung machte rapide Fortschritte. Bereits 1912 stellte sich allen Jugendfreunden ein Jungdeutschland dar, das die leidenschaftlichste Reaktion gegen die Verkümmern der Jugend durch die Großstadtkultur, auch durch die verfilzte Schulkultur auf ihr Panier schrieb. Lauter und lauter erscholl der Ruf: Rückkehr zur Natur von der Verbildung der älteren Generation! als der Ausdruck eines immer bewußter werdenden Verlangens nach Luft und Licht, nach Wald und Flur, nach Ursprünglichkeit und Reinheit, nach Volkstum und nach kraftvoller Eigenart, nach all den realen und idealen Lebensmächten, ohne die sich gesunde Jugend nicht stark und froh fühlen kann. Eine schonungslose Kritik wandte sich gegen die Verknöcherung und Unterbindung freier Kräfte und die daraus sich ergebende Nervosität der herrschenden Schulkultur. Die verheerenden Wirkungen einer zügellosen Genußsucht, des Alkohols und Nikotins und der geschlechtlichen Ausschweifungen führte dies Jungdeutschland auf die Tatsache der zunehmenden physischen und

psychischen Entartung einer in großstädtischer Unnatur versklavten Jugend zurück. Der Rationalismus der Volksaufklärung, der intellektuellen Überfütterung wich der Romantik und der Sentimentalität; nun tauchen sie wieder auf, die milden, ewigen, geheimnisvollen Fixsterne tiefen großen Menschentums: Heimat, Glaube, Liebe, Dichtung, Märchen, Vaterland und Muttersprache, Volkstum in Sage und Geschichte und begleiten die »Wandervögel« durch Feld und Tal, bei Tag und Nacht.

Vor kaum anderthalb Jahrzehnten in einem Gymnasium in Steglitz entstanden, vor wenigen Jahren eine Handvoll unbekannter Schwärmer, wurden die Wandervögelverbände 1912 Organisationen, die nach Zehntausenden zählten und ein ausgebreitetes Netz von Vereinen in allen deutschen Gauen zeigten. Wie schnell sind sie fertig geworden mit Alkohol, Nikotin und Verweichlichung! Ja, es gab bald eine Wandervogelkultur, der in Wehrkraftvereinen einer, Pfadfindervereinen andererseits eine erheblich anders, mehr autoritativ-militärisch oder mehr turnerisch gerichtete Kultur zur Seite tritt. Aber Jungdeutschland war einig im Gegensatz zu einer müden, matten, übersättigten, überbedürftigen Großstadt- und Schulkultur, eine große Familie, die Leiber und Seelen rein baden wollte in der Natur.

Selbstverwaltung, freie Wahl der Führer, die auch der Jugend angehören müssen, Verweisung der Gönner aus höherem Alter in Beiräte, denen man sich aber nicht irgendwie zur Gefolgschaft verpflichtet fühlt, ist dieser jungdeutschen Bewegung gemeinsam mit der sozialistischen, die gleichzeitig ins Kraut schoß. Die Arbeiterjugend entwickelte aus dem ihr von Partei und Gewerkschaft frei zugestandenem Recht, Herr im Hause zu sein und nach eigenem Wunsch ihr Haus weiterzubauen, ein ungemein frisches Vereinsleben. Gewiß machte sich bald der innere Zwist zwischen einer orthodoxen, auf einen Schutzheiligen eingeschworenen sozialistischen Dogmatik und einer wesentlich auf eigene wenige, aber starke Gegensatzerlebnisse sich gründenden Seelenlage geltend. Aber die Inkonsequenz, die gefühlsmäßige, der strengen Logik spottende Irrationalität überwand den Aufklärer der Partei, und so finden wir auch in der Arbeiterjugend, den Jungsozialisten, denselben starken Zug nach Persönlichkeits-, Erlebnis- und Gegenwartskultur, dieselbe innige Abneigung gegen die

Traditionen und Dogmen einer der Macht und Nützlichkeit versklavten, opportunistischen Partei und Organisation.

Aber auf die ganze Höhe der Bewegung führte erst das Jahr 1913, in dem die freideutsche Jugend sich im »Anfang, Zeitschrift der Jugend« ein Organ und in der Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner ein weithin hörbares Signal der Erhebung schuf. »Seid jung!« rief sie den Altersgenossen zu. »Jung sein heißt aber frei sein, echt und wahr, heißt selbständig denken, ohne knechtliche Unterwerfung unter überkommene Autoritäten, unter überkommene Konventionen.« Ludwig Gurlitt schuf die Formel: »Das Lebensprogramm der Jugend ist Kampf gegen alles, was Leib und Seele vergiftet, gegen alles, was sich nicht vertragen will mit einem unverdorbenen deutschen Gewissen.« Man entzog sich damit im Grunde aller Jugendpflege von oben, von festen Gruppen und Parteien der Erwachsenen her. Ein gewisser Gegensatz bahnte sich auch zwischen der ganz auf sich gestellten Jugend und den parteimäßig oder auch kirchlich gefärbten Jugendbünden, wie auch dem Bund deutscher Jugendvereine, der unserer Jugend die deutsch-christlichen Erbgüter überliefern und einen harmonischen Ausgleich der reifen Erfahrung mit dem eigenen Recht der Jugend herstellen will. In dem alten »Wandervogel« entstand ein neuer Verband, der das gemeinsame Wandern der Geschlechter mehr betonte als der Altwandervogel, überhaupt die Geschlechtermischung als wesentliches Mittel der Selbsterziehung betrachtete, um den Verkehr der Geschlechter natürlicher und harmloser zu gestalten, die gegenseitig bildenden Werte dieses Verkehrs zu benutzen, um die natürliche Anziehung der Geschlechter in gesunder Freiheit und edlem Vertrauen selbstgewählte Schranken finden zu lassen, statt sie zu stauen hinter gefährlichen Dämmen, wie sie Mißtrauen und Pessimismus errichtet, die elementare Gewalt aber verheerend niederreißt. Der Jungwandervogel betont aber auch grundsätzlich und scharf in Opposition gegen alle Jugendpflege, daß seine Jugendsache unverworren bleiben müsse mit den Angelegenheiten, Interessen und Einstellungen der Erwachsenen. Natorp, der die Mystik, die Romantik, den himmelstürmenden Idealismus dieser Jugend als vollberechtigt anerkannte, hat neben den Hoffnungen auch die Gefahren derselben gesehen und vor dem falschen Radikalismus gewarnt, der unbegründet einen unausgleichbaren

Gegensatz konstruiert zwischen der Selbsterziehung der Jugend und der Erziehung des Hauses, der Schule, des Staates. Picht hat weiter gewarnt vor der Unart, der doch noch erst reifenden Jugend ein zu frühes Bekenntnis zu möglichst neuartigen Dogmen abzufordern: „Die Loslösung von allen traditionellen Werten darf nur allmählich geschehen, ein langsamer Assimilationsprozeß sein; der eigene Stil muß wachsen in demselben Maße, wie der alte zerfällt.«

Während sich nun unmittelbar vor dem Kriegeausbruch diese Jugendbewegung als der Exponent eines ganz neuen Lebensgefühls in Gegensatz setzte zu den im Gymnasium zumal verkörperten Traditionen und vielfach außer dem grundsätzlichen Mißtrauen der Söhne gegen die Väter die Mißachtung der Schranken zwischen den Geschlechtern, ein aller Scheu und alles Abstandes spottendes Vermischen derselben auch in Nachtwanderungen und gemeinsamen Lagerungen pflegte, fand sich im »Jungdeutschlandbund« ein konservativer Teil der Jugend zusammen, der mit dem Gefühl des Eigenwertes die Überzeugung von dem Wert der Autorität, des Gehorsams, der Disziplin verband und diesen Wert in einer sportlichen, besonders auch militärisch-patriotischen Ertüchtigung des heranwachsenden Geschlechts festzuhalten versuchte. Der Gegensatz gegen alle äußere Autorität, jeden Buchstabenglauben, jede Abhängigkeit des Glücks von geschichtlichen Tatsachen und deren Kenntnis und Bejahung wird hier ersetzt durch eine bewußte und gewollte Einlebung in die alten Werte.

In die Mitte zwischen beiden Strömungen stellte sich die »freideutsche Jugend« 1914 auf einem Tage in Marburg und proklamierte: »Die freideutsche Jugend ist eine Gemeinschaft von Jugendbünden, deren gemeinsame Grundlage darin besteht, von der Jugend geschaffen und getragen zu sein, und deren gemeinsames Ziel es ist, die Vermittlung der von den Älteren erworbenen und überlieferten Werte zu ergänzen durch die Entwicklung der eigenen Kräfte unter eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit.« Damit vertrug sich aufs beste die Stimmung der »Jugend- und Wehrlogen«, der Guttempler und die Tendenzen des »Vortrupps«, die gelobten: »Keines Rauschtranks wüster Schatten soll uns je verknechten mehr! Wir, wir glauben an das Leben, an den Sieg und an das Glück!« Sie wollen Kämpfer

sein im »Heere des Lichts« im Geiste deutschen Mutes, deutscher Treue, deutscher Entsagungsfreudigkeit, dem ganzenweichlichen Wohlleben unserer heutigen gebildeten Jugend entschlossen absagend, Deutschland vom Fluch des Mammons, ihre Gefährten, Deutschlands Söhne und Töchter, von Gebundenheit an unwürdige Sitten zu erlösen.

Immerhin lebte auch in dieser Jugend eine starke Auflehnung gegen die Traditionen und den Lebensstil der Alten; sie war sich bewußt, daß sie eine Erziehungsaufgabe wie gegenüber dem Ganzen, so auch gegenüber dem älteren Geschlecht hat, es zurückzuführen zur Natur und Freude. Und neben den romantisch-mystisch-idealistisch gestimmten Organisationen suchte sich der Emanzipationsdrang der Jugend auszuleben in beweglicher Willkür. Die Koeduktion verlor nicht selten den erzieherischen Charakter und wurde Deckmantel ungezügelter Vorwegnahme bindender Verhältnisse und Beziehungen ohne Verantwortungsgefühl für die Folgen. Immerhin überwog in der breiten Jugendmasse ein gewisser idealer Schwung die Degeneration der Sinnlichkeit. Nur herrschte durchweg, Gefahr drohend, die Atmosphäre der Auflehnung gegen Haus, Schule, Staat und eines unbegrenzten Selbstvertrauens: erst selbsterprobte Erfahrung der Schäden der Triebfreiheit, keinerlei überlieferte Schranken sollten einen Damm bilden gegen die Verführungen der Sinne und der Neugier. Die Erziehung von oben, durch Ältere und Lehrer, Geschichte und Überlieferung, wurde grundsätzlich beargwöhnt und nur die Erziehung von der Seite her, durch Kameraden und Gleichaltrige, durch eigenes Erleben und Durchkosten der Gefahren sollte wahrhaftig sein. Wahrhaftigkeit wurde Stichwort im Sinne unbegrenzten Auslebens der eigenen Art, des eigenen Triebs, des eigenen Stils, im Gegensatz zu Pietät und Loyalität, der Ehrerbietung vor längerer Erfahrung und Erprobung. »Alter schützt vor Torheit nicht«, ist keinerlei Gewähr der Lebenswahrheit. Die »Wahrheit« Christoph Schrempfs vertrat in überzeugender Weise die These, daß Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und die gebietende Stunde und Treue gegen Überlieferungen, Bekenntnisse, Erbtümer der älteren Generation einen tragischen Gegensatz bilden.

Und nun führte das Erlebnis des Weltkrieges zu einer ungeheuren Verstärkung der Gefahr der Emanzipationsbewegung

und Schwächung der idealen Motivkräfte derselben. Zunächst freilich brachte der Krieg scheinbar ein Überwiegen der im Jungdeutschlandbund zusammengeschlossenen straffen sportlich-militärischen Tendenzen. Alles drängte auf militärische Ausbildung der Jugend. Die Jugendlichen, bisher wesentlich Mitglieder ihres Vereins, fühlten sich an bestimmten Abenden als die eine versammelte Jugendschar ihrer Heimat. Die Bewegung auf Emanzipation von den Traditionen und vom Gemeinsamen konnte daneben sich nicht ausleben. In allem Uniformierten wie in allem Sportlichen, wo die Jugend ja als vollwertige, unentbehrliche Jungmannschaft, als Stolz und Hoffnung der Heimat, des Vaterlandes sich fühlen konnte, lebte verborgen die neue Selbsteinschätzung gegenüber der alternden wegfallenden Kraft. Nicht bloß in den mächtig anschwellenden Sportvereinen drang etwas von der amerikanischen Anbetung des Erfolgs in die Jugendseele ein; ein physischer, animalischer Auszeichnungstrieb überwog die stille, zage, in sich ruhende Art des Reifens. Die Militärs, zumal ausgediente, erwiesen sich als recht wenig befähigte Erzieher der inneren Kräfte. Show und Kraftmeierei wurde entbunden. Im Verein mit der Abwesenheit der Väter im Felde, mit der Überbesetztheit der Mütter durch die eigenen und väterlichen Aufgaben wirkte diese Wichtigtuerei als Träger physischer Kraft und Zukunft im übelsten Sinne emanzipierend. Der Sieg im Kampf, die Überlegenheit im Militärisch-Körperlichen ließ auch die schlichte Pflichterfüllung in Schule und Haus in der Schätzung der Jugend sinken. Vor allem wurde das Elternhaus in seiner erzieherischen Kraft, ja in seiner einfachsten, elementarsten Bedeutung als wesentlichste Betätigungsstätte der Jugend ausgeschaltet. Die Fülle von außerhäuslichen Veranstaltungen, die an Wichtigkeit alles andere übertrafen, die ewigen Inanspruchnahmen zu sonntäglichen Ausmärschen und abendlichen Übungen ließen die Eltern ihre Kinder bald gar nicht mehr zu Hause sehen und keinerlei Möglichkeit stetiger Beeinflussung, zumal bei gemeinsamen Familienstunden, bestehen bleiben. Als nun gar die Freiwilligkeit der militärischen und sportlichen Betätigung einer zwangsmäßigen Eingliederung der Jugend in die staatlich organisierten Jugendwehren wich, als die festen Pensa und Studienziele der Schulen unter der Beschlagnahme der Schulhäuser, unter der Einberufung der 19-, 18-, ja 17jährigen Knaben

ins Heer, unter dem ewigen Wechsel der Lehrkräfte zusammenschmolzen, da reduzierte sich der Einfluß des Elternhauses, der Schule, auch der Jugendvereine auf die heranwachsende Jugend immer mehr. Begreiflich, ja notwendig war die Außerkraftsetzung aller Autorität und Pietät und das Waltenlassen der freiesten, ungebundensten Willkür. »Goldene Rücksichtslosigkeit« gegen alles und alle, die sich nicht willig wegschieben ließen, obenan gegen Elternhaus und Schule und eine steigende Vernachlässigung der Schule wurden allgemeine Parolen der immer mehr außer Rand und Band kommenden Jugend zwischen 14 und 18 Jahren. Und die Jugendleiter in den Jugendwehren besaßen weder Mandat noch Talent zum Ersatz der ausgeschalteten Erziehungsmächte.

Je länger der Krieg sich hinzog, desto zerstörender wurde die Aufhebung der natürlichen Abhängigkeit der aufwachsenden von der älteren Generation. Man kann wirklich sagen, daß die Straße und Öffentlichkeit bald eine größere Erziehungsmacht wurde als die Häuslichkeit. Indem man die Jugend allsonntäglich zu als Dienst aufgefaßten Übungen in Anspruch nahm, lockerte man in verhängnisvoller Weise die Beziehungen gerade der besten jungen Leute zur Familie; denn einen anderen Tag als den Sonntag hatten der Vater, wenn er nicht im Felde war, oder die überlastete Mutter nicht, um mit den heranwachsenden Söhnen zusammenzusein. Bald machte sich diese Lockerung der Erziehungsmacht der Familie in der rapiden Steigerung der Kriminalität der Jugendlichen erschreckend geltend. Man erfuhr, daß die Zahl der kriminellen Jugendlichen im ersten Quartal 1915 die Höhe der Gesamtzahl von 1914 erreicht habe. Auch brachte die Auflösung der meisten Jugendvereine und die übertrieben autonome Entwicklung der bestehen bleibenden die Erziehung von der Seite der Kameradschaft her ins Wanken. Insbesondere die weibliche Jugend wurde immer mehr aller Stützen der Selbsterziehung beraubt, durch frühes Aufsuchen möglichst ausgiebigen Verdienstes, durch Meiden der hauswirtschaftlichen Tätigkeit und Zuströmen in die Fabriken in einer bedrohlichen Weise mobilisiert. Hier fehlte der heilsame Rückhalt des Einsatzes ihres Lebens fürs Vaterland, der bei der männlichen Jugend viele fehlenden Stützen ersetzte; hier entwickelte sich ungehemmt die Verwahrlosung, die sich in grenzenlosem Genuß

und Putztrieb auswirkte. »Wo die Kinder nach den Schuljahren haltlos ins Schicksal der jugendlichen Lohnarbeiterschaft hineingestoßen werden, da ist keine Hoffnung für Selbstzucht und Selbsterziehung der Jugend unter freiwilligen Führern. Je mehr wir aber Kinder unerzogener Eltern bekommen, um so schwieriger wird die Lage.« Aber die einzige Auskunft, die man in dieser Notlage fand, die Unterstellung der schulentlassenen Jugend unter die Disziplin des Staates, die obligatorische Jugendwehr und die Dienstpflicht der weiblichen Jugend in Lazaretten und anderen öffentlichen Diensten, ließ sich nicht so rasch organisieren und konnte auch im besten Fall weder die Autoritäts- und Pietätserziehung der Eltern, noch die Erziehung durch Kameradschaft und freigewählte Führerschaft, noch die Selbsterziehung im Schutze von Dienstherrschaften ersetzen.

Man entwarf Leitsätze für eine allgemeine Jugendorganisation, die die Jugend aller Stände zum vollen Verantwortungsbewußtsein jedes Gliedes für das Ganze ausbilden sollte; man träumte von einer gesetzmäßigen Organisation der Gesamtjugend in pflichtmäßiger Fortbildungsschule, pflichtmäßigen körperlichen Übungen, Jugendwehr, Spielen, Organisation der Vergnügungen, Sparzwang, pflichtmäßiger körperschaftlicher Vertretung und Selbstzucht nach bestimmten Satzungen auf Grund des siebenbürgischen Musters der Bruderschaften und Schwesternschaften; aber man konstatierte dadurch nur, daß der lange dauernde Weltkrieg alle organischen, im Gemüts- und Phantasieleben der Jugend gewurzelten Erziehungsmächte außer Kraft gesetzt hat.

Die wichtigste Veränderung der Struktur unserer Jugend hat aber der langjährige Felddienst selbst hervorgebracht. Der brach die Schranken zwischen Jugendlichen und Erwachsenen völlig nieder, ließ die Jüngsten wie die Ältesten die furchtbare Gefährdung der Lebenssicherheit und Lebensaussicht täglich, stündlich erleben, ließ die Nichtigkeit, Wertlosigkeit, Sinnlosigkeit der geschichtlichen Bestände und Ordnungen, die Zwangsläufigkeit der Abhängigkeit des Durchschnitts vom Triebleben, von dem Selbsterhaltungs- und Begattungstrieb, die Vergeblichkeit all der hohen Erziehungs- und Religionsmaximen der deutschen Schule an immer neuen Beispielen als eine Selbstverständlichkeit erfahren, machte die Skepsis der Jugend an den Idealen der Gerechtigkeit und Liebe, an den Schillerschen, Fichteschen wie an den spe-

zifisch christlichen Landmarken der Sittlichkeit, an Menschenwürde und Selbstzucht zur Notwendigkeit und erhob die aus dem Felde Heimkehrenden, in Urlaub und Lazarett Befindlichen zu wahllosen Gegenständen der Verwöhnung, Anbetung und Selbsthingabe seitens der Frauen, degradierte die »Helden« an der Front zu feigen Knechten ihres sinnlichen Trieblebens in der Etappe und Heimat, entwertete durch Kriegsheiraten vor der Zeit der Reife die Ehe zu einer unwirklichen Sentimentalität. Und so hat der Weltkrieg, aufs Große und Ganze gesehen, der Gefahr der Jugendbewegung, der Lockerung gesunder Abhängigkeit der Jungen von den Erfahrenen, Erprobten, der Verfrühung der freien Selbstbestimmung, der Verfrühung auch der Rechte und Ansprüche gereiften Menschentums ungeheuren Vorschub geleistet, zugleich aber ihre Lichtseiten: die starken Einflüsse der Kameradschaft, des Naturgefühls, der an Konvention und Mode ungebundenen inneren Wahrhaftigkeit nicht zur Auswirkung kommen lassen.

Gerade die beste, tiefst suchende Jugend hat im täglichen Anblick des Furchtbaren, ja Entsetzlichen einen inneren Bruch erlebt, und seit nach dem »Schmach und Gewaltfrieden« — wie sie ihn empfanden — auch all das, wofür sie ihr alles einsetzte, die Ehre und Einheit der Nation, und aller Glaube an ewige Werte, an Treu und Glauben, an den Sieg der Ehrlichkeit und selbstloser Hingabe, die Sicherheit, daß am Ende Wahrheit, Güte und Treue den Sieg behalten, einer dumpfen Resignation gewichen ist, ist die Lockerung der Abhängigkeit von den überlieferten geschichtlichen Idealen und Glaubensgütern unbegrenzt. Die ältere Generation kann ja auch nach diesem scheinbaren Zusammenbruch all ihrer hochgepriesenen Werte, nach der Erfolglosigkeit ihrer anspruchsvollen Ankündigungen, bei der offenkundigen Hohlheit ihrer größten Sprüche nicht wohl Autorität in Anspruch nehmen, und die mindestens ohne energische Gegenwehr geduldete Revolution autorisiert die Umwertung aller alten Werte.

Zwar ist die alte Jugendbewegung wieder aufgelebt und hat unter der Führung der Frontsoldaten vielfach ein forsches, frisches Eigenleben entwickelt. Aber die wenigsten lassen sich disziplinieren von Verbänden und Vereinen; die meisten suchen ungebundene Verbindungen mit Gleichaltrigen, zumal des anderen Geschlechts. Der Wander- und der Trieb ungebundenen Aus-

lebens der Jugendlust ist durchschnittlich aus dem Bett der alten Wandervogelbewegung ins weiteste Jugendleben übergetreten. In den ersten Jahren nach Kriegsende ist das frühe, leichte, unverhältnismäßige Verdienst der Jungen, Jungmädchen zumal, der Gewöhnung an weitestgehende Bedürfnisse kultureller, noch mehr sinnlicher Art zugute gekommen. Die größten Gegensätze in der politischen und gesellschaftlichen Einstellung der Jugend störte nicht den einheitlichen Grundzug der gesamten Jugendbewegung: die entschlossene Abwehr der Erziehungseinflüsse der älteren Generation, das tiefgründige Mißtrauen gegen deren inneren Wertgehalt, das ebenso starke Vertrauen zum Eigenwert und den festen Entschluß, so viel Genuß und Erleben zu beanspruchen, als Natur und Schicksal erreichbar machen.

Wir erblicken in der Jugendbewegung, wie schon bemerkt, nicht etwas Vereinzelt, eine der vielen nebeneinander herlaufenden Ideenbewegungen, sondern den Exponenten der gesamten deutschen Jugendentwicklung. Sie bestand, wie wir sahen, schon vor dem Kriege als Emanzipationsdrang der jungen gegenüber der älteren Generation. Aber sie ist außerordentlich verstärkt aus dem Kriege hervorgegangen und läßt nun mehr ihre Gefahren als ihre gesunden Tendenzen hervortreten. Denn so gesund im allgemeinen das Selbständigkeits- und Selbstverantwortungsbedürfnis des Jungvolkes ist für seine Erfüllung der speziellen Aufgaben seiner Kulturschicht, die nur sie, nicht die ältere Generation so unmittelbar empfinden kann, so sehr das Verlangen nach Wahrhaftigkeit und Stilgemäßheit im Ausdruck des eigentümlichen jugendlichen Lebens zu begrüßen ist, so bleibt die Verleugnung aller Pietät gegenüber der Autorität reiferer Lebenserfahrung doch eine das sittliche Gleichgewicht des Volkslebens störende Hybris. Sie ist aber durch den Weltkrieg außerordentlich und wieder zwangsläufig gesteigert. Denn einerseits ist schon durch die Einreihung der Jugend, schon vom 17. Lebensjahre an, in die Schlachtordnung der Volksverteidiger eine verfrühte Angleichung der Jugend an das reife Alter entstanden, durch die aufgezwungene Vorwegnahme tiefster, zentralster Erlebnisse der Tragik und Irrationalität des Lebens das Abstandsgefühl von den Erwachsenen ungemein vermindert, andererseits hat die weitgehende finanzielle, wirtschaftliche Unabhängigkeit der jüngeren von der älteren Generation der inneren

lichen Emanzipation mächtig Vorschub geleistet. Jedes innere Verhältnis hat doch seine wirtschaftliche Voraussetzung, ohne die es sich nicht erhalten kann. So vermag pietätvolle Abhängigkeit von der älteren Generation sich nicht zu behaupten ohne materielle Abhängigkeit.

Und eben darauf möchte ich noch das Augenmerk richten, wie der Weltkrieg diese ökonomische Voraussetzung der gesunden soziologischen Schichtung von Jugend und Alter alteriert hat. Zwar war schon vor dem Krieg wenigstens die weibliche Jugend in einer starken Strukturveränderung begriffen durch die sich allmählich durchsetzende selbständige Berufsvorbereitung der Töchter; indem der Beruf der Gattin und Mutter nicht mehr als ein voll genügendes Pendant zum männlichen viel differenzierten Beruf gelten gelassen wurde, vielmehr die Ergreifung eines speziellen Berufs neben jenem allgemeinen zur Regel wurde bei Bedürftigen wie bei Wohlsituierten. Weil es der *sittlichen* Entwicklung der Gleichwertigkeitsgefühle entsprach, sein Geschick nicht mehr von der Willkür eines Freiers abhängen zu lassen, wurde die Tochter frühzeitig aus der Familie und Hauswirtschaft herausgerissen und auch die hauswirtschaftliche Weiterbildung abgebrochen. Aber erst die wirtschaftliche Not des Weltkrieges vollendete die äußere Emanzipation. Indem das Mitverdienen der Töchter alsbald nach der Schulentlassung weithin zur Notwendigkeit wurde und auch die schulentlassenen Söhne, soweit sie nicht vom Kriegsdienst in Anspruch genommen wurden, durchschnittlich statt einer weitläufigen Berufsvorbereitung einer möglichst raschen Verdienstmöglichkeit zugeführt wurden, wurden die Jungen Stützen der Alten. Man konnte, zumal in den unteren Volksschichten, sie nicht mehr als vom Alter abhängig von oben her leiten, mußte sogar dankbar sein, wenn sie nicht zuviel vom Verdienst für sich behielten. Und nun bewirkte die Kriegswirtschaft, von dem Militär nur auf den Nutzaffect, gar nicht auf die pädagogische Wirkung hingerichtet, jene öfters schon berührte geradezu unsittliche Verleugnung gesunder Lohn- und Gehaltsentwicklung, die die Löhne und Gehälter der Jungen, Ungelernten und Alleinstehenden möglichst denen der Älteren, Angelernten und Familienhaften annäherte. Die Folge war, daß sie sich von den Eltern nichts mehr hineinreden ließen in ihre Verwertung der Löhne und Gehälter, in ihre ganze Lebenshaltung. Kam

nun dazu die Jugendbewegung, die ja gar nicht auf die Jugendvereine beschränkt zu denken ist, auf völlige Ablösung des Vergnügens- und Erholungslebens von Familie und Älteren und die frühe unbefangenste Geschlechtermischung, so konnte die fast völlige Auflösung der alten Generationsschichtung nicht ausbleiben.

Nach dem verlorenen Weltkrieg aber, der ja auch den Umsturz der alten halbpatriarchalischen und wohlgeschichteten Staats- und Familienordnung zwangsläufig mit sich führte, wurde dieser Emanzipationsbewegung, die von den ökonomischen Strukturveränderungen bis ins innerpersönliche Leben sich dehnte, der heroische Einschlag der Aufopferung fürs Vaterland entzogen und mit dem Hinfallen der alten Loyalitäts- und Legitimitätsbeziehungen auch das alte Pietätsgefühl gegen die natürlichen Autoritäten gelockert. Bald war es so, daß der Vaterlandsfreund über nichts so sich ärgern mußte wie über die unbegrenzten Ansprüche der Jugend, der weiblichen mehr noch als der männlichen, an verfrühte Genüsse und ausgiebige Vergnügungen. Man gönnte zunächst dem aus dem Felde Heimgekehrten, aber auch den während der Kriegseinschnürung in engen Schranken gehaltenen das Jungsein im Sinne des *desipere in loco*, das ungewohnte Auskosten der Jugendlust. Ein gerecht urteilendes, nicht in Tradition und Gewöhnung verknöchertes Alter konnte sich auch freuen an dem überraschenden Vermögen der Jungen, zumal der verwöhnten Töchter wohlhabender Eltern, sich hineinzufinden in die ganz veränderten Verhältnisse, in das frühe Mitverdienen, in den frühen Eintritt ins streng geregelte Berufsleben auf Kontoren und Bureaus. Es lebt in dieser so früh auf sich gestellten Jugend eine stolze Unabhängigkeit und tapfere Bewältigung der widrigen Umstände, oft auch eine schöne Opferwilligkeit für die Familie, die von ihren Zuschüssen mitlebt, worin doch etwas von der heroischen Zeit des Kampfes gegen eine feindliche Welt weiterlebt. Aber man erfuhr bald, daß daraus eine innere Ablösung von der Familie und dem Hause erwuchs, die weit über die gern zugestandene innere Selbständigkeit und Eigenart hinausging. Insofern diese Art Emanzipation von der ökonomischen Struktur der Kriegs- und Nachkriegszeit bedingt war, darf gewiß angenommen werden, daß mit der Wiederherstellung einer gesunden, allmählich aufsteigenden Lohnordnung und einer längeren Vorbe-

reitungszeit der Jugend in Lehrwerkstätten und Hausdienst auch die übelsten Erscheinungen der Jugendbewegung zurücktreten werden. Aber mit der Erinnerung wird ein gewisser Zug zu frühreifer Emanzipation, zur Ablehnung der Führung durch Autoritäten und reichere Erfahrung bleiben und die gesunden Beziehungen der Generationen zueinander stören.

5. Die Lockerung des Verantwortungsgefühls gegenüber der kommenden Generation

Das Verhältnis der Generationen zueinander, von dem die Volkssittlichkeit in erheblichem Maße abhängt, ist nun aber auch in einer anderen Richtung durch den Weltkrieg untergraben. Wie die Beziehungen von unten nach oben, so lockerte er die Beziehungen von oben nach unten. Das Wesentlichste einer gesunden gesellschaftlichen Verfassung ist aber das Verantwortungsgefühl für die nachfolgende Generation.

Der Weltkrieg nahm die Bürde dieses Gefühls von den Schultern unzähliger Eltern und Dienst- und Lehrherrschaften. Mit der fortschreitenden Emanzipation der Jugend ließ sich die Verantwortung für mündige Kinder, für Lehrlinge und Dienstboten nicht mehr voll empfinden. Schon vor dem Krieg hatten gewissenhafte solide Eltern, Handwerksmeister, Apotheker, Dienstherrschaften schwer zu klagen über die ihnen anbefohlene Jugend, die sich nicht mehr steuern ließ. Seit aber der Emanzipationstrieb der einzelnen eine Anlehnung und ungeheure Stärkung fand in der Organisation der Jugend, auch der »Hausangestellten«, die Erziehungsgewalt, geschweige das Züchtigungsrecht der Älteren immer mehr einschrumpfte, lehnten immer mehr Ältere die weitere Verantwortung für die Jüngeren ab. Das mag manchen patriarchalischen Unfug, manche den Fortschritt und die Eigenart lähmende Einschnürung, auch manche Verhütung früher und reifender Lebenserfahrung beseitigen und freiem Persönlichem unter Kampf und Widerspruch Vorschub leisten. Aber es läßt auch einerseits viele Erbweisheit und vielgeprüfte Erfahrung der jüngeren Generation abhanden kommen, nimmt ihrem freien Wuchs oft die Anmut der selbstverständlich gewordenen Gewöhnung und prägt ihm etwas Gewalttames, Ungeheures, Selbstgemachtes auf, das mit trotziger Eigenwilligkeit

sich gerne paart; andererseits kostet es die nachwachsende Generation viel teures Lehrgeld, das man ihr gern erspart hätte und das besser zu einem positiven Weiterbau an der Volkskultur verwendet würde.

Aber viel einschneidender in die Volkssittlichkeit wirkt die Untergrabung des Verantwortungsgefühls der jüngeren für die nachfolgende Generation. In dieser Richtung wirkte schon die völlige Unterbindung des Spartriebes. Denn das ist doch die sittliche Bedeutung des Spartriebes, daß darin die Vorsorge für die eigene Zukunft, für den Aufbau eines Hauses, für die Ermöglichung einer wachsenden Familie, die — gewiß nicht immer, selten nur bewußte, aber die unbewußte — Fürsorge für die kommende Generation sich auswirkt. Es war eine der bedenklichsten Kriegswirkungen, daß infolge der völligen Defizitwirtschaft des Staates die Anlegung von Ersparnissen zwecklos, bald unsinnig wurde. Unzählige brave, wirtschaftliche Deutsche bemerkten erst jetzt, daß sie umsonst gespart, ja ihre Zukunft und die Erhaltung ihres Vermögens nur geschädigt haben durch Festhalten an solider, wirtschaftlicher Vorsorge. Es ist natürlich nicht leicht festzustellen, wie diese zwangsläufige Ausschaltung des Spartriebs auf die Schwächung des Verantwortlichkeitsgefühls für Zukunft, Nachwuchs, kommende Generation gewirkt hat. Aber eines ist klar: indem die Inflationswirtschaft das Sparen sinnlos gemacht und, von Besitzern von Sachwerten, Industriellen, Landwirten usw. abgesehen, nur berufsmäßige Spekulanten ihr Vermögen auf mancherlei nicht immer einwandfreien Wegen zu retten vermochten, ist ein Drauflosleben und Aus-der-Hand-in-den-Mund-Leben Sitte und Gewohnheit geworden, das gesunder Wirtschaftlichkeit für Zukunft und Nachwuchs den Nerv tötet. Carpe diem, ein besinnungs- und disziplinloses Genußleben mußte naturnotwendig zumal die leichtsinnige Jugend ergreifen.

Es kann ja nun bezweifelt werden, daß im allgemeinen in dem Sparen und Verzichten auf Auskosten der Gegenwart im Vorblick auf die Zukunft vor dem Kriege irgendwelches Verantwortungsgefühl für die kommende Generation mitwirkte. Aber bei den Heiratsfähigen und Heiratslustigen spielte doch normalerweise dies Gefühl mit. Man hielt es durchweg für anständig, daß ein junger Mensch, der zur Gründung einer Familie schreitet, über die nötigen Mittel, sei es aus Verdienst, sei es aus Zinsen,

verfüge, um nicht bloß das engste Haus, auch einen Familienzuwachs finanzieren zu können. Diese Vorsorge, die in den oberen Schichten der Gesellschaft sogar die schlimmsten Wirkungen hervorrief: Geldheiraten, langes Junggesellenleben, außereheliches, voreheliches Geschlechtsleben, wilde Ehen mit »Verhältnissen«, trat während des Krieges schon deshalb zurück, weil jeder junge Mann die Verfügung über seine Zukunft verlor. Es war auch begreiflich, daß er dem Staate, der ihm sein Leben nahm, die Verantwortung für seine Familie zuschob. Und das stete Stehen im Angesicht des Todes reizte, dem Leben, solange es denn währte, soviel als möglich abzugewinnen. Wer mochte den Todgeweihten die Erfüllung des Lebens in der Ehe verwehren? So wurde den immer mehr zunehmenden Kriegstraumungen, denen zumeist auch eine nähere Bekanntschaft und Vertrautheit nicht vorausgegangen, das Verantwortungsgefühl gegenüber den zu erwartenden Kindern erspart. Man ging nur zu gern auf die Frenssenschen Ideen von Recht und Segen früher Ehen ein, hinter denen zugleich das Rechnen mit der leichten Lösbarkeit solcher Ehen steht, die auf mißverstandenen Sinnes- und Nervenregungen ruhen. Auf Frauenseite aber hatte man schon vor dem Kriege mehr und mehr auf das Evangelium von Ellen Key vom Recht der Frau auf das Kind, von Gerhart Hauptmann (in der Atlantis) von der Unabhängigkeit dieses Naturrechts von der Legitimation durch Staat und Kirche und von der Ermächtigung der Ehegatten gelauscht. Den »Helden« aus dem Felde erlag das Ehe- und Kindbegehren der weiblichen Jugend ohne langen Kampf. Bei den jungen Männern spielte der Gedanke an das Kind, an die Vaterschaft gar nicht mit. Der Geschlechtsgenuß ward meist völlig abgelöst von seiner normalen Wirkung, von der Kindererzeugung. Die zunehmenden Ehescheidungen gerade von Kriegsehen waren nur die zwangsläufige Wirkung der ohne Verantwortungsgefühl geschlossenen Kriegsehen. Es bedarf wohl keiner weiteren Betonung dessen, daß viele überaus glückliche, ideale Kriegsehen als Ausnahmen die Regel bestätigen.

Wir kennen die Vermehrung der Ehescheidungen aus unserer Lebenserfahrung ohne die Statistik. Diese aber weist für die ersten Kriegsmonate einen unerheblichen Rückgang der Ehescheidungsurteile auf — von 26,6 auf 26,2 (auf 1 Million Einwohner) —, für 1915 einen stärkeren Rückgang, 1916 aber für

Preußen ein Anwachsen der Prozesse in Ehesachen um 34,1 vH, 1917 um 14,2 vH, 1918 um 2,44 vH gegen das Vorjahr: 19 313 gegen 15 519! — Nach der preußischen Statistik ist der Anteil des Ehebruchs an den Scheidungsklagen von 47,5 vH in 1910 auf 48,0 in 1914, 46,4 in 1915, 52,2 in 1916, 57,0 in 1917, 60,5 in 1918, 66,2 in 1919, 67,3 in 1920 gestiegen, erst 1921 auf 60,9 gefallen, während die schuldhafte Zerrüttung der Ehe durch ehrloses oder unsittliches Verhalten des anderen Teils von 40,7 in 1910 und 47,7 in 1914 auf 37,6 vH in 1916, 34,9 in 1917, 33,5 in 1918, 29,6 in 1919, 29,3 in 1920 zurückging und erst 1921 wieder auf 34,9 vH stieg.

Die Nachkriegszeit zeigt aber ein weiteres Schwinden dieser Verantwortungsgefühle. Die Eheschließungen sind wohl im ganzen gegen die Vorkriegszeit verfrüht. Erst jetzt dürfte die Frage nach der Leistungsfähigkeit zur Finanzierung einer wachsenden Familie wieder stärker mitsprechen. Aber vielfach wird diese Sorge ausgeschaltet durch den willentlichen Verzicht auf Kinder. Während die Zahl der Eheschließungen erst 1920 und 1921 abgenommen hat, ist der prozentuale Rückgang der Geburten, das Wachsen der Zahl der kinderlosen oder kinderschwachen Ehen fraglos sehr gestiegen. Die Zunahme der künstlichen Verhütung der Konzeption, der Abtreibung der Frucht ist derartig groß, daß der Reichsjustizminister Radbruch eine Lockerung der Strafbestimmungen für diese Delikte für von der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gefordert erklärte.

In der Tat muß festgestellt werden, daß die im geltenden Ehe recht vorausgesetzte sittliche Volksanschauung von der Ehe als einer wesentlich auch im Dienst der Volkserhaltung, der Kindererzeugung stehenden Institution und von der Geschlechtsgemeinschaft als einer durch den Wunsch von Nachwuchs geweihten Willenseinigung durch den Weltkrieg vollends erschüttert ist. Die ungeheure Verarmung des deutschen Volkes, die es in der Tat zweifelhaft erscheinen läßt, ob ein verantwortungsbewußter Mensch Kinder dem Elend der deutschen Zukunft aussetzen darf, die außerordentlich verminderten Ernährungs- und Erwerbsgelegenheiten des arg beschnittenen deutschen Landes vernichten weithin den Kindererzeugungswillen. Auch die unabsehbare Wohnungsnot, die allen Familienzuwachs zu einer schweren Beeinträchtigung der schon vorhandenen Familie werden läßt, wirkt bewußt und unbewußt zur Verhütung der Empfängnis. Vor allem

aber ist alle Sicherheit und Zuversicht geschwunden, wie sie das alte Lied ausspricht: »Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten.« Ja, man muß urteilen: daß nunmehr manches verantwortungsbewußte Ehepaar geradezu zur Kinderverhütung getrieben wird.

Da nun der Geschlechtstrieb eine zu elementare, dämonische Naturkraft ist, als daß er sich durch die Sorge um die Folgewirkungen fesseln ließe, zumal diese Sorge, wie man sich leicht einredet, meist übertrieben ist, die Verhütung oder Beseitigung der Folgen des Geschlechtsverkehrs mit bestem Erfolg unternommen wird, löst die Mehrzahl, muß man wohl urteilen, immer mehr den Geschlechtsakt in ihrer Vorstellung und Beurteilung ab von den damit naturgemäß verbundenen Folgen. Die medizinische Wissenschaft bemüht sich zwar, angesichts der ungeheuerlichen Gefahr der zunehmenden Geschlechtskrankheiten und der damit zusammenhängenden Zerrüttung des Ehelebens, den überzeugenden Nachweis dafür zu erbringen, daß alle Verhütungsmittel Täuschungen und daß die Folgen unbeherrschten Geschlechtsgenusses unaufhaltsam sind, während umgekehrt die Behauptung von der Schädlichkeit der geschlechtlichen Enthaltsamkeit für die Jugend als schlechthin unwahr erwiesen ist. Aber die Macht der Einsicht, der klugen Voraussicht möglicher, wahrscheinlicher Folgen über das Triebleben darf nicht überschätzt werden. Sicherung und feste Leitung gibt nur der entschlossene Wille, sein Leben rein zu halten vor der Befleckung durch unbeherrschte Fleischeslust, die gewisse Überzeugung von dem gottgewollten, durch die Natur bestätigten unlösbaren Zusammenhang des Geschlechtsverkehrs mit der Fortpflanzung, des Ehelebens mit dem Familienwillen, des ehelichen Glücks mit der Reinheit und Ausschließlichkeit des ehelichen Geschlechtsverkehrs. Nun war gewiß diese im deutschen bürgerlichen und Strafrecht vorausgesetzte Volkssittlichkeit längst vor dem Weltkrieg erschüttert und hatten sich zumal in höheren, besonders akademischen Kreisen, die an früher Eheschließung durch gesellschaftliche Ansprüche verhindert waren, neben hemmungsloser Ausnutzung der Prostitution die »freien Verhältnisse« eingebürgert. Auch hatte in einem Zweig der Jugendbewegung die frühe Geschlechtermischung und die Überzeugung, daß Frau wie Mann mit der Geschlechtsreife auch das Auskosten der Geschlechts-

freude als Naturrecht zu beanspruchen hat, jenes Schamgefühl der Geschlechter voreinander, den Instinkt der Keuschheit und Scheu vor Selbstenthüllung und Hingabe, es sei denn zur vollen Lebensgemeinschaft, unterbunden. Man hat in weiten Kreisen die doppelte Moral, die ungleichen Ansprüche an die Keuschheit und Reinheit von Mann und Frau überwunden durch Gleichstellung der niedrigsten Ansprüche an beide. Trotzdem muß objektiv festgestellt werden, daß die weitgehende Erschütterung des verantwortlichen Zusammenhangs zwischen den Generationen, des Verantwortungsgefühls der jungen für die nachkommende, zu erwartende Generation, des Eheinstituts als überpersönlichen, dienenden Organs der Fortpflanzung und der Familienbildung eine zwangsläufige Wirkung des Weltkrieges und vielleicht seine bedenklichste Folge ist.

ERICH FOERSTER
DIE STELLUNG DER EVANGELISCHEN KIRCHE

INHALT

Erster Teil: Die Kirche vor dem Kriege	93
Trennung von Kirche und Staat. — Volkskirche und Bekenntniskirche. — Volkskirche und Unkirchlichkeit des Volkes. — Die Volkskirche als Arbeitsgemeinschaft. — Verhältnis zur katholischen Kirche.	
Zweiter Teil: Die Kirche zu Beginn des Krieges	110
Organisation der evangelischen Militärseelsorge. — Denkweise der Kirche über den Krieg. — Tradition des Luthertums. — Erschütterung der Lutherischen Tradition. — Kriegspredigt.	
Dritter Teil: Wandlungen im Verlaufe des Krieges	120
Erfolge und Verluste der Idee der Volkskirche. — Vertiefung der Unkirchlichkeit. — Verschärfung des Konfliktes zwischen Volkskirche und Bekenntniskirche. — Arbeit der evangelischen Kirche im Weltkriege. — Konfessioneller Friede.	
Vierter Teil: Innere Wandlungen in der Beurteilung des Krieges.....	131
Offizielle Stellung der Kirche. — Stellung des Kirchenvolkes zum Kriege.	
Fünfter Teil: Folgen des Krieges	136
Veränderung der Stellung der Kirche zum Staate. — Veränderungen in der Verfassung der Kirchen.	
Sechster Teil: Schlußbetrachtung	145

ERSTER TEIL

Die Kirche vor dem Kriege

Der Weltkrieg traf die evangelische Kirche Deutschlands in folgender Lage:

Seit mehr denn einem Jahrhundert hatte die große Idee der

Trennung von Kirche und Staat

auch in Deutschland die Formgeschichte der Gemeinschaft protestantischen Glaubens stärker und stärker bestimmt. In der Periode der Aufklärung hatte der Staat begonnen, sich vom geistlichen Einfluß zu befreien und eine von Kirchen und Konfessionen unabhängige Stellung einzunehmen, zugleich aber auch sie nach gleichen, allein aus dem Staatswohl abgeleiteten Grundsätzen zu behandeln und selbst seiner Aufsicht wie seiner Fürsorge für sie Schranken zu setzen. Diese Tendenz hatte sich in den Kämpfen um die Aufrichtung des Verfassungsstaates um die Mitte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt und war dann nach Gründung des Reiches zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten vom religiösen Bekenntnis war verfassungsmäßig verbürgt. Gesellschaftliche Sitte, Fortwirken alter Überlieferungen und instinktive Neigung und Abneigung der Bevölkerung setzten freilich der praktischen Durchführung dieses Grundsatzes noch nicht unerheblichen Widerstand entgegen. Ebenso verfassungsmäßig verbürgt war die Religionsfreiheit des einzelnen Bürgers und die Selbständigkeit der Kirchen und Religionsgesellschaften, eingeschränkt nur durch die Bevorzugung der großen christlichen Kirchen vor dissidentischen Bildungen und durch Sicherung ihres Einflusses auf das Gebiet des Schul- und Bildungswesens, auf dem, wie bekannt, in allen Ländern der reinlichen Durchführung des Prinzips der Trennung die härtesten Schwierigkeiten entgegentreten.

Dem Streben des Staates, sich eine von den Kirchen unabhängige Position und Herrschaft über sie zu erringen, begegnete, im Anfang des Jahrhunderts von dem jungen Schleiermacher kraftvoll ausgesprochen, innerhalb der religiösen Gemeinschaft

des deutschen Protestantismus ein wachsendes Verlangen nach Freiheit der Kirche. Freilich deckte diese Losung verschiedene Bestrebungen. Sie waren aber zunächst einmal darin einig, die Bestimmung über Lehre, Gottesdienst und Kirchenverfassung den staatlichen Behörden aus der Hand zu nehmen, denen sie infolge der Entwicklung der Lutherischen Reformation anheimgefallen war, und sie Organen zu übertragen, die ihre Vollmacht aus der Kirche selbst empfangen und ihr allein verantwortlich waren. Die Differenz lag darin, wem nun innerhalb der Kirche die Regierung übergeben werden sollte. Die einen kämpften für möglichst weitgehende Rechte der Einzelgemeinden und zugleich für das Recht der wissenschaftlichen Theologie, die Glaubenslehre fortzubilden, die anderen für die Bildung einer starken kirchlichen Zentralgewalt und Unterwerfung der Gemeinden wie der theologischen Arbeit unter sie. Und diese letzteren hatten mehr Erfolg, weil ihnen dabei die Anhänglichkeit an das Erbe des abendländischen Kirchenbegriffs, nämlich an die Einheit der Kirche, zu Hilfe kam.

Dem deutschen Protestanten liegt die Anschauung gleichsam im Blute, daß es das Normale und Gottgewollte ist, wenn die Kirche alle Christen eines Landes in sich schließt und von sich aus der Zugehörigkeit zu ihr keine Schranken setzt außer denen, die ihr durch territoriale Grenzen oder durch Ablehnung ihrer Gnadenmittel ohne ihr Zutun und Verschulden aufgezwungen werden. Er hat deshalb immer davor zurückgeschaut, die Freiheit der Kirche um den Preis der Auflösung der einen Kirche in mannigfache Glaubensgemeinschaften zu erkaufen, wie sie zum Beispiel in den Vereinigten Staaten die Begleiterscheinung der Trennung gewesen ist. Er konnte wohl ertragen, daß jeder evangelische Kirchenkörper an den politischen Grenzen des einzelnen deutschen Landes endigte, denn diese Begrenzung erfolgte nicht aus der Idee der Kirche, sondern aus dem Widerstand der Natur- und Geschichtsordnung gegen die Idee, den der lutherische Christ geduldig als Kreuz zu tragen gelehrt war. Gleichwohl haben während des ganzen 19. Jahrhunderts Bestrebungen zur Zusammenfassung der 34 einzelnen evangelischen Kirchen der deutschen Länder zu *einer* deutschen evangelischen Kirche nicht ge- ruht, zumal nachdem ihnen durch die Errungenschaft der Reichseinheit Aussicht auf Erfolg gekommen zu sein schien.

Aber er sträubte sich zäh und erfolgreich gegen jeden Versuch, innerhalb dieser Kirchen sachliche Trennungen zu vollziehen und die Zugehörigkeit dazu von anderen Bedingungen abhängig zu machen, wie denen der Geburt von protestantischen Eltern und des Bürgerrechts. Nur ganz geringe Bestandteile splitterten infolge von dogmatischen oder liturgischen Kämpfen oder unter dem Einfluß einer vom Ausland eindringenden Propaganda von der Landeskirche ab und bildeten selbständige kirchliche Gemeinschaften. Dieser Einheitsinstinkt im deutschen Protestantismus war sogar so stark, daß er die überlieferten Unterschiede zwischen lutherisch und reformiert, auch wo es nicht zur Union, das heißt zu ihrer förmlichen Aufhebung kam wie in Altpreußen, in den Hintergrund drängte und den sämtlichen, rechtlich unter sich nicht oder doch nur ganz lose verbundenen Landeskirchen eine weitgreifende inhaltliche Homogenität aufprägte. In ihnen allen war Verfassung, Kultus, Lehre bis auf geringfügige Nuancen gleich, sie alle wurden von den gleichen Problemen und Kämpfen bewegt, in ihnen allen rangen verschiedene Richtungen, orthodoxe, pietistische, liberale in ziemlich demselben Stärkeverhältnis miteinander. Dazu sorgten die großen freien Verbände der Inneren Mission, für Evangelisation und Heidenmission, des Evangelischen Bundes, des Gustav-Adolf-Vereins, die sozialen Kongresse, die wissenschaftlich-theologischen Vereinigungen, innerhalb deren die landeskirchlichen Grenzen nichts mehr bedeuteten, dafür, daß das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu *einer* evangelischen Kirche, trotzdem es diese rechtlich und körperlich gar nicht gab, im evangelischen Kirchenvolk Deutschlands lebendig blieb und immer mehr erstarkte.

Dem Gefühl für den Segen großer, die verschiedensten Strömungen und Richtungen zusammenhaltender Kirchenkörper verdankt eine Institution ihre Dauer, die für den ausländischen Beobachter immer besonders schwer zu verstehen gewesen ist, nämlich das *landesherrliche Kirchenregiment*, das alle evangelischen Kirchen Deutschlands trotz des erfolgreichen Strebens nach Verselbständigung der Kirche und Fernhaltung staatlicher Eingriffe in das innerkirchliche Leben bewahrt hatten. Seine Erhaltung schien schon einmal, infolge der politischen Umwälzung des Jahres 1848, in Frage gestellt. Aber es sind gerade die Kirchen gewesen, die sich gegen seinen Hinfall gewehrt haben. Sie schufen

die Unterscheidung zwischen einer Regierung der Kirche durch den nun konstitutionell gewordenen Staat, die sie entschlossen ablehnten, und der Regierung der Kirche durch den Landesherrn, die sie beibehalten wollten, wenn auch durch ihre Bindung an die Vertretungen des Kirchenvolkes beschränkt.

Was bewog sie, dies landesherrliche Kirchenregiment, das der Staat bereit war, fallen zu lassen, als ein innerkirchliches Amt neu aufzurichten? Eben die Befürchtung, daß der Fortfall einer außerhalb der naturgemäß auseinanderstrebenden Richtungen und Parteien stehenden, von den wechselnden Stimmungen des Kirchenvolks relativ unabhängigen Herrschaft den Zerfall der Kirche nach sich ziehen würde, sei es durch Absonderung und Sektenbildung, sei es durch Verdrängung und Ausschließung. Das landesherrliche Kirchenregiment war die Klammer, die die Kirche äußerlich zusammenhielt. In seiner Anerkennung, worin mehr oder minder alle kirchlichen Richtungen übereinstimmten, drückte sich der Wille zur Einheit der Kirche, *nicht*, wie es dem ausländischen Beobachter so leicht erscheinen mochte, der Wille zur Staatskirche aus. Im Gegenteil! Auch in Deutschland war der Einfluß des Staates auf die bloße Aufsicht, das *Jus circa sacra*, zurückgedrängt. Weder Parlament noch Staatsregierung hatten in kirchlichen Angelegenheiten etwas zu beraten oder zu beschließen. Auf die Ämterbesetzung wie auf die disziplinäre Entsetzung von Kirchendienern hatte keine staatliche Stelle eine Einwirkung, abgesehen von einer bedeutungslosen Zustimmungserklärung bei Besetzung der obersten Posten und von einer Vollstreckbarkeitserklärung, wo die Durchführung eines Disziplinarerkenntnisses bürgerliche Rechtsfolgen nach sich zog. Die Kirchengemeinden wie ihre Verbände verwalteten sich völlig unbehindert selbst, und die Mitwirkung des Staates war auf die Überwachung der formalen Gesetzmäßigkeit beschränkt. Vor allem, auch wirtschaftlich lebte die evangelische Kirche von eigenem Einkommen aus Vermögen, Gebühren und kirchlichen Umlagen. Wenn diese Einkünfte durch staatliche Beihilfen ergänzt wurden, so empfing die Kirche damit nur, was auch andere Kulturinstitute vom Staate empfangen, ohne dadurch der Regierung des Staates unterstellt zu werden. So waren die evangelischen Kirchen Deutschlands im Anfang des 20. Jahrhunderts keine Staatskirchen mehr, aber allerdings *Volkskirchen* mit dem Anspruch, die religiösen Pfleger

und Führer des gesamten Volkes zu sein, soweit es evangelischen Bekenntnisses war und sich ihrem Einfluß nicht widersetzte, und deshalb waren sie auch mit dem Erleben des Volkes aufs innigste verbunden.

Volkskirche und Bekenntniskirche

Allein die Verfassung verdeckte zwar die ungeheure Schwierigkeit, die in dem Begriff der Volkskirche liegt, aber sie löste sie nicht. Kann eine Volkskirche zugleich *Bekenntniskirche* sein, und gehört es nicht zum unveräußerlichen Wesen einer Kirche, Gemeinschaft eines Bekenntnisses und einer Überzeugung zu sein? Das Dilemma ist klar: Entweder ist eine Kirche Gemeinschaft derer, die sich zu einer bestimmten Glaubenswahrheit bekennen und sie als Offenbarung Gottes hinnehmen, — dann kann sie unmöglich jedem Volksgenossen, abgesehen von seiner inneren Stellung zu dieser Wahrheit, in sich Bürgerrecht und Wirkungsmöglichkeit zugestehen. Oder sie ist Gemeinschaft der Christen eines Landes, — dann muß sie notwendigerweise die Stellung des einzelnen zur geltenden Glaubenslehre für unwichtig erklären und bereit sein, die verschiedenen Stellungen dazu in sich zu tragen, das heißt, praktisch gesprochen, auf Einheit im Bekenntnis verzichten. Die Volkskirche beruht auf der Voraussetzung einer Übereinstimmung des gesamten Volkes im Glauben, mindestens soweit es von protestantischer Überlieferung herkommt. Und war diese Voraussetzung in einem geistig so differenzierten Volk, einem Volk, dessen Eigenart immer gewesen ist, die Fragen der religiösen Wahrheit bitter ernst zu nehmen, mehr als eine Fiktion, ja eine Unwahrheit?

Seitdem in den Kämpfen zwischen Orthodoxie und Rationalismus die naive kirchliche Gläubigkeit und ihre Grundlage, der Glaube an die Inspiration der Bibel, zerbrochen war, hatte sich diese Frage immer tiefer in das Bewußtsein der deutschen protestantischen Welt eingebohrt. Und sie war um so quälender geworden, je mehr im 19. Jahrhundert einerseits der alte Glaube durch seine Verbindung mit dem Pietismus eine Erweckung und Neubelebung erfahren, und andererseits die Naturreligion der Aufklärung sich in Verbindung mit den Kräften der idealistischen Weltansicht und Durchsättigung mit dem historischen Sinn vertieft und gefestigt hatte, je mehr also beide Richtungen sich als

legitime Erben der Reformation bewußt geworden waren. Die Schwierigkeit an diesem Punkte war theoretisch nicht lösbar. Es bedurfte der ganzen Weisheit und kirchenpolitischen Kunst des Kirchenregiments, trotz dieser starken Differenz die Einheit der Landeskirche zu erhalten. In immer neuen Streitigkeiten trat diese Not der Volkskirche ans Tageslicht. Immer wieder sah sich das Kirchenregiment vor die Entscheidung gestellt, ob es auf jede Lehrgesetzlichkeit verzichten wolle, auch noch so weitgehende Abweichungen der Pfarrer von dem alten Dogma gewähren lassen sollte, wogegen die zahlreichen Anhänger des alten Glaubens stürmisch protestierten, — oder ob es versuchen sollte, wenigstens einen Kern von Glaubenslehren als unantastbar hinzustellen und die davon notorisch abweichenden Pfarrer aus dem Amte zu entfernen, worin dann wieder die allerdings zahlenmäßig geringere, aber nach ihrer Bildung doch nicht weniger beachtliche Richtung der »modernen Theologie« und der hinter ihr stehenden Laienkreise die protestantische Glaubens- und Gewissensfreiheit angetastet sah. Immer wurde von der einen wie von der anderen Seite mit der Drohung des Austrittes gestritten, und dem Kirchenregiment blieb nichts anderes übrig, als von Fall zu Fall bald diese, bald jene Seite zu enttäuschen und das Schiff der Kirche vorsichtig auf einer mittleren Linie zwischen den Extremen zu steuern.

Wenige Jahre vor Ausbruch des Krieges war diese innere Not in der Mitte der größten deutschen Landeskirche, der altpreussischen, durch einen allgemeinen Aufsehen erregenden Lehrprozeß gegen den Kölner Pfarrer *Karl Jatho* wieder offenbar geworden. Er endigte mit seiner Absetzung, aber befriedigte auch die altgläubigen Kreise nicht, weil die heftige Erregung, die sich nun aller Liberalen bemächtigte, zeigte, daß eine Wiederholung derartiger Prozesse die Landeskirche sprengen würde, und daß die Position des kirchlichen Liberalismus in der Kirche doch schon zu stark geworden war, um mit bloßer Disziplinargewalt niedergeworfen zu werden. So war die Frage nach der Möglichkeit, die Einheit der Kirche bei so weit auseinandergehenden dogmatischen Richtungen zu erhalten, von neuem in den Vordergrund getreten. Sie hatte sich wenige Wochen vor dem Kriege dahin zugespitzt, ob auf die Dauer »zwei Religionen« in einer Kirche beieinander wohnen könnten. Die Unerträglichkeit dieses Zu-

standes hatte auch mancherlei Reformprogramme gezeitigt. Das bedeutendste war, übrigens von beiden Seiten her empfohlen und von beiden Seiten her bestritten, dieses, für die Landeskirche offen und ehrlich auf den Charakter der Bekenntniskirche zu verzichten, sie in einen bloßen Zweckverband, wie die Gegner des Planes, in eine Liebes- und Hilfsanstalt, wie die Freunde des Planes sagten, zur Befriedigung äußerlicher Bedürfnisse der von ihr umfaßten evangelischen Gemeinden zu verwandeln, sie aber jedes Einflusses auf Lehre und Gottesdienst zu entheben. Die Entscheidung darüber sollte ganz in den Schoß der Einzelgemeinde verlegt und diese Regelung durch den verfassungsmäßigen Schutz der Minderheiten in den Gemeinden ergänzt werden. Unter dem Dach der einen Landeskirche würden dann altgläubige und modern-christliche Gemeinden ungekränkt und unverworren beieinander wohnen können. Offenbar aber barg auch dies Projekt die größten praktischen Schwierigkeiten in sich, und es fehlte nicht an gewichtigen Stimmen, die vor einem solchen Sprung ins Dunkle eindringlich warnten und lieber auf eine prinzipielle Lösung der brennenden Frage verzichteten in der Hoffnung, brüderlicher Sinn und Selbstbeschränkung und vielleicht eine weitere Entwicklung der Theologie würde stark genug sein, diese Abgründe zu überbrücken.

Nicht geringe Gruppen aber wollten weder von solchen Reformen, noch von solch zuwartender Haltung etwas wissen. Sie erhofften von der Landeskirche überhaupt nicht mehr viel und suchten durch Sammlung der wahrhaft Gläubigen, derer, die mit Ernst Christen sein wollten, in besondere Gemeinschaften und durch deren Ausbau und Zusammenschluß einen Ersatz für die vom Unglauben und Halbglauben unterwühlte Kirche zu gewinnen. Der Geist dieser »Gemeinschaften« war zum Teil durch den echten alten Pietismus, zum Teil durch den aus der angelsächsischen Welt herübergekommenen Methodismus bestimmt. Sie zeichneten sich durch vorbildliche Opferwilligkeit und Rührigkeit und durch einen in der Landeskirche nur zu schwach entwickelten Sinn für Heidenmission und Verbindung mit den Christen außerhalb der Grenzen des eigenen Landes und der eigenen Konfession aus. Ihre Stellung zur Kirche war nicht ganz einheitlich. Die meisten, die sogenannten landeskirchlichen Gemeinschaften, hielten an der Verbindung mit ihr fest, wollten in ihr

als ein Salz wirken und forderten nur in ihr Bewegungsfreiheit und Anerkennung. Andere lösten den Zusammenhang mit der Kirche fast vollständig und unterschieden sich kaum noch von Sekten. Jene blieben rechtlich Vereine innerhalb der Kirche, diese bildeten Gemeinden neben der Kirche. Die Kirche hatte es nicht leicht, ihren Ansprüchen gerecht zu werden und Kämpfe zu vermeiden, und fühlte doch die Verantwortung, diese aufrichtigen und kraftvoll christlichen Kreise nicht durch Überspannung des Kirchenrechts aus der Kirche zu verdrängen.

Volkskirche und Unkirchlichkeit des Volkes

Doch aus der dogmatischen Zerrissenheit des deutschen Protestantismus stammten nicht die schwersten Anfechtungen der evangelischen Kirche. Noch gefährlicher für sie war *die Abkehr weitester Volkskreise*, die sich um alle diese innerkirchlichen Streitigkeiten überhaupt nicht mehr kümmerten und ihnen mit vollkommener Verständnislosigkeit gegenüberstanden. Diese Tatsache der wachsenden Entfremdung von der Kirche erfüllte ihre einsichtigen Glieder mit größter Sorge. Allerdings, noch immer hielt der protestantische Teil der Bevölkerung fast ausnahmslos an der Taufe und Konfirmation der Kinder fest; auch auf die kirchliche Trauung und das kirchliche Begräbnis wurde nur in den Großstädten und Industriezentren in größerem Umfange verzichtet. Zu formalem Austritt aus der Kirche entschlossen sich doch nur wenige, und oft genug nur, um nach Ablauf etlicher Jahre wieder zurückzukehren. Die Agitation dafür mußte zu sehr derben Mitteln greifen, um momentane Erfolge zu erzielen, und ebte nach kurzem Aufstieg, wenn etwa eine Erhöhung der Kirchengumlagen oder Ungeschicklichkeiten eines Pfarrers oder innerkirchliche Streitigkeiten, wie die oben geschilderten, die Stimmung erregt hatten, jedesmal wieder ab. Mit staatsgesetzlicher Ermächtigung forderten die Kirchen von jedem erwachsenen Kirchenglied regelmäßige Zahlung von Kirchengumlagen, allerdings mit Freilassung der niederen Einkommen, d. h. nahezu der gesamten Arbeiterbevölkerung, und diese Verpflichtung stieß so gut wie nirgends auf Widerstand. Äußerlich angesehen also war die evangelische Kirche wirklich die Kirche des ganzen protestantischen Volkes.

Aber ein ganz anderes Bild zeigte sich dem Tieferblickenden, der fragte, wie weit nun eigentlich die Teilnahme am Leben der Kirche, vor allem an ihren Gottesdiensten und ihren Arbeiten reichte, und erst recht, wieviel Überzeugung, Wertschätzung und Treue hinter dieser kirchlichen Sitte steckte. Die Antwort auf diese Frage ist so unendlich schwierig, weil die Verhältnisse außerordentlich verschieden lagen. Wir hatten in Deutschland immer noch weite Landesteile mit ganz starker und innerlich lebendiger Kirchlichkeit, zum Beispiel Württemberg, Teile von Niedersachsen, die Landstriche am Niederrhein, Niederschlesien, Kurhessen, Unterfranken, die Diaspora-Gegenden, d. h. all die Gegenden, wo evangelische Gemeinden in steter Reibung mit überwiegend katholischer Umgebung lebten, und vor allem die Diaspora in Posen und Westpreußen, wo seit Jahrzehnten ein besonders wertvolles Gemeindeleben aufblühte. Daneben andere, wo es ziemlich trostlos aussah und die Zahl der Gottesdienstbesucher im Verhältnis zu der der Gemeindeglieder nur ein winziges Häuflein ausmachte. Erheblich war auch der Unterschied zwischen dem platten Lande wie den Kleinstädten und den Groß- und Weltstädten, in denen die kirchliche Organisation mit dem riesigen und sprunghaften Wachstum der Einwohnerschaft nicht Schritt gehalten hatte; und auch hier, welche Unterschiede zwischen Stuttgart, Essen, Elberfeld, Breslau auf der einen und etwa Berlin, Hamburg, Magdeburg, Frankfurt auf der anderen Seite! Ganz zu schweigen von dem Einfluß einzelner charismatischer Persönlichkeiten, denen zu verdanken war, daß sich in ganz unkirchlichen Gegenden einzelne Ortschaften durch intensive Kirchlichkeit wie Oasen von der Wüste abhoben. Gewiß gab es auch in Deutschland noch Sonntag für Sonntag dichtgefüllte Gotteshäuser, und an den großen christlichen Festen und volkstümlichen Feiertagen, wie Bußtag, Totenfest, Jahresschluß, gingen auch in den Großstädten Tausende und aber Tausende zur Kirche. Allein, auch wenn man all diese Momente in Rechnung zieht, so wird man doch sagen dürfen, daß die evangelische Kirche Deutschlands mehr und mehr zu einer Kirche des Mittelstandes wurde, des Landadels und seines konservativen Anhangs, des Bauerntums, des Handwerker- und Kleinbürgerstandes und der mittleren Beamtenschaft, dagegen die Fühlung mit der eigentlich führenden Schicht, der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur,

der Industrie und vor allem mit den weiten Massen der industriellen Arbeiterschaft verloren hatte.

Die Unkirchlichkeit jener Schicht war dabei von aller offenen Feindschaft weit entfernt. Im Gegenteil! Sie vertrug sich mit einer gewissen Schätzung der Kirche als Volkserziehungsfaktor. Nur machte man selbst keinen Gebrauch von ihr oder überließ das den Frauen. Religiöse Bedürfnisse, die durchaus nicht erloschen waren, befriedigte man lieber in Lektüre, Theater, Musik und Naturgenuß oder mit der Hilfe der Popularphilosophie, wohl auch durch allerhand religiöse Vorträge, aber nicht im öffentlichen Gottesdienste. Viel eher als die Kirche gewannen das Ohr einzelne »Evangelisten«, zum Teil wunderliche Heilige, aber auch tiefe Geister, wohl der glücklichste unter ihnen *Dr. Johannes Müller*, der eindrucksvolle Verkünder einer unkirchlichen, aber tiefgegründeten, weltoffenen Kultur der Seelen. Diese schnell aufstrebende, auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet von Erfolg zu Erfolg fortschreitende Volksschicht glaubte die Kräfte der religiösen Gemeinschaft nicht mehr nötig zu haben, sondern huldigte weithin einem Glauben an den Kulturfortschritt, an die Macht der Wissenschaft und der Technik und des nationalen Gedankens, gab sich mit Begeisterung der rastlosen Arbeit an diesen Kulturgütern hin und blickte mit leiser Rührung, halb mitleidig und halb hochmütig, auf den Deutschen der Vergangenheit zurück, der so viel Zeit und Kraft der Pflege geistiger und geistlicher Güter gewidmet hatte.

Viel radikaler und tiefergehend war die Unkirchlichkeit der klassenbewußten Arbeiterschaft. Während die bürgerliche Presse die Kirche nur mehr ignorierte, hatte die sozialistische Presse nicht vergeblich seit vierzig Jahren die Kirche mit erbitterter Gehässigkeit behandelt und jede Gelegenheit benutzt, ihren Lesern, der Arbeiterschaft, nicht nur die soziale Rückständigkeit der Kirche, — wozu sie nur zu guten Grund hatte, — und den Interessengegensatz zwischen Kirche und Arbeiterschaft einzuhämmern, sondern auch die christliche Religion selbst, Bibel und Kirchenlehre, zehn Gebote und Vaterunser, Gottesglauben und Ewigkeitshoffnung, verdächtig und verächtlich zu machen. Wenn man diese durch massenhafte Verteilung atheistischer und materialistischer Schriften und durch persönliche Propaganda unterstützte Miniarbeit kennt, so muß man sich fast wundern,

daß die Wirkung nicht noch stärker war, und daß die kirchliche Sitte, wie wir oben zeigten, sich diesem mit großer Konsequenz geführten Angriff gegenüber einigermaßen behauptete. Aber *den* Erfolg hatte diese Haltung der sozialistischen Führer doch gezeigt, daß sie den Einfluß der Kirche auf die Arbeiterwelt fast völlig unterbunden hatte. Mit einer Art Neid mußten die kirchlichen Deutschen auf die anderen großen protestantischen Länder blicken, wo erhebliche Richtungen innerhalb der Arbeiterbewegung sich von dieser prinzipiellen marxistischen Religionsfeindschaft ferngehalten hatten und für ihre Programme und Ziele mit christlichen Motiven stritten. Hiervon war in Deutschland so gut wie nichts zu spüren.

Die Unkirchlichkeit des deutschen Volkes spiegelt sich vor allem auch darin, daß die großen Reformbewegungen auf politischem, sozialem, wirtschaftlichem Gebiet, der Sozialismus, die Friedensbewegung, die Frauenbewegung, die Antialkoholbewegung und die abolitionistische Bewegung, alle Bewegungen zur Reform des Lebensstiles und nicht zuletzt die Jugendbewegung, sich abseits von der Kirche ihre Bahn suchten. Natürlich arbeiteten auf all diesen Gebieten zahlreiche evangelische Geistliche und treue Mitglieder der evangelischen Kirche mit und wurden auch gern gesehen und wohl gelitten, aber man arbeitete nicht mit christlichen Motiven und Imperativen, sondern begründete die erstrebten Ziele allgemein ethisch, ästhetisch, hygienisch, humanitär, wenn nicht gar materialistisch und hedonistisch, und oft genug hatten es die überzeugt christlichen Mitarbeiter schwer genug, das Recht ihrer eigentümlichen Antriebe und Vorbehalte zu behaupten, und waren genötigt, neben die allgemeine Bewegung besondere christliche Seitenbewegungen zu setzen. Die Kirche hütete mit Gewissenhaftigkeit ein großes Erbe, sie predigte auf die alte Weise oder mit neuen Zungen das Evangelium vom Glauben allein, sie übte an zahllosen einzelnen Bekümmerten und Gedrückten, Einsamen und Zurückbleibenden ihre Seelsorge, sie betrieb, — wir kommen noch darauf, — eine Fülle von Erziehungs- und Rettungsarbeit und Gemeinschaftspflege, aber sie führte das Volk nicht. Sie bewahrte, in der Sorge, sich nicht zum »Erbschichter« (Lukas 12, V. 14) zu machen, oder soll man sagen, in der Angst, es mit keiner Seite zu verderben, eine Zurückhaltung in den modernen Fragen und Kämpfen des gesellschaft-

lichen Lebens, die allen Vorwärtsdrängenden und darunter Leidenden als Teilnahmslosigkeit oder als Feigheit erschien und die naturgemäß nur den Verfechtern des Alten, Überlieferten, Gel tenden zugute kam.

Und dieser Eindruck von der Kirche als durchaus rückwärts gewandt war daran schuld, daß eine der hoffnungsvollsten Wandlungen des deutschen Lebens um die Jahrhundertwende der Kirche selbst nur wenig Gewinn brachte. Nämlich die fühlbare Senkung der materialistischen Hochflut, die seit dem Bankrott der Hegelschen Philosophie und dem Aufschwung der Naturwissenschaften Literatur und Leben erfüllt hatte, und das Aufwachen eines neuen Geschmacks für das Unendliche, eines neuen Fragens und Suchens nach Gehalt und Sinn des Lebens, einer scharf kulturkritischen Stimmung, die sich dem Rausch der flachen, diesseitigen Kulturseligkeit entgegensetzte. Stärkstes Echo fand dies Neue bei der Jugend. Ja die Jugendbewegung ging geradezu aus diesem neuen Geiste hervor und bekannte sich dazu mit der Inbrunst und Entschlossenheit, die nur die Jugend für eine Idee aufzubringen vermag. Getrieben von diesem Geiste entdeckte sie auf ihren Wanderfahrten durch die heimische Natur, in Volksliedern und Märchen, in alten Spielen und Tänzen, in den Spinnstuben und fast vergessenen Mysteriendichtungen die alles überragende Bedeutung der Gemütswerte und entwickelte nun in ihren Reihen wieder die Fähigkeiten des Schauens, der Andacht und der Feier, des Lauschens auf die Stimme des Herzens, die Kräfte der Intuition und des unmittelbaren Erlebens, die der Intellektualismus und die technische Zivilisation hatten verkümmern lassen. Es konnte nicht fehlen, daß die Jugendbewegung auf diesem Wege auch an die Pforte der alten Heiligtümer geführt wurde und daß die Schätze der Religion in ihren Gesichtskreis traten. Aber leider verstand die Kirche nicht, zur rechten Zeit der Jugend diese Pforte zu öffnen, und die Jugend selbst suchte die Befriedigung ihrer religiösen Sehnsüchte lieber in unkirchlicher Mystik, bei der Botschaft des Ostens oder bei den Stimmen der mittelalterlich mönchischen Mystiker; zur Kirche aber fand sie sich nicht zurück. Es war vielleicht das bedenklichste Symptom für die Entfremdung des deutschen Volkes von der Kirche, daß auch die religiöse Bewegung nicht in ihr mündete, sondern an ihr vorüberging und sie vielfach anklagte, eine

versteinerte Geschichtsreligion statt lebendiger Gegenwartsreligion zu pflegen, Steine statt Brot zu bieten.

Die Volkskirche als Arbeitsgemeinschaft

Dennoch würden wir ein falsches Bild von der evangelischen Kirche Deutschlands erhalten, wollten wir meinen, sie hätte sich diesen Fragen gegenüber untätig und passiv verhalten. Vielmehr suchte sie durch *massenhafte Kleinarbeit* die ihr gebliebenen Massen enger und fester mit sich zu verknüpfen und den verlorengegangenen Einfluß wiederzugewinnen. Es hatte eine Zeit gegeben, da sich die Kirche fast ausschließlich auf Predigt, Unterricht und Einzelseelsorge beschränkte und starr und steif an dem lutherischen Prinzip festhielt: »Das Wort allein muß es tun«. Damals schien es die einzige Bestimmung der Kirche zu sein, Gottesdienste zu halten und Kultusgemeinden zu sammeln. Diese Zeit reicht ungefähr bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Der Mann, der die Kirche aus dieser Erstarrung weckte und ihr das Gewissen schärfte, daß sie viel tätiger, eifriger, aggressiver werden müsse und daß sie eine bleibende Missionsaufgabe habe, war *Johann Hinrich Wichern*, trotz mancherlei Gebundenheit seines Wesens doch zweifellos eine der größten Gestalten der deutschen Kirchengeschichte im 19. Jahrhundert, ein Mann, der in sich lutherische Heilsgewißheit mit pietistischem Eifer und mit wertvollsten Anregungen des angelsächsischen Protestantismus verschmolz. Sein Ziel war, die evangelische Kirche, die bis dahin nur eine Gemeinschaft der Predigt und des Hörens des göttlichen Wortes war, umzubilden in eine Gemeinschaft der Arbeit an den klaffenden Schäden und geistigen Nöten des Volkslebens und jedes dankbare Gemeindeglied in die Reihe der aktiven Mitarbeiter und Mitstreiter einzustellen. Die Kirche sollte hinfort nicht mehr nur durch den Glauben, sondern auch durch die Liebe von den ihr einwohnenden Gotteskräften Zeugnis ablegen.

Der Anstoß Wicherns hat eine starke Wirkung gehabt. Eine Fülle von Anstalten und Vereinen zur Rettung, Versorgung und Bewahrung Gefährdeter und Verwahrloster, Leidender und Gebrechlicher entstand aus seiner Anregung. Es bildete sich ein eigener Stand von Berufsarbeitern der kirchlichen Liebestätig-

keit. Das einmal geöffnete Auge entdeckte immer neue Aufgaben der christlichen Barmherzigkeit. Bestrebungen der Evangelisation und der volkstümlichen Apologetik, wie der Abwehr verderblicher und verführerischer Mächte schlossen sich an. In allen Großstädten entstanden neben den Kirchen Vereinshäuser, die solchen Arbeiten Unterkunft und Mittelpunkt boten. Durch Traktate, Flugschriften, Sonntagsblätter, Pfennigpredigten wurde die Presse mit zum Dienst herangezogen. Die Gesamtbewegung der »Inneren Mission«, wie sie sich selbst taufte, schuf sich in dem Berliner »Zentralausschuß für innere Mission der evangelischen Kirche« ein Organ der Leitung und Vertretung nach außen, das auch die Staatsgesetzgebung auf sozialem Gebiete durch Vorstellungen und Denkschriften zu beeinflussen verstand, und in den regelmäßig gehaltenen Kongressen für Innere Mission eine Plattform, von der ihre Gedanken in teilweise glänzenden Vorträgen und Verhandlungen in weiteste Kreise drangen. Eine ganze Schar von begeisterten, selbständigen und originellen Mitarbeitern und Nachfolgern trat in Wicherns Spuren, wie die Begründer des evangelischen Diakonissenwesens, *Fliedner* und *Löhe*, wie später *Gustav Werner* und *Friedrich von Bodelschwingh*.

Und der einmal gegebene Anstoß zu größerer Aktivität der Kirche zog weitere Kreise. Die Kirche besann sich auf lang versäumte Aufgaben und gründete zur Versorgung der zahlreichen, unter überwiegend katholischer Bevölkerung zerstreut lebenden Evangelischen in Deutschland wie im Ausland den *Gustav-Adolf-Verein*, um ihnen evangelischen Gottesdienst und evangelische Schule zu bringen. Sie versuchte durch die sozialen Kongresse und die evangelischen Arbeitervereine, in denen sie freilich nur sehr geringe Teile der Arbeiterschaft und die eigentliche Industriearbeiterschaft gar nicht erreichte, ihre Glieder für die Anteilnahme an den sozialen Kämpfen zu schulen. Und vor allem, das war das Folgenreichste, sie pflanzte dies Verantwortungsgefühl und diesen Drang zur Aktivität mehr und mehr auch in die Einzelgemeinden hinein und regte sie an, sich aus bloßem Predigt publikum in lebendige Gemeinschaften zu verwandeln, die Wirkung der Predigt durch Armen- und Krankenpflege, durch Seelsorge, Hausväter- und Frauenverbände, Jünglings- und Jungfrauenvereine zu vervielfachen. Sie machte sich ans Werk, die

toten Riesengemeinden der Großstädte zu zerschlagen und in übersichtliche Gemeinden zu gliedern, vervielfachte die Zahl der Pfarrer, begründete zur Unterstützung dieser Gemeindebildungen Kirchbauvereine, beförderte den Bau von Gemeindehäusern, in denen die intimere Gemeinschaft Raum und Heimat finden könnte, reformierte unablässig an ihren Gottesdienstordnungen und an ihren Gesangbüchern, — kurz die evangelische Kirche Deutschlands war vor dem Kriege von einer intensiven Tätigkeit erfüllt und hatte ihr Angesicht im Laufe des letzten Jahrhunderts wesentlich verändert.

Der Typus des lutherischen Pfarrers von ehemals, der in seinem Studierzimmer mit innerer Sammlung und Muße an seiner Predigt feilte, war weithin einem Typus gewichen, der unter Benutzung aller modernen Hilfsmittel und mit stärkster Anspannung aller Kräfte die Spitze einer weitverzweigten Arbeitsgemeinschaft darstellte, so sehr, daß sorgenvolle Beobachter die Gefahren der Zersplitterung und Vielgeschäftigkeit, ja einer Verflachung des Pfarrerstandes bereits auftauchen sahen. Ganz falsch wäre es, sich die evangelische Kirche Deutschlands vor dem Kriege in Verfall oder Erstarrung zu denken. Wer durch die Großstädte wanderte, der sah überall stattliche Kirchenbauten, die aus den letzten Jahren stammten, und konnte vor den künstlerischen Leistungen und glücklichen Lösungen der protestantischen Kirchbaukunst, besonders auf süd- und westdeutschem Boden, bewundernd stillestehen. Auch in der evangelischen Theologie herrschte ein Geist rastloser Betriebsamkeit, der die Vergangenheit mit feinsten kritischen Methoden durchforschte und den Problemen des modernen geistigen Lebens mit einer Herzhaftigkeit zu Leibe ging, die eine Jahr für Jahr wachsende Schar Lernender aus der ganzen protestantischen Welt auf deutsche Universitäten zog. Wenn trotz all dieser Arbeit die vorhin geschilderte Entfremdung doch nicht wich, so wäre es nicht gerecht, die Schuld daran bei der Trägheit der Kirche zu suchen.

Verhältnis zur katholischen Kirche

Endlich müssen noch einige Worte gesagt werden über die Schwierigkeiten, die der evangelischen Kirche aus der Nachbarschaft der katholischen erwachsen. Kein Land der Welt ist ja so

stark durch die *konfessionelle Spaltung* der einen Christenheit in Mitleidenschaft gezogen wie das deutsche. Die heiße Leidenschaft, womit es sich an die nationale Idee klammerte, erklärt sich zum guten Teil daraus, daß es ein starkes Gegengewicht gegen den trennenden konfessionellen Gegensatz brauchte. Nur wenn es gelang, alle seine Glieder mit dieser Glut zu durchdringen, konnte es hoffen, jenes Zwiespaltes Herr zu werden, der in die deutsche Geschichte so viel Blut und Jammer hineingetragen hat. Aus der Erinnerung daran stammte wohl in den führenden Schichten die Abneigung gegen jede Betonung der Konfessionalität und gegen die Kirchen, die man gern geneigt glaubte, den vorhandenen Gegensatz zu reizen und zu verschärfen. Vor allem die Lehrerschaft, der er bei ihren Erziehungsaufgaben besonders fühlbar wurde, erstrebte deshalb die Simultanisierung der Schule und Verdrängung jedes kirchlichen Einflusses aus ihr, nicht sowohl aus Religionsfeindschaft, wie aus Verlangen nach einer einheitlichen Grundlage. Auch bei der Beurteilung der Unkirchlichkeit des deutschen Volkes darf diese Wurzel nicht übersehen werden.

Unzweifelhaft aber war die Scheu, nach den üblen Erfahrungen des sogenannten preußischen Kulturkampfes, den *Bismarck* ohne einen Sieg des Staates über die katholische Kirche hatte abbrechen müssen, den konfessionellen Hader nicht wieder aufleben zu lassen, stärker bei dem protestantischen Volksteile als bei dem katholischen. Während die deutschen Katholiken geschlossen hinter ihrer Kirche standen und auch ihre weitestgehenden Ansprüche in Parlament und Presse mit Entschiedenheit vertraten, waren viele deutsche Protestanten geneigt und bereit, die Ehre und die Rechte ihrer Kirche dem nationalen Friedensbedürfnis zu opfern. Um dieser Schwäche zu begegnen, war gleich nach dem Ausgang des Kulturkampfes, als die Macht der katholischen Kirche zu einer »römischen Gefahr« zu werden schien, der »*Evangelische Bund*« begründet worden. Sein Ziel war, den protestantischen Zug im deutschen Charakter gegen Verwischung und Verdunkelung zu schützen, das Gedächtnis der Reformation im Bewußtsein des deutschen Volkes zu erhalten und das Selbstgefühl der Evangelischen zu stärken. Dazu trieb er eine Unmenge wertvoller Kleinarbeit zur Bewahrung des protestantischen Teiles in Mischehen und zum Schutz evangelischer Kinder in katholischer Umgebung und evangelischer Pfleglinge in katho-

lischen Krankenhäusern, sowie zur Abwehr von Angriffen der katholischen Presse auf die protestantische Art und Tradition. Eines seiner größten Verdienste ist, daß er Luther wahrhaft populär gemacht hat.

Doch war gerade in den letzten Jahren auch bei sehr treuen Gliedern der evangelischen Kirche das Bedenken erwacht, ob diese Kampfweise, die sich fast unwillkürlich manchmal in eine unfruchtbare Polemik verlor, nicht besser durch ein Suchen nach Verständigung und nach einem *Modus vivendi* der beiden Kirchen zu ersetzen sei. Die innere Entwicklung des Katholizismus schien solchen Bemühungen einige Aussicht zu bieten und die gemeinsame Gegnerschaft gegen die nackte Religionsfeindschaft dazu zu drängen. Unverkennbar errangen die Leistungen der katholischen Kirche auf sozialem Gebiete auch bei Protestanten Achtung und Anerkennung, und die fortschreitende Durchdringung des katholischen Volksteiles mit der nationalen Idee, wie die fruchtbare positive Mitarbeit der katholischen Partei im Parlament räumten alte Vorurteile gegen sie hinweg. So war der konfessionelle Gegensatz in Deutschland zwar keineswegs überwunden, aber doch seiner Gefährlichkeit ziemlich entkleidet. Die beiden großen Kirchen lebten nebeneinander, ohne sich viel zu stören, wenn es auch in den besonders empfindlichen Punkten, in Schulfragen und in der Behandlung der Mischehen, immer wieder unvermeidliche Reibungen gab.

ZWEITER TEIL

Die Kirche zu Beginn des Krieges

In diese Fragen, Kämpfe und Sorgen hinein griff der Krieg. Er stellte die Kirche vor gewaltige neue Aufgaben, und die Kirche war darauf nicht gerüstet, weder äußerlich noch innerlich.

Äußerlich nicht, denn die

Organisation der evangelischen Militärseelsorge

war das rückständigste Glied des ganzen militärischen Organismus. Sie war nicht einmal einheitlich. Die am 17. Oktober 1902 erlassene »Militär-Kirchendienstordnung« galt nur im Bereich der preußischen Militärverwaltung; in den kleinen Bundesstaaten, die von dieser mitumfaßt waren, nur mit mancherlei Einschränkungen und Vorbehalten für die eigenen Kirchenbehörden; in den Bundesstaaten mit selbständiger Militärverwaltung, Bayern, Sachsen, Württemberg gar nicht. Nur für die preußische Militärgeistlichkeit war der »Feldpropst der Armee« die oberste Spitze, die der anderen Kontingente unterstand ihm nicht. Von einer Vereinheitlichung des ganzen Militärkirchenwesens hatte die Rücksicht auf die konfessionelle Empfindlichkeit abgehalten, man wollte von Preußen aus den ausgeprägt lutherischen Landeskirchen nicht die preußische unierte Kirchenordnung aufdrängen. Die preußische Vormacht des Reiches war seit Bismarck ängstlich darauf bedacht, in allen kulturellen Fragen die Eigenherrlichkeit der anderen deutschen Staaten zu schonen. Im Friedenszustande, wo jeder Soldat in der Heimat ausgebildet wurde, war dies auch unbedenklich, aber für den Ernstfall, wo die einzelnen Kontingente durcheinandergewürfelt wurden, mußten sich daraus die stärksten Unzuträglichkeiten ergeben. Waren doch selbst die Gottesdienstordnungen und die Feldgesangbücher verschieden!

Aber auch die Zahl der Militärgeistlichen war ungenügend. Im Frieden hatte jedes Armeekorps einen Militäroberpfarrer, jede Division einen Divisionspfarrer. Dazu traten in großen Garni-

sonen hauptamtliche Garnisonpfarrer oder mit der Militärseelsorge beauftragte Zivilpfarrer und einige Geistliche der militärischen Erziehungsanstalten, Kadettenhäuser usw. Für den Kriegsfall war vorgesehen, daß der Feldpropst und die Militäroberpfarrer in der Heimat zurückbleiben sollten. Jede Division sollte von einem Divisionspfarrer ins Feld begleitet werden. Da aber die Zahl der Kriegsddivisionen viel größer war als die des Friedensheeres, zeigte sich sofort ein erheblicher Mangel an Geistlichen. Dazu schrieen schon nach wenigen Wochen die großen Lazarette hinter der Front nach geistlichen Kräften. Um den bitteren Anklagen darüber abzuhelpfen, entschloß sich das Kriegsministerium, auf Antrag des Feldpropstes überetatmäßige »freiwillige Feldgeistliche« zu entsenden. Eine Schwierigkeit, sie zu gewinnen, bestand nicht, da sich eine große Zahl von geeigneten Zivilgeistlichen zu diesem Dienste gemeldet hatte, die es einfach nicht ertrugen, im kleinen bequemen Wirkungskreis daheim zu bleiben, während ihre Altersgenossen in den Krieg zogen, und die naturgemäß nach ihrer Vorbildung lieber als Feldgeistliche, denn als Sanitäter verwendet werden wollten, solange nach der geltenden kirchlichen Ordnung ihre Verwendung im Dienst mit der Waffe ausgeschlossen war. Wohl aber standen für die Ausrüstung und Besoldung dieser freiwilligen Feldgeistlichen zunächst keine Mittel zur Verfügung. Man hatte dafür nicht vorgesorgt, offenbar weil die Kirche überhaupt auf den Gedanken an einen langdauernden Krieg so wenig eingestellt war wie das ganze Volk, und es mußten nun in aller Eile private Sammlungen veranstaltet werden. Aber der Ertrag reichte nicht weit, und schließlich mußte sich die Militärverwaltung doch entschließen, sowohl für die freiwilligen Feldprediger wie für die gleicherweise in großer Zahl angeforderten überetatmäßigen Etappengeistlichen und Gouvernementspfarrer in den besetzten Gebieten, Belgien, Polen, Rumänien, die Mittel bereitzustellen. Zur Zeit der höchsten Anspannung, im Spätsommer 1918, betrug die Zahl der Feldgeistlichen 759, davon 476 an der Front, 283 in der Etappe und in den besetzten Gebieten. Nicht vergessen darf dabei werden, daß sich an den Aufgaben der Seelsorge auch jüngere Theologen, Studenten und Kandidaten, sowie Theologieprofessoren, die mit der Waffe dienten, und Pfarrer, die gleichfalls als Soldaten oder Offiziere an die Front kamen, nachdem den einigermaßen Abkömmlichen von

den Kirchenbehörden, infolge starken Drängens, die Erlaubnis, freiwillig ins Heer zu treten, gegeben war, beteiligten.

Mit der Zeit gelang es auch, die mißlichen Zuständigkeitsverhältnisse zwischen dem preußischen Feldpropst und den außerpreußischen Kirchenregierungen einigermaßen zu regeln und innerhalb der Feldgeistlichkeit einen glatten und übersichtlichen Instanzenzug einzurichten. Dafür diente die Ernennung von Feldoberpfarrern, einer im Osten, zwei im Westen, später von Armeeoberpfarrern bei jedem Armeeoberkommando, die die sämtlichen Geistlichen in ihrem Wirkungsbereich regelmäßig zu visitieren und zu Konferenzen um sich zu vereinigen hatten. Damit war zugleich die Leitung der Militärgeistlichkeit endlich, wie es von Anfang an hätte sein sollen, den militärischen Befehlshabern aus der Hand genommen und die Wahrung religiös-kirchlicher Gesichtspunkte sicherer gestellt. Erst sehr allmählich hat so die Militärseelsorge sich den Dimensionen des Weltkrieges angeglichen, und es ist kein Zweifel, daß sie auch in ihrer letzten Formung nicht allen berechtigten Ansprüchen Genüge tat, und daß immer wieder zahlreiche zerstreute Heeresabteilungen wochenlang ohne geordnete Seelsorge blieben.

Denkweise der Kirche über den Krieg

Viel wichtiger aber ist, daß die evangelische Kirche auch innerlich dem Kriege ungerüstet entgegenging, denn das eigentümlich schwere Problem, das der Krieg für den Christen bedeutet, war kaum deutlich ins Bewußtsein getreten. Kirche und Theologie hatten sich überhaupt wenig mit Sozialethik befaßt; wenn aber, so war das Interesse völlig von den immer sichtbarer werdenden Schäden und Notständen absorbiert, die die wirtschaftliche kapitalistische Entwicklung ans Licht brachte. Das Ethos der Politik aber war kein Gegenstand wissenschaftlichen Nachdenkens gewesen. Wie das Volk in seiner weitaus größten Mehrzahl, so rechnete eben auch die Kirche nicht ernsthaft mit einem nahen Kriege, und sie erwog die Frage nach dem christlich-sittlichen Recht des Krieges nur im geschichtlichen Rückblicke. Dazu hatte nun gerade das Jahr 1913 mit der Säkularerinnerung an den »Befreiungskrieg« Anstoß gegeben, der für das deutsche Volk mit dem besonderen Nimbus der Heiligkeit geschmückt ist; jenen

Krieg, in dem die Mächte der nachmaligen »Heiligen Allianz«, Österreich, Rußland und Preußen, gemeinsam mit England, und wesentlich durch dessen Hilfe, die seit den Tagen des Königs Philipp August immer wieder aufgetretenen, unter Ludwig XIV. gescheiterten, durch Napoleon nahezu zum Siege geführten Bestrebungen Frankreichs, eine Hegemonie über Europa aufzurichten, zerschlagen hatten. Diese Erinnerungsfeier hatte der deutschen evangelischen Predigt Gelegenheit gegeben, sich auf die allgemeinen Grundsätze der politischen Ethik des Luthertums zu besinnen.

Tradition des Luthertums

Um sie richtig zu verstehen, muß beachtet werden, welche eine religiöse Beseelung der Staatsgedanke durch die Lehre *Luthers* empfangen hatte. In seinem Weltbilde trat als Organ des Heiligen Geistes, als die Macht, die das Werk Christi in der Geschichte weiterträgt und »treibt, an Stelle der Hierarchie die »unsichtbare Kirche«, eine rein geistige Macht, die in den gläubigen Persönlichkeiten durch ihr Zeugnis und die sie begleitende und betätigende Liebestat wirksam wird, *neben* die gleichfalls von Gott gestiftete weltliche Macht der Obrigkeit oder des Staates, um mit ihm im Bunde das Corpus christianum, die Christenheit der Getauften, das christliche Volk zu weiden und zu leiten. Luther ist nicht müde geworden, zu lehren, daß es diese beiden Mächte des Wortes und des Schwertes sind, von deren freiem und freundlichem Zusammenwirken die Gesundheit des Leibes Christi abhängt. Er begründete die göttliche Stiftung der Obrigkeit aus Altem und Neuem Testament und schärfte seinen Anhängern die Pflicht des Christenmenschen ein, wie zur gläubigen Annahme des Wortes so zum Gehorsam gegen die von Gott dazu berufene und ihm allein verantwortliche Obrigkeit. Der die letzten Jahrzehnte seines Lebens ausfüllende Kampf gegen die Schwärmer und Täufer empfing gerade durch seine Überzeugung von der göttlichen Stiftung des Staates seine leidenschaftliche Bitterkeit. Vor allem aber gründete er darauf das Recht, für die Ordnung des äußeren Kirchenwesens im Lande, für die Abschaffung der Messe und des Klosterwesens die weltliche Gewalt anzurufen und in Bewegung zu setzen. Allerdings betonte er zugleich daneben, daß Glauben zu schaffen und Christen zu machen weder in ihrer

Zuständigkeit noch in ihrem Vermögen stehe, dies vielmehr einzig und allein dem freien Walten des göttlichen Geistes durch die mit ihm begnadeten Persönlichkeiten anheimgestellt werden müsse.

In der Folgezeit geriet die Schranke, die der Reformator dem Wirken des Staates gezogen hatte, mehr und mehr in Vergessenheit, und die »unsichtbare Kirche« wurde wieder mit dem Prädigtamt und der kirchlichen Institution verwechselt, aber es blieb dem Luthertum und damit der deutschen Volksseele die Überzeugung von der gottgewollten Autorität des Staates und von der Pflicht des Christen, ihm untertan zu sein, soweit er nicht in Fragen des Glaubens und Gewissens eingriff und sich mit dem Worte Gottes in Widerspruch setzte, und auch dann lieber Unrecht zu leiden, als durch Auflehnung die Gehorsamspflicht zu verletzen. Es blieb ihm die Überzeugung von der Selbständigkeit des Staates gegenüber jeder anderen irdischen Macht, und in allem Wechsel der politischen Formen der Staat ein Gegenstand religiöser Scheu und Verehrung. In der lutherischen Volkserziehung wurde die Begründung der staatsbürgerlichen Pflicht in dem Nutzen, den der Staat schaffe, immer auf das härteste bekämpft, ebenso wie das Recht des einzelnen, das Handeln des Staates an irgendeiner philosophisch erklügelten Staatsidee zu messen und dadurch dem Gehorsam gegen den Staat eine willkürliche Grenze zu setzen, wenn er nur dem Zeugnis des Glaubens und der Liebe Raum und Freiheit ließ. Vielmehr galt der Staat als ein Letztes, das sein Eigenrecht in sich selbst trüge und dem Einzelnen unbedingt übergeordnet sei, wie die patria potestas des Hausvaters. Aus dieser Lehre sog die Staatsgesinnung des Deutschen ihre stärkste Kraft. Es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, Staatsbürgerpflicht und Christenpflicht als im Widerstreit zu denken, sondern er trug jene als wesentliches Stück dieser in seinem Bewußtsein. Sie hinderte schwere innerstaatliche Kämpfe um die Verteilung der Macht nicht, aber solange sie unerschüttert blieb und nicht durch das Eindringen einer anderen Staatsidee zersetzt wurde, prägte sie diesen Kämpfen die Tendenz auf, den Staat nicht zu schwächen, sondern zu stärken. Die deutschen Verfassungskämpfe unterscheiden sich tiefgreifend von denen anderer Länder dadurch, daß es sich in ihnen nicht sowohl darum handelte, die Rechte der einzelnen gegen den Staat zu erweitern, als

vielmehr darum, dem Staat eine festere Einheit und tiefer begründete Herrschaft zu erringen. Es waren Kämpfe für den Staat, und immer wieder übertrug sich auf die neuen Formungen, die aus solchen Kämpfen hervorgingen, die alte religiöse Verehrung für den Staatsgedanken. Wenn deren Objekt im alten Luthertum die über dem Volk stehende absolute Obrigkeit war, so war es nun im 19. Jahrhundert die Staatspersönlichkeit der geeinten Nation.

Aus dieser Ansicht vom Staate ergibt sich die Stellung des Luthertums zu dem härtesten Problem des politischen Lebens, zum Kriege. Es wird darin der Versuch gemacht, Christenpflicht und Bürgerpflicht miteinander auszugleichen. Sie prägt sich in folgenden Grundsätzen aus: *Erstens* in der starken Unterscheidung zwischen Krieg und Aufruhr. Nur die legitime Obrigkeit hat das Recht, Gewalt anzuwenden und Krieg zu führen, denn dies Recht gründet sich in dem Amte der Obrigkeit, in ihrem göttlichen Auftrage, den Nächsten, den ihr von Gott durch die natürliche Ordnung der Dinge zu Schutz und Schirm Befohlenen, also das eigene Volk, vor Vergewaltigung und Raub zu bewahren, d. h. an ihm das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen. Nicht eigensinnige Auflehnung, sondern allein Gehorsam gegen die von Gott gesetzte und von Gott mit diesem Schutzamt betraute Obrigkeit kann dem Kriegsmann das gute Gewissen geben. *Zweitens* in der ebenso starken Unterscheidung zwischen einem Angriffs- und Eroberungskriege und dem Kriege zur Verteidigung und aus Notwehr, denn nur zur Abwehr, und zwar nicht des eigenen Schadens, sondern des »der Nächsten«, der Volksgenossen, darf Gewalt geübt werden, niemals aus anderen Motiven, seien es auch die höchsten und heiligsten. Ideale dürfen nicht mit Gewalt aufgedrängt, nur auf dem Wege der Mission und der Überzeugung verbreitet werden. Gerade der Religionskrieg, der Krieg für Ideen, wurde von diesem Standpunkt aus leidenschaftlich verworfen. Man denke auch daran, welch furchtbare Verwüstung am Leibe des deutschen Volkes solche Religionskriege früherer Zeiten angerichtet hatten, um diese Abscheu zu verstehen! Sind aber *drittens* diese beiden Voraussetzungen gegeben, so darf der Christ mit der Zuversicht streiten, ein von Gott befohlenes Werk zu tun und ebenso Gottesdienst zu treiben wie in jeder anderen irdischen Berufserfüllung auch, jedoch nur so lange, als er sich in

der Abwehr befindet. Der geschlagene und wehrlose Feind ist mit christlicher Barmherzigkeit zu behandeln, ebenso wie in der Schlacht die rücksichtslose Energie und das persönliche Heldentum christlich ist. — Von diesen Überzeugungen erfüllt, feierte die evangelische Kirche ohne Bedenken, ja mit Freude und Dankbarkeit das Gedächtnis jenes großen Krieges.

Erschütterung der Lutherischen Tradition

Nun hatte allerdings seit dem Jahre 1912 in der evangelischen Theologie Deutschlands die Diskussion über ein bedeutendes Buch nicht stillgestanden, welches das Vorurteil, als sei diese Stellung zu Staat und Krieg selbstverständlich und christlich unanfechtbar, erschüttert und eine ganz andere politische Ethik in Deutschland bekanntgemacht und zum Vergleich damit angeregt hatte: *Ernst Troeltschs »Soziallehren der christlichen Kirchen«*. Hier war mit einer bis in die letzten Ursprünge nachspürenden Sorgfalt die Ethik des Sektenchristentums und der Täuferbewegung dargestellt worden, die auf angelsächsisch-kalvinischem Boden zur geistigen Großmacht sich entwickelt hatte. Sie verwirft den Krieg radikal, leugnet die göttliche Stiftung des Staates, den sie vielmehr aus reinem Utilitätsstreben herleitet, schiebt dem einzelnen Christen die Pflicht zu, den Dienst der Waffen bedingungslos zu verwerfen, gebietet aber zugleich der christlichen Obrigkeit, einen dem Gesetz Gottes entsprechenden, jeden Krieg ausschließenden Rechtszustand zwischen den Völkern zu gründen. Es war in diesem Buche gezeigt worden, wie diese Ethik entweder in den ergreifenden, aber schließlich apolitischen, quäkerisch individualistischen Antimilitarismus mündet oder in das aktive Programm umschlägt: Krieg dem Kriege! Krieg nicht zum Schutze scheinbar oder wirklich bedrohter Interessen der Völker, sondern für die Durchführung des Gesetzes Gottes, für die Idee der Gerechtigkeit und des Friedens auf Erden, für die Religion und die der Religion entsprechende Gestaltung der Weltverhältnisse. Auch war die Frage aufgetaucht, ob diese Verwerfung des Kriegs nicht dem Christentum der Bergpredigt näher stünde als jene paulinisch-lutherische Duldung und halbe Anerkennung. Obgleich Troeltsch selbst diese Frage keineswegs bejaht hatte, so war sie doch einmal ausgesprochen worden, und ein

allerdings sehr kleiner Kreis deutscher Christen, der überhaupt die Läßlichkeit des Luthertums gegenüber den Härten und Mängeln des Weltlebens in Staat und Wirtschaft als Schwäche und den Eifer des Sektenchristentums, auch diese Gebiete dem christlichen Gesetz zu unterwerfen, als vorbildlich empfand, schöpfte daraus Mut zu einem entschiedenen Pazifismus und zu ernsthaften Versuchen, der Wiederkehr von Kriegen durch internationale Vereinbarungen und Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Christen der verschiedenen Völker vorzubeugen. Immerhin waren es doch nur ganz kleine Kreise, in die, durch wissenschaftliches Kennenlernen oder persönliche Berührung mit dem auf angelsächsischem Boden so ganz anders entwickelten politischen Ethos, der Zweifel an der Christlichkeit der allgemein herrschenden Urteilsweise eingesenkt war.

Kriegspredigt

Als der Krieg ausbrach, zog sich dieser Zweifel naturgemäß zunächst fast ganz zurück, um so mehr, als jedes deutsche Herz von dem Gefühl ergriffen war, einem wohlüberlegten und vorbereiteten Angriff auf Leben, Freiheit und Zukunft der Nation gegenüberzustehen und vor einer furchtbaren Übermacht überhaupt gar keine Wahl zu haben, als entweder das eigene Volkstum, das man doch als ein heiliges, anvertrautes Gut empfand, dem Untergang preiszugeben oder den Krieg mit aller Entschlossenheit und Ausdauer aufzunehmen. Ob dies Gefühl berechtigt war oder auf einer Selbsttäuschung beruhte, kann nachträglich natürlich bezweifelt werden. Daß es vorhanden und von elementarer Stärke war, ist eine zweifellose Tatsache.

Damit war für Predigt und Seelsorge der evangelischen Kirche das Thema bei Ausbruch des Krieges und während der ersten Wochen gegeben. Es ist ein gerechter Krieg, denn »uns treibt nicht Eroberungssucht«, sondern die Pflicht, Heimat und Vaterland, Volkstum und geistige Eigenart des Deutschen zu schützen. Kaiser und Regierung tun ihre Pflicht, wenn sie dafür das Volk zu den Waffen rufen, sie würden ihren von Gott verliehenen Beruf verletzen, wollten sie ausweichen und das Recht des Volkes preisgeben. Die männlichen Volksgenossen sind es schuldig, ihnen zu folgen, nicht nur mit widerwilligem Gehorsam, sondern

mit Freude und Begeisterung. Vaterlandsliebe ist fromm, denn Gott will, daß wir das Vaterland schützen und Kindern und Enkeln unversehrt bewahren. Deshalb darf Gott um Beistand und Sieg angerufen werden, darf vertraut werden, Gott werde den Bedrängten nicht im Stiche lassen, besonders wenn wir unsere Pflicht in Einigkeit und Gehorsam, ohne Leidens- und Opferscheu, mit Reinhaltung unseres Schildes von Grausamkeit und Rachsucht, mit willigem Tragen der unendlichen Lasten und Drängsale tun. Deshalb sind die ausziehenden Brüder aller Liebe und aller Dankbarkeit wert. Außerdem mischte das Bewußtsein von der Größe der Stunde und die Ahnung von der furchtbaren Gefahr in diese Klänge kräftige Töne der Bußpredigt. Jetzt oder nie gilt es, alle Sünde und Schwäche abzulegen, Hader, Zwietracht und Klassenhaß, Genußsucht und Eigenliebe zu unterdrücken und wieder ein eigenes klares Verhältnis zu Gott und zur Ewigkeit zu suchen, weil nur daraus die Kraft kommen kann, diese schwere Prüfung zu bestehen. — So stellte sich die evangelische Predigt entschlossen an die Seite des zum Kampf ausziehenden Heervolkes, bekämpfte nicht den Krieg, sondern die Scheu und Furcht vor dem Kriege und sah ihre Aufgabe darin, das natürliche Gefühl der patriotischen Begeisterung zu stärken und zu heiligen. Und aus den Siegesmeldungen der ersten Wochen schöpfte sie Belege für das Recht der Zuversicht auf Gottes Hilfe und auf einen glorreichen Ausgang des furchtbaren Ringens, wie aus den ersten Verlustnachrichten den Anlaß, die Gefallenen wegen ihrer Treue bis in den Tod zu preisen: »Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Brüder.«

Dies war die spontan ausbrechende Stimmung bei Beginn des Krieges; sie atmeten die Aufrufe und Erlasse der Kirchenregierungen an Pfarrer und Gemeinden, von ihr waren die Gottesdienste, Predigten, Abendmahlsfeiern für die Ausrückenden erfüllt, sie fand Ausdruck in den massenhaften Flugblättern und Traktaten, mit denen diese förmlich überschüttet wurden; Luthers »Ein' feste Burg ist unser Gott« und das seit einigen Jahren in Deutschland bekannt und schnell sehr beliebt gewordene »Niederländische Dankgebet« klangen landauf, landab. Die vom Kaiser als Träger des preußischen Kirchenregiments verordnete Fürbitte für den Krieg lautete: »Allmächtiger, barmherziger Gott! Herr der Heerscharen! Wir bitten dich in Demut um deinen all-

mächtigen Beistand für unser deutsches Vaterland. Segne die gesamte deutsche Kriegsmacht. Führe uns zum Siege und gib uns Gnade, daß wir auch gegen unsere Feinde uns als Christen erweisen. Laß uns bald zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden gelangen.«

DRITTER TEIL

Wandlungen im Verlaufe des Krieges

Ehe wir die Wandlungen in der Kirche gegenüber dem religiösen Problem des Krieges weiter verfolgen, müssen wir der Einwirkung des Krieges auf die Kirche an jenen vier Punkten unsere Aufmerksamkeit zuwenden, die wir zuerst als die Brennpunkte der kirchlichen Gesamtlage geschildert haben.

Erfolge und Verluste der Idee der Volkskirche

Nie vielleicht ist die evangelische Kirche Deutschlands so sehr Volkskirche gewesen wie zu Beginn des Krieges. Das Volk, das ganze Volk strömte zur Kirche, erkannte in ihr die seelische Heimat, verlangte nach ihrem Dienste. Auch in den unkirchlichsten Gemeinden, zum Beispiel der Industrievororte Berlins, wo jahrelang die Masse teilnahmlos an der Kirche vorübergegangen war, füllten sich mit einem Male die Gotteshäuser und offenbarte sich ein starker Drang nach Erbauung und religiöser Gemeinschaft. Die regelmäßigen Gottesdienste genügten diesem Bedürfnis nicht. Es mußten auch in den Abendstunden der Wochentage Betstunden gehalten werden; mehrfach wurden alle Räume zu eng, selbst die des riesigen Berliner Domes; Freitreppen und Denkmäler wurden zu Kanzeln, um die sich das Volk scharte, — eine in Deutschland, wo die Straßenpredigt immer als fremdartig und anstößig angesehen war, gänzlich unbekannte Erscheinung. Ebenso ging durch die Familien eine warme und innige religiöse Bewegung. Sie äußerte sich auch in der Tagespresse, selbst in der der linksstehenden politischen Parteien, wie in der massenhaft ins Kraut schießenden Kriegsliteratur. Sie spiegelte sich wider in den ersten Briefen und Stimmungsbildern aus dem Felde. Es schien wirklich, als sei das Staatsvolk mit dem Kirchenvolk eins geworden, als entspreche die Voraussetzung der Volkskirche der Wirklichkeit, nämlich, daß das ganze Volk christlich sei; als sei ein gemeinsamer Bestand religiöser Überzeugungen vorhanden, neben dem die theologischen Richtungsunterschiede verschwänden.

Diese Erfahrung bestätigte das Recht der bestehenden Verfassung der Kirche als Landes- oder Volkskirche. Die dagegen vor dem Kriege aufgetauchten Bedenken traten zunächst in den Hintergrund. Die in den Gemeinschaften und unter den Bekenntnisfreunden, aber auch unter den jüngeren Liberalen geübte Kritik an der Landeskirche verstummte unter dem Eindruck des Segens, den die Einheitlichkeit der Kirche gebracht hatte, die ja nur in der Form der Landeskirche zu erhalten war, und unter dem Eindruck der Notwendigkeit einer einheitlichen religiösen und sittlichen Führung des Volkes. Von rechts wie von links wurde anerkannt, daß sich das System der Landeskirche bewährt habe, und daß alle etwa vorhandenen Neigungen zur Freikirche, zur Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments, des Rückgrats der bestehenden Verfassung, oder doch zu seiner Beschränkung auf äußerliche Funktionen einen starken Stoß erlitten hätten. Besonders eifrig waren die Kirchenregierungen, diesen Gewinn zu buchen und die Rechtfertigung der Landeskirche aus den gemachten Erfahrungen hervorzuheben. Als charakteristisch darf ich vielleicht anführen, daß ein theologischer Schriftsteller, der vor dem Kriege eine Reform des landeskirchlichen Systems entschieden verlangt und in dieser Absicht der Öffentlichkeit einen ausgearbeiteten Plan unterbreitet hatte, — es war der Schreiber dieser Zeilen, — im Jahre 1916 dies Projekt ausdrücklich zurücknahm und erklärte, die Erlebnisse des ersten Kriegsjahres hätten ihn von dem Wert der Landeskirche und einer auch die geistlichen Angelegenheiten der Kirche leitenden Zentralgewalt überzeugt. Großen Eindruck machte auch, daß ein Evangelist wie Johannes Müller, der oft genug die bitterste Kritik an der Kirche geübt hatte, in einem viel beachteten Aufsatz nun die Unentbehrlichkeit der Volkskirche betonte, freilich nicht, ohne ihr zugleich die Mahnung ins Gewissen zu rufen, daß sie ihre Stunde erkenne, nun wirklich alle Schläffheit und Rückständigkeit abstreife und sich der großen Aufgabe wert erweise, das Gewissen des Volkes zu sein und das »Ministerium des Innersten« zu verwalten. — Nur das schien ein Mangel der bestehenden Kirchenverfassung, daß ihr die Spitze einer alle einzelnen Landeskirchen zusammenfassenden Leitung fehlte. Die erlebte Einheit im Geist des ganzen protestantischen Kirchenvolkes schien den Aufbau einer deutschen evangelischen Reichskirche zu fordern.

Die Erkenntnis vom Wert der Landeskirche betätigte sich praktisch in Anstrengungen, die religiös-theologischen Richtungsunterschiede einzudämmen und die ihren Bestand bedrohenden kirchenpolitischen Kämpfe durch einen ehrlichen Burgfrieden beizulegen, von dem man hoffte, er werde sich auch nach dem Kriege erhalten lassen, den ja jedermann in Deutschland nur als eine kurze Unterbrechung des Friedenszustandes betrachtete. Gerade an den Brennpunkten des kirchenpolitischen Haders, z. B. in Berlin, aber auch in Baden, im Rheinlande und anderswo, einigten sich die kirchlichen Parteien dahin, zunächst solange der Krieg dauerte, bei den Wahlen zu kirchlichen Körperschaften und innerhalb derselben alle Kämpfe zu unterlassen; und wieder waren es vor allem die Häupter der Kirchenregierungen, wie der ehrwürdige *D. Dryander*, der erste Geistliche der altpreußischen Landeskirche, die sich um die Befriedung dieser unerquicklichen Streitigkeiten bemühten. Sie unternahmen auch den Versuch, alle freien Organisationen innerhalb des deutschen Protestantismus zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzufügen.

Jedoch der *Rückschlag* gegen diese Hochschätzung der Landeskirche kam bald, und wie es zu gehen pflegt, die immer schon vorhandenen Bedenken gegen dieses System gewannen nun vermehrtes Gewicht. Mancherlei wirkte dabei zusammen. Zuerst sank die religiöse Welle von 1914 nach wenigen Monaten in sich zusammen. Gewiß führte die Erfahrung von dem ungeheuren Ernst der Zeitlage und von den Opfern, die jedermann bringen mußte, der Kirche viele neue Anhänger zu, weckte in anderen Eingeschlafenen kirchlichen Sinn und wandelte wieder in anderen bloß gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit zu tätiger und treuer Anteilnahme. Zweifellos hat der Krieg der protestantischen Kirche Deutschlands den Gewinn gebracht, die Frömmigkeit und Kirchlichkeit neu zu beleben und zu vertiefen. Das hat alle Phasen des Kriegsverlaufes, auch das Ende des Krieges überdauert. Allein der Zustrom der Massen hörte schon im Jahre 1915 auf, und nur noch an wenigen Höhepunkten der Kriegszeit kehrte das Bild der ersten Wochen wieder: die Kirche als Gefäß einer einheitlichen Volksstimmung. Vom Jahre 1916 ab begegnen in nahezu allen Synodalberichten über den Stand des kirchlichen Lebens aus den verschiedensten Gegenden des Landes die Klagen, daß der Besuch des Gottesdienstes auf die Höhenlage der Vorkriegszeit

herab, vielerorten auch darunter gesunken sei. Einen Teil der Schuld daran trug auch die Erschwerung des kirchlichen Betriebes durch die übermäßigen Anforderungen der Kriegsindustrie, die auch vor der Sonntagsruhe nicht haltmachte, sowie durch die Kohlennot, die im Winter die Heizung und Beleuchtung der Gotteshäuser und der kirchlichen Versammlungsstätten verbot, und durch die Überlastung der Pfarrer und den Mangel an geistlichen Kräften, wie sie die Einberufung von Hunderten von Pfarrern und fast des ganzen theologischen Nachwuchses zum Heeresdienst mit sich brachte. Aber die eigentlichen Ursachen lagen doch tiefer. Die Erregung der Seelen beim Kriegsbeginn, keineswegs nur ein verächtlicher Rausch, sondern eine durchaus lautere Gefühlsäußerung, mochte wohl Menschen für kurze Zeit über ihre Zweifel und Bedenken und über ihre unkirchlichen Gewohnheiten hinausheben, aber wie hätte sie die Gründe der Entfremdung beseitigen sollen, die ja keineswegs nur aus Leichtsinn und Oberflächlichkeit herrührte, sondern aus einer geistigen Gesamtlage und unleugbaren Mängeln und Schwächen der kirchlichen Verkündigung?

Vertiefung der Unkirchlichkeit

Gerade der ehrliche Versuch, den viele nun wieder, im Felde wie in der Heimat, mit der Teilnahme am Gottesdienste machten, offenbarte ihnen aufs neue den Abstand zwischen der kirchlichen Predigt und der modernen Welt- und Lebensansicht. Die Gedankenwelt der Kirche schien unvereinbar neben der Welt zu stehen, in der sie sich täglich bewegten. Die Probleme, die sie beschwerten und die durch den Krieg ja nur verschärft wurden, schienen dort so gut wie unbekannt zu sein oder unbegreiflich leicht genommen zu werden. Die Fragen der Theodizee, der Vorsehung und der Freiheit entfalteten wieder ihre quälende und bedrückende Gewalt und wollten sich nicht beschwichtigen lassen. So kam es, daß sich gerade die Ernstesten mit einer Art Enttäuschung wieder von der Kirche abwandten. Doch es gab auch andere. Sie ergriff die Verwilderung der Sitten, die mit dem länger sich hinziehenden Kriege einriß, und sie sträubten sich gegen die altmodischen ethischen Ermahnungen der Kirche und gegen ihre unbequemen Erinnerungen an gottgewollte Autoritäten und unverbrüchliche Ordnungen. Von dieser Stimmung wurde nament-

lich ein erheblicher Teil der heranwachsenden großstädtischen Jugend verführt, dem die Erziehung des Vaters fehlte und der viel zu früh durch die Verdienstmöglichkeiten der Kriegsindustrie zu schädlicher wirtschaftlicher Selbständigkeit gelangte; eine gesunde Jugendbewegung, die hier allein hätte helfen können, war ja während des Krieges schon dadurch gelähmt, daß fast alle ihre Führer im Felde standen. Endlich die Arbeiterschaft. Einer der besten Kenner der Arbeiterseele in Deutschland, *Siegmund-Schultze*, beobachtete schon im Jahre 1915 in ihr nicht nur das Wiederaufleben der alten Gleichgültigkeit und Gehässigkeit, sondern eine Verschärfung der Kritik an Kirche und Christentum. Er glaubte feststellen zu können, daß die Führer der Sozialdemokratischen Partei mit bewußter Absicht einer in den ersten Wochen von ihnen befürchteten Zuwendung der Arbeiterschaft zur Religion entgegengearbeitet hätten. Der »Vorwärts« hatte auch damals seine kirchen- und religionsfeindliche Haltung nicht einen Augenblick aufgegeben.

Jedenfalls mußten alle der Selbsttäuschung abholden Beobachter mindestens im Jahre 1916 erkennen, daß sich an der Entfremdung weitester Kreise von der Kirche so gut wie nichts geändert habe. Die Kirche, die beanspruchte, Volkskirche zu sein, war von einem großen, vielleicht von dem größten Teil des Volkes verlassen. War aber dann die Volkskirche zu halten, wenn diese entfremdeten Volksteile nach Ausgang des Krieges, wie jeder mann kommen sah, einen viel stärkeren Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Dinge gewinnen würden als zuvor? Die unabwendbare Demokratisierung des politischen Wahlrechts, die in Preußen 1917 von Kaiser und Staatsregierung feierlich verheißen war, mußte nahezu notwendigerweise auch zu einer Revision des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche führen, das heißt zur Aufhebung der Vorrechte, die der Staat den beiden großen christlichen Kirchen vor anderen Religionsgemeinschaften eingeräumt hatte, und in Konsequenz davon zur Beseitigung des evangelischen »landesherrlichen Kirchenregiments« wie zur Entkirchlichung des Schulwesens. Während also die Eindrücke der ersten Kriegswochen das Recht der Landeskirche zu bestätigen schienen, wirkten die Erfahrungen der späteren Jahre gerade umgekehrt dahin, dem Zweifel an der Haltbarkeit der Landeskirche neue Nahrung zuzuführen. Daß der Ausgang des Krieges

der Kirche eine unberechenbar starke Steigerung der Angriffe und Anfechtungen und damit schwerste Prüfungen und Kämpfe bringen werde, haben, soweit ich sehe, Männer und Parteien der Rechten klarer erkannt und jedenfalls früher ausgesprochen als die Liberalen, die nur zu sehr geneigt waren, die Gefahren zu unterschätzen, die besonders von der Sozialdemokratie her drohten. Am ergreifendsten und ahnungsvollsten, mit fast erschreckendem Pessimismus, tat dies der im Jahre 1917 gestorbene bayerische Oberkonsistorialpräsident *D. von Bezzel*, ein Lutheraner von unbeugsamer Orthodoxie und Prinzipienfestigkeit, der sich in der Sorge um Kirche und Volk vor der Zeit verzehrt hat.

Verschärfung des Konfliktes zwischen Volkskirche und Bekenntniskirche

Auch die alte Crux der Volkskirche, die in ihrem Begriff liegende Spannung zur »Bekenntniskirche«, trat nach den ersten Wochen alsbald wieder hervor. Der Burgfriede hielt zwar Ausbrüche der innerkirchlichen Parteileidenschaft im Zaum, und die Verfemung alles Deutschen durch die geistigen, auch religiösen Wortführer der feindlichen Völker veranlaßte alle Richtungen, sich auf das gemeinsame religiöse Gut zu besinnen und den Unterschied des deutschen Protestantismus von den Formen, Bräuchen und Ausdrucksmitteln des angelsächsischen stärker zu betonen, zum Beispiel die in den letzten Jahren vor dem Kriege in Gemeinschaftskreise eingedrungene englischen Kirchenlieder und Melodien und die äußerliche Nachahmung der methodistischen Bekehrungspraxis wieder auszuschneiden. Aber nur Literaten und Lyriker, denen der Ernst religiöser Überzeugungen fremd war, konnten auf den Gedanken verfallen, man sollte, mit Berufung auf das Kaiserwort »Ich kenne keine Parteien mehr«, alle Unterschiede des Glaubens auslöschen und das gesamte Volk in einer neuen Deutschreligion, das heißt im Glauben an die göttliche Erwählung des deutschen Volkes einigen. Gegen eine solche Veräußerlichung und Verflachung sträubte sich alle echte und tiefe Christlichkeit.

Zuerst waren es die Gemeinschaften, die sich gegen solche Zurücksetzung des spezifisch Christlichen zur Wehr setzten. Da sie von ihren Voraussetzungen her den Ausbruch des Krieges als

Zeichen des göttlichen Zornes über den Unglauben und Abfall des Volkes ansahen, forderten sie vielmehr die Rückkehr zu dem verlassenen Glauben der Väter und entschlossenen Kampf gegen den Unglauben außerhalb und innerhalb der Kirche. Und dieser Unglaube fiel ihnen zusammen mit der liberalen Auffassung vom Christentum, also mit der Leugnung der Irrtumslosigkeit der Schrift, der Göttlichkeit Christi und der Genugtuungslehre. Sie drohten, wenn es nicht gelänge, diesen Unglauben aus der Kirche auszuschneiden, sich selbst von der Kirche zu trennen. Aber auch die Altgläubigen in der Kirche und ihre Führer und Zeitschriften verhielten sich spröde und mißtrauisch gegen jeden Versuch, den Burgfrieden anders denn als einen vorübergehenden Waffenstillstand auszulegen und ihn zur Vertuschung und Beschwichtigung der vorhandenen Gegensätze zu benutzen, oder gar eine Gleichberechtigung der Richtungen daraus herzuleiten.

Als von liberaler Seite gebeten wurde, zur Besiegelung der innerkirchlichen Versöhnung den vormaligen Dortmunder Pfarrer *Gottfried Traub*, dessen Amtsentsetzung 1912 vom gesamten Liberalismus als Unbill empfunden worden war, wegen seiner unzweifelhaften Verdienste um die Festigung der patriotischen Begeisterung wieder ins Amt zu setzen, wurde dies Ansinnen von dem preußischen Kirchenregiment unter dem lauten Beifall der gesamten positiven Richtung schroff abgelehnt. Als in einer großen Berliner Versammlung die kirchenregimentlichen Veranstalter, *D. Dryander* und *D. Lahusen*, die Liberalen mit gleichen Rechten zu Worte kommen ließen, erhoben jene sofort, obwohl der Inhalt der gehaltenen Ansprache dazu keinen Anlaß bot, Einspruch. Das Unternehmen derselben leitenden Kreise, alle protestantischen Vereine zu einer deutsch-evangelischen Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen, gelang nur sehr unvollkommen infolge des Widerstandes von gleicher Seite. Auf den theologischen Konferenzen in Nord und Süd erschienen von 1915 ab wieder die alten dogmatischen Probleme auf der Tagesordnung und damit auch die feindlichen Absagen gegen Rationalismus, Unglaube, Halbglaube, moderne Theologie und theologische Fakultäten. Kurz, im Jahre 1916 war deutlich zu erkennen, daß der Krieg auch an der dogmatischen Zerklüftung innerhalb der deutschen evangelischen Kirche nichts geändert habe.

Mit dieser Erkenntnis gerüstet trat im selben Jahre einer der

kirchenpolitisch klügsten und tatkräftigsten Führer der preußischen Lutheraner, der Generalsuperintendent von Westfalen, *Dr. Zöllner*, mit einem Programm für einen Umbau der evangelischen Kirche hervor, das bis zum Ende des Krieges die Diskussion beherrschte. Er nahm das Vorhandensein zweier grundverschiedener, ja entgegengesetzter religiöser Richtungen in der Kirche als gegeben an, erklärte diesen Zustand für unwahrhaftig und unerträglich und griff zur Abhilfe auf jenen oben (Seite 99) geschilderten Plan zurück: Klarer Verzicht der Landeskirche auf Bekenntniseinheit, Konstituierung zweier Bekenntnisverbände, eines altgläubigen, für den er auch die Gemeinschaften zu gewinnen hoffte, und eines modernen oder liberalen innerhalb der auf äußerliche Funktionen beschränkten Landeskirche, deutliche Unterscheidung altgläubiger und moderner Gemeinden, Prediger, Fakultäten, Kirchenleitungen, Berechtigung jedes Bekenntnisverbandes, auch innerhalb einer Gemeinde des anderen die ihm angehörigen Gemeindeglieder zu pastorieren. Aus seinem Vortrag hörten Positive und Liberale zuerst nur das eine heraus, daß dieser Führer der lutherischen Partei gewillt war, auf die Bekenntniseinheit für die Landeskirche zu verzichten. Das machte den Eindruck, als wolle er eine Position aufgeben, die von seinen Gesinnungsgenossen bis dahin unverrückbar festgehalten war, daß nämlich in der Landeskirche nur die bekenntnismäßige Lehre zu Recht bestehe. Dieser Verzicht wurde von den Liberalen aller Schattierungen als Fortschritt begrüßt, von den Positiven mit geringen Ausnahmen abgelehnt. Aber Zöllner war damit kaum richtig verstanden worden. Ihm kam es wohl nur darauf an, die Hemmungen und Bindungen für die restlose Durchführung des lutherischen Konfessionalismus abzuschütteln und den Einfluß des Liberalismus auf eine, wie er gewiß hoffte, ganz geringe Anzahl von Gemeinden zu beschränken und seinem Fortschreiten in der Kirche einen Damm entgegenzusetzen. Sein Ziel war nicht, den Bekenntniszwang aufzuheben, sondern ihn für den größten Teil der Kirche erst recht in Kraft zu setzen, mochte dafür auch einstweilen ein geringer Teil dem Liberalismus überlassen werden, bis seine Ohnmacht, auf dem Grunde eines undogmatischen Christentums lebendige kirchliche Gemeinschaft aufzubauen, bewiesen wäre. Die Wirkung seines Vorstoßes war jedenfalls eine gewaltige Stärkung des Willens der altgläubigen Kreise, den Be-

kenntnischarakter der Kirche unter allen Umständen, auch auf die Gefahr eines Bruches mit der Landeskirche hin, durchzusetzen und sich dabei durch die immer zur Vermittlung geneigte landesherrliche Kirchenregierung nicht hindern zu lassen.

Freilich, solange der Krieg dauerte und immer tiefer und tiefer in das Leben der Nation eingriff, wurden alle diese schwelenden und gärenden Differenzen durch die drängenden Arbeitsaufgaben der Kirche unter der Decke gehalten. Zeit und Kraft waren zu sehr in Anspruch genommen, um sie zum Austrag zu bringen. Eine Kirche, die sich inmitten einer so ungeheuren Katastrophe auf Theologie und Kultus beschränkt hätte, wäre der allgemeinen Verachtung verfallen. Diese

Arbeit der evangelischen Kirche im Weltkriege

im einzelnen zu schildern, ist hier nicht der Ort. Nach dessen Ende hat der deutsch-evangelische Kirchenausschuß als Treuhänder sämtlicher evangelischer Kirchen Deutschlands dafür gesorgt, daß sie eine zusammenfassende Darstellung fände. Diese, aus der Feder von Professor *D. Martin Schian* in Gießen (jetzt Generalsuperintendent von Schlesien), wird hoffentlich vollständig gedruckt vorliegen, wenn diese Skizze erscheint. Hier ist nur zu erwägen, wie sie selbst auf die Kirche zurückwirkte. Zweifellos außerordentlich belebend. Die Entwicklung der Kirche und ihrer Gemeinden zu Arbeitsgemeinschaften, die schon vor dem Kriege im erfreulichen Fortschreiten war, empfing einen fühlbaren Antrieb. Nicht nur, daß die schon bestehenden Organisationen alle Kräfte zusammenfassen und ihren Wirkungskreis weiter erstrecken mußten, die Traktat- und Zeitschriftengesellschaften, die Diakonissenvereine und Brüderhäuser, Krüppelheime usw., es bildeten sich auch neue. Zum Beispiel entfaltete sich die bis dahin ziemlich im verborgenen blühende »Deutsch-christliche Studentenvereinigung« zu einer einflußreichen Arbeitsgemeinschaft, die zahlreiche wertvolle literarische Produkte schuf und die Versorgung des ganzen östlichen Kriegsschauplatzes mit Soldatenheimen übernahm. Der Kampf gegen Unzucht, Alkohol und Auswüchse der Vergnügungsindustrie, die Sorge um die heranwachsende, gefährdete Jugend, die Fürsorge für die Lazarettinsassen in der Heimat, für Kriegswitwen und Kriegswaisen, für

die Kriegsbeschädigten und Verstümmelten, die Siedlungsfrage, die Sonntagsfrage führten allerorten zum Zusammenschluß und zur Organisation planvoller Arbeit.

Das wichtigste aber war, daß an diesen Aufgaben die einzelnen Kirchengemeinden ihre Leistungsfähigkeit entdeckten und aus ihrem Schlummer aufwachten. Viele von ihnen, städtische und auch größere ländliche, schufen sich neue Gemeindeblätter, um die Beziehungen mit ihren im Felde stehenden Gliedern aufrechtzuerhalten, und gewannen dadurch ein wichtiges neues Einflußmittel; sie sammelten sich zu deren Herstellung und Versendung einen Stab von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen; sie bildeten Helferkreise und Besuchsvereine aus, um den einzelnen, besonders rat-, trost- und beistandsbedürftigen Gemeindegliedern besser nachgehen zu können; sie gewöhnten sich daran, viel tiefer in das praktische Leben, in wirtschaftliche, soziale, häusliche Dinge einzugreifen, und fanden neue Wege, nicht nur die Opferwilligkeit, sondern auch die Bereitschaft zu persönlichen Diensten zu steigern. Und diese Belebung der Gemeinden gelang wirklich überall da, wo sie geschickt und ausdauernd betrieben wurde. Das aktive Gemeinschaftsbewußtsein der evangelischen Kirchengemeinden ist während des Krieges ganz erheblich gewachsen, die Laienschaft zur Teilnahme am Gemeindeleben viel williger und fleißiger, freilich auch selbstbewußter und kritischer geworden. Das erscheint mir als eine der erfreulichsten Wirkungen des Krieges. Ganz abgesehen davon, daß diese Arbeit der Kirche an sich ansehnlich und fruchtbar war, sie hat die Kirche selbst mit einem besseren Selbstbewußtsein erfüllt.

Bei all diesen Aufgaben arbeitete die evangelische Kirche mit den Organen der staatlichen, städtischen und humanitären Wohlfahrtspflege und mit der katholischen Kirche brüderlich und einmütig, vielfach sogar in alle verbindenden Körperschaften zusammen. Eifersüchteleien und Reibungen traten wenigstens zunächst ganz zurück. Was besonders das Verhältnis zur katholischen Kirche angeht, so darf man wohl sagen, daß in den ersten Jahren in Deutschland voller

konfessioneller Friede

herrschte, mochte auch der immer stärker anwachsende Einfluß der katholischen Partei im Reichstage und ihr Erfolg in der Be-

seitigung des Jesuitengesetzes vielen Protestanten unbehaglich sein. Der konfessionelle Friede ist auch durch das Auftauchen der sogenannten »Römischen Frage« und durch das im Jahre 1917 gefeierte Reformationsjubiläum nicht ernstlich gestört worden. Gegen Ende des Krieges aber geriet auch er in Gefahr. Das hing mit der politischen Schwenkung des Zentrums, oder doch eines Teiles dieser Partei, im Sommer 1917 zusammen. Die katholische Kirche hatte naturgemäß viel stärkere internationale Verbindungen als die evangelische. Während zu Beginn des Kriegs der deutsche Katholizismus seine Besonderheit nachdrücklich betonte und mutig gegen die Anklagen des französischen Klerus verteidigt hatte, zeigte sich in jenem Zeitpunkt zuerst innerhalb des katholischen Volksteiles eine Stimmung, die die Aufgabe der katholischen Kirche, außerhalb des Völkergegensatzes zu stehen und ihre Mission mit den Interessen der kämpfenden Völker unverworren zu halten, stark hervorhob. Vor allem war es der Abgeordnete *Erzberger*, der sich mit ungemeiner Geschicklichkeit und Schmiegsamkeit zum Haupt einer Richtung aufschwang, die das Programm der internationalen Verständigung unter Führung des Heiligen Stuhles ausgab und deshalb der einseitig national-deutschen Politik opponierte. Es ist gut zu begreifen, daß der Widerstand der nationalen Kreise gegen dies Programm und den aufsehenerregenden Eifer, den *Erzberger* zu dessen Durchführung entfaltete, auch das alte Vorurteil gegen den Katholizismus wieder weckte, die katholische Kirche ginge auf eine Steigerung und Mehrung ihrer Machtstellung aus, die in ihren Folgen dem Protestantismus bedrohlich werden könnte. Immerhin war das doch nur eine Strömung innerhalb der katholischen Kirche; die »Kölnische Volkszeitung« stand im scharfen Kampf da wider, und auch die hervorragendsten Bischöfe schienen *Erzbergers* und seiner Freunde Tendenzen nicht zu billigen. Der Schritt des Papstes aber zur Vermittlung des Friedens wurde auch von den Protestanten anerkannt und gebilligt, um so mehr, je dringender bei der steigenden Not des Kriegs das Verlangen nach einem einigermaßen erträglichen und ehrenhaften Ausgang wurde.

VIERTER TEIL

Innere Wandlungen in der Beurteilung des Krieges

Zu all diesen Entwicklungen kam nun das eigentliche Kriegspröblem hinzu, die Frage, was die Kirche als verantwortliche Trägerin des Evangeliums zu dem immer allgemeiner und schrecklicher werdenden Wüten des Weltkrieges sagen sollte. Oben (siehe S. 112 f.) ist gezeigt worden, mit welchen Grundsätzen die Kirche bei Ausbruch des Krieges Recht und Pflicht des christlichen Volkes zum Waffengebrauch begründete. Weiterhin kam dann die

offizielle Stellung der Kirche

in einer Reihe bedeutsamer Kundgebungen zum Ausdruck. Zuerst in einem Aufruf an die evangelischen Christen im Auslande (Ende August 1914), der von nahezu allen Führern des kirchlichen Protestantismus, der evangelischen Theologie und der Mission unterzeichnet war. Er erklärte unter Berufung auf die freudige Mitarbeit der evangelischen Christen Deutschlands an der Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft der Edinburger Missionskonferenz und an den mancherlei Bestrebungen, freundschaftliche Beziehungen zwischen den Nationen herbeizuführen, daß das deutsche Volk nicht die Schuld treffe, wenn diese Gemeinschaft jetzt heillos zerbrochen sei, und er schob die Verantwortung für den Krieg denen zu, die — so sah er es an — »das Netz der Kriegsschwörung gegen Deutschland seit langem im verborgenen gesponnen und jetzt über es geworfen hätten, um es zu ersticken«. Die Gegenerklärung von 42 angesehenen englischen Theologen, an der Spitze der Erzbischof von Canterbury, beantwortete derselbe Kreis am 20. November mit »Noch einem Wort an die evangelischen Christen des Auslandes«. Darin wurde auf Grund des englischen Blaubuches ein Beweis für die Mitschuld der englischen Regierung am Ausbruch des Krieges angetreten, vor allem aber sollten die gegen das deutsche Volk erhobenen Anschuldigungen zurückgewiesen werden.

Mit diesen zwei Äußerungen endete bereits der direkte Austausch zwischen der evangelischen Kirche Deutschlands und den

Kirchen des Auslandes für die ganze Dauer des Kriegs. Auch zu fruchtbaren persönlichen Verhandlungen zwischen einzelnen führenden Theologen Deutschlands und des Auslandes kam es nicht. Das Ersuchen eines französischen Geistlichen an *D. Dryander*, eine internationale Erklärung zwecks humaner Kriegführung zu unterzeichnen, wurde von diesem am 15. September abgelehnt mit der Begründung, daß das deutsche Heer zu einer solchen Ermahnung keinen Anlaß biete und daß eine solche gemeinsame Erklärung den deutschen Christen so lange unmöglich sei, bis die Christen der feindlichen Länder sich von dem Verbrechen des Kriegs und von den Verleumdungen Deutschlands losgesagt hätten. Auch der Versuch des Erzbischofs von Upsala, *D. Soederblom*, die Führer der evangelischen Kirchen in Deutschland, Österreich, Skandinavien, Holland, Belgien, Frankreich, England, der Schweiz und den Vereinigten Staaten zu einer gemeinsamen Erklärung über den Krieg und den bald zu erhoffenden Frieden zu veranlassen, wurde abgelehnt. Dagegen beteiligte sich eine große Anzahl evangelischer Hochschullehrer auch an dem scharfen Protest der Vertreter deutscher Kunst und Wissenschaft vom 3. Oktober 1914 »Es ist nicht wahr«.

In der Fruchtlosigkeit dieser Verständigungsversuche trat erschütternd hervor, wie der Herausgeber der »Christlichen Welt«, *D. Rade*, es formulierte (»Christliche Welt« 1914, Spalte 849), »der Bankrott der Christenheit«, das völlige Versagen der christlichen Gemeinschaftsidee gegenüber den nationalen Strömungen. Das zeigte sich auch weiter darin, daß die im Jahre 1917 ergangenen Aufrufe holländischer und schwedischer Christen ein Echo bei den Kirchenleitungen Deutschlands wie der anderen kriegführenden Länder nicht fanden, und wurde endlich in der förmlichen Aufkündigung der Edinburger Missionskonferenz im Juli 1917 noch einmal bestätigt. Nur ganz kleine Kreise ließen sich durch all dies Mißlingen nicht ermüden, Fühlung mit den Christen des Auslandes zu suchen und wenigstens an der Aufgabe einer solchen innerlichen Verständigung festzuhalten. Gelegenheit dazu boten praktische Aufgaben, wie die Nachrichtenvermittlung über Gefangene und Internierte, der Austausch der Schwerverwundeten und dergleichen. Diese Bemühungen fanden ihren Niederschlag in den fortlaufenden Aufsätzen und Mitteilungen der »Eiche«, des Organs der Freundschaftsarbeit unter den Kirchen,

das *D. Siegmund-Schultze* herausgab, einer der wenigen deutschen Theologen, die sich wenigstens ein gewisses Vertrauen auch in den feindlichen Ländern zu erhalten wußten, und in den »Evangelischen Wochenbriefen« von Professor *D. Adolf Deißmann* in Berlin. Weitere Kundgebungen der evangelischen Kirchenleitungen wendeten sich ausschließlich an die Adresse des deutschen Kirchenvolkes. Ihre Tendenz war fast durchweg, den Willen zum Durchhalten und die Hoffnung auf einen sieghaften Ausgang des Kriegs zu stärken und der wachsenden Unlust des Volkes am Kriege wie der Erschlaffung des vaterländischen Sinnes entgegenzuwirken.

Stellung des Kirchenvolkes zum Kriege

Wieweit fand dies starke Eintreten der Kirchenleitungen für das christliche Recht und die christliche Pflicht des Krieges Beifall in den Gemeinden und im Kern des evangelischen Kirchenvolkes? Kein Zweifel, daß der weitaus überwiegende Teil der evangelischen Geistlichkeit und des evangelischen Volkes diese Stellung der Kirche nicht nur von Herzen billigte, sondern geradezu verlangte. Je länger der Krieg dauerte und je furchtbarer seine Opfer wurden, desto mehr härtete sich der Kriegswille dieses Volksteiles. Die Bedenken und Beschwerden gegen die Kooperation mit dem Islam und dessen Ausnutzung der deutschen Hilfe gegen die Armenier wurden ebenso mit Schweigen zudeckt wie die Sorgen um die immer fühlbarer werdende Verrohung und Verwahrlosung; die weitestgehenden Kriegsziele fanden gerade bei namhaften evangelischen Theologen bedingungslose Zustimmung; der Zweifel am vollen Sieg und das Drängen auf Verhandlungen, Zugeständnisse und Mäßigung wurde als Unglaube getadelt, die kritischen Stimmen aus den Reihen der neutralen Protestanten aufs schroffste abgelehnt. Aber in allem dem wurde doch nur offenbar, wie tief die Kluft war, die die kirchlichen Kreise von dem anderen Volksteil, insbesondere von der Masse der Arbeiterschaft trennte, wie völlig die seelische Einheit des deutschen Volkes zerrissen und wie sehr die Kirche zu einer Domäne der konservativen Volksschichten geworden war. Denn diese unkirchliche Masse verstand die Haltung der Kirche von Jahr zu Jahr weniger und verurteilte sie immer offener und bitterer. Und zwar richtete sich der Zorn vor allem gegen

die evangelische Kirche, während die katholische durch rechtzeitiges Eingehen auf das Friedensbedürfnis verstand, einen erheblichen Teil der Empörung wider den Krieg von sich abzulenken.

Für diese Gesamtlage bedeutete es wenig, daß nun doch eine Gruppe da war, die die kirchliche Stellung zum Kriege und seine Rechtfertigung vor dem christlichen Ethos, je länger je mehr, als unzulänglich empfand. Das war die Gruppe derjenigen Theologen, die im Frieden zum »Evangelisch-sozialen Kongreß«, zu den Freunden der »Christlichen Welt« und zum »Internationalen Kongreß für freies Christentum« gestanden hatten. In ihrer Mitte ist das Kriegsproblem am tiefsten durchlitten worden, mehr noch, als die öffentliche Aussprache darüber verriet, die durch die Zensur, die Einschränkung des Druckes und die Rücksicht auf die politische Lage stark behindert war. Ja diese Gruppe ist durch das Kriegsproblem in ihrer Einheit schwer erschüttert worden. Denn in ihr stießen die letzten Gegensätze in der Beurteilung des Verhältnisses des Christentums zur Kultur, zu Staat, Recht, Nation, Politik unmittelbar aneinander.

Daß der Krieg in unlösbarem Widerspruch zu den Idealen der christlichen Religion stehe, eine glatte Außerkraftsetzung ihrer Moral, »ein Moratorium der Bergpredigt« bedeute, wurde hier schon zu Beginn, und zwar gerade von solchen, die den Krieg persönlich an der Front erlebt hatten, offen ausgesprochen. Man erkannte das Unternehmen, die christliche und die Kulturethik unter einen Generalnenner zu bringen, als unmöglich. Aber aus diesem Tatbestand wurden nun sehr verschiedene Konsequenzen gezogen. Die einen suchten den darin liegenden Konflikt so zu überwinden, daß sie die Freiheit des christlichen Gewissens von jedem Gesetz, auch dem Gesetz der Bergpredigt, proklamierten und auf der Linie der Kantschen Ethik, wie sie einige Jahre zuvor von dem Marburger Theologen *Wilhelm Herrmann* eindrucksvoll vertreten war, in offenem Eingeständnis der Abweichung von der Bergpredigt, das Wesen der christlichen Sittlichkeit in den wahrhaftigen Gehorsam gegen die eigene Überzeugung setzten, d. h. in diesem Falle, die Treue gegen das eigene Volk als nächste Pflicht erklärten. Die anderen dagegen wollten die Verbindlichkeit der Bergpredigt nicht in dieser Weise aufopfern, auch wenn sie die Verbindlichkeit des Buchstabens ab-

lehnten, und forderten deshalb die Unterwerfung der Autonomie des Willens unter den Geist der Bergpredigt, und das hieß in diesem Falle die Unterordnung der nationalen Idee unter die des Weltfriedens und der Völkerverbrüderung und die Bereitwilligkeit, diesen Zielen auch wichtige nationale Belange zu opfern.

Selbstverständlich fehlte es auch nicht an Versuchen, doch irgendwie die Gebote der Bergpredigt mit den Geboten des völkischen Lebensdranges auszugleichen, oder die unausgleichbare Spannung als eine tragische Notwendigkeit des Menschenlebens zu begreifen, die als unergründliche Fügung des Schöpfers hingenommen und für das persönliche Leben fruchtbar gemacht werden müsse. Naheliegend war, daß von diesem Standpunkt aus auch die Behauptung der völligen Unschuld Deutschlands am Kriege kritischer betrachtet wurde. Bis ins Jahr 1917 hinein hatten die Vertreter des zweiten Standpunktes auch in diesem Kreise einen sehr schweren Stand, dann verschaffte ihnen die Verschlechterung der politischen Lage und die immer allgemeiner werdende Einsicht, daß auch die Klugheit teilweisen Verzicht auf die nationalen Forderungen verlange, mehr Zustimmung. Im Oktober 1917 traten fünf liberale Berliner Pfarrer mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit, worin sie »einen Frieden der Verständigung und Versöhnung als den erstrebenswertesten Frieden« erklärten und aussprachen: »Wir fühlen angesichts dieses furchtbaren Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.« Aber die Erklärung fand auch bei den näheren Gesinnungsgenossen der Unterzeichner nur sehr bedingten Beifall und brachte nur an die Öffentlichkeit, daß auch der Kreis, aus dessen Mitte sie hervorgegangen war, in der Frage nach dem Rechte des Krieges gänzlich gespalten war.

FÜNFTER TEIL

Folgen des Krieges

Mit dem Zusammenbruch im November 1918 geriet die politische Gewalt, zunächst scheinbar vollständig, in die Hände desjenigen Volksteils, der der Kirche immer gleichgültig oder gering-schätzig gegenübergestanden hatte und während des Krieges gänzlich mit ihr zerfallen war. Und sofort erschien auf dem Programm der Revolution als *Konsequenz der Entfremdung* die »Trennung der Kirche vom Staate«.

Veränderung der Stellung der Kirche zum Staate

Diese Forderung hatte schon auf dem Erfurter Programm der Sozialdemokratischen Partei gestanden, aber ziemlich im Hintergrunde. In den Auslegungen des Erfurter Programms war nicht recht deutlich geworden, was darunter verstanden werden sollte, ob eine Trennung in dem kirchenfreundlichen Sinn der Vereinigten Staaten oder eine Trennung mit der kirchenzerstörenden Tendenz der französischen Gesetzgebung vom Jahre 1905. Jetzt gab die Ernennung des radikalsten und religionsfeindlichsten Freidenkers innerhalb der Partei, *Adolf Hoffmanns*, zum Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung in Preußen diesem Programmpunkte eine unzweideutige Auslegung. Die Trennung sollte ein Mittel zur Zertrümmerung der christlichen Kirchen und zur Beseitigung jedes religiösen Einflusses auf die Volkserziehung sein. Das russische Exempel lockte auch hierin zur Nachahmung. Die ersten Erlasse Hoffmanns waren durchaus von dieser Tendenz diktiert, und nur mit großer Mühe konnte sein Genosse im Ministerium, der viel maßvollere *Konrad Hänisch*, ihnen die schärfsten Spitzen abbrechen.

Aber dieser Angriff hatte einen ungewollten Erfolg. Nicht nur, daß die katholische Partei, das Zentrum, nun alle Kräfte zur Abwehr zusammenraffte, auch in der evangelischen Bevölkerung weckte er die Entschlossenheit zu energischem Kampf. Überall bildeten sich Volkskirchenbünde zum Schutz der Kirche und des

Religionsunterrichts in der Schule. Die Wahlen zur Nationalversammlung im Januar 1919 wurden dadurch zum guten Teil unter das Zeichen gerückt: Für oder wider Kirche und Religion; und man darf wohl behaupten: Dieser unvorsichtige Angriff war der Grund, daß die Sozialdemokratische Partei bei den Wahlen nicht die Mehrheit errang und nun, wollte sie den Grundsatz der Demokratie nicht verleugnen, auf eine Koalition mit bürgerlichen Parteien angewiesen war. Da sich der Sozialdemokratie dazu neben der bürgerlichen Demokratie das Zentrum anbot und diese Bundesgenossenschaft von ihr angenommen wurde, so war damit entschieden, daß die Neuordnung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche innerhalb der Verfassung nicht in kirchenfeindlichem Sinne erfolgen und daß die Belange der Kirchen dabei gewahrt werden würden. Davon durfte auch die evangelische Kirche Gewinn ziehen.

In den Verhandlungen der Nationalversammlung zeigte sich bald, daß ein wirklich zwingender Anlaß, die Rechtsstellung der Kirchen im Staat zu verändern, eigentlich nicht vorlag. Denn es gab keine Staatskirche zu beseitigen; sie war längst nicht mehr da. Und es waren keine Schranken niederzureißen, die irgend einem Bekenntnis den Zugang zu den Staatsbürgerrechten verwehrten. Auch stellten die Kirchen keine politischen oder wirtschaftlichen Mächte dar, die der Staat um seiner selbst willen hätte beschneiden müssen; gewiß nicht die vielen evangelischen Kirchen der Einzelländer, die nur über geringes Vermögen verfügten und niemals eine politische Führerrolle erstrebt hatten, aber auch die katholische Kirche in Deutschland nicht, denn was dem Katholizismus hier seine in der Tat starke Macht verlieh, das war gerade nicht seine kirchliche, sondern seine politische Organisation, die keine Trennung treffen konnte. Die herrschende Ordnung hatte zwar ihre Mängel. Die dissidentischen und jüdischen Religionsgesellschaften beschwerten sich mit guten Gründen über Beschränkungen und Hinderungen. Nur waren diese Anstöße mehr durch eine engherzige Verwaltungspraxis hervorgerufen als durch die Rechtsordnung, und eine völlige Gleichbehandlung der großen Kirchen, in denen 95 vH der Bevölkerung lebten, mit all diesen verschiedenartigen, zum Teil streng christlichen, zum Teil unitarisch-freireligiösen, zum Teil atheistisch-freidenkerischen Vereinigungen, ließ sich eben doch nicht durch-

führen. Die katholische Kirche benutzte gerne die Gelegenheit, auch die letzten Reste der Staatsaufsicht abzuschütteln, aber auch hier handelte es sich mehr um konsequente Durchführung als um Änderung ihrer staatsrechtlichen Stellung. Endlich die Subventionen, die die Kirchen von den Einzelländern empfangen, — forderten irgendwelche praktische Gründe ihre Streichung? Als man an die Untersuchung dieser Frage herantrat, entdeckte man zunächst, daß die Subventionen für die Kirchen zwar bedeutungsvoll waren, aber im Gesamthaushalt der Länder eine so minimale Summe ausmachten, daß ihre Streichung dem Staate keine irgendwie erheblichen Vorteile bringen konnte; dann aber, daß diese Subventionen zum guten Teil allmählich aus Ansprüchen der Kirchen auf Entschädigungen entstanden waren, die man ohne Erschütterung des Eigentumsgedankens nicht kassieren konnte.

So gewann in der Nationalversammlung immer mehr die Tendenz die Oberhand, an dem bestehenden rechtlichen Zustande möglichst wenig zu ändern und lediglich einige veraltete Einschränkungen der Religions- und Kirchenfreiheit abzuschaffen, Mißbräuchen der Verwaltung einen Riegel vorzuschieben und durch klare Formulierung in Zukunft Konflikte zwischen Staat und Kirche zu verhindern. In der Frage der Subventionen wählte man den Weg, daß die Reichsverfassung den Einzelländern auferlegte, die jährlichen Leistungen durch eine einmalige Abfindung ein für allemal abzulösen, eine Bestimmung, die nur leider bei der trostlosen Lage der Staatsfinanzen und dem fortschreitenden Zerfall der Währung einstweilen undurchführbar wurde. Das Gesamtergebnis war, daß der Staat auf seine Kirchenhoheit zwar nicht verzichtete, sie aber erheblich reduzierte. Die Kirchen wurden nun erst recht frei, wußten dabei aber nahezu alle Vorrechte, die sie bis dahin genossen hatten, zu behaupten. Die betreffenden Paragraphen der neuen Reichsverfassung vom 11. August 1919 lauteten:

Artikel 137. Es besteht keine Staatskirche.

Die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgesellschaften wird gewährleistet. Der Zusammenschluß von Religionsgesellschaften innerhalb des Reichsgebiets unterliegt keinen Beschränkungen.

Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für

alle geltenden Gesetzes. Sie verleiht ihre Ämter ohne Mitwirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde.

Religionsgesellschaften erwerben die Rechtsfähigkeit nach den allgemeinen Vorschriften des bürgerlichen Rechtes.

Die Religionsgesellschaften *bleiben Körperschaften des öffentlichen Rechtes, soweit sie solche bisher waren*. Anderen Religionsgesellschaften sind auf ihren Antrag gleiche Rechte zu gewähren, wenn sie durch ihre Verfassung und die Zahl ihrer Mitglieder die Gewähr der Dauer bieten. Schließen sich mehrere derartige öffentlich-rechtliche Religionsgesellschaften zu einem Verbands zusammen, so ist auch dieser Verband eine öffentlich-rechtliche Körperschaft.

Die Religionsgesellschaften, welche Körperschaften des öffentlichen Rechtes sind, sind berechtigt, auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten nach Maßgabe der landesrechtlichen Bestimmungen Steuern zu erheben.

Den Religionsgesellschaften werden die Vereinigungen gleichgestellt, die sich die gemeinschaftliche Pflege einer Weltanschauung zur Aufgabe machen.

Soweit die Durchführung dieser Bestimmungen eine weitere Regelung erfordert, liegt diese der Landesgesetzgebung ob.

Artikel 138. Die auf Gesetz, Vertrag oder besonderen Rechtstiteln beruhenden Staatsleistungen an die Religionsgesellschaften werden durch die Landesgesetzgebung abgelöst. Die Grundsätze hierfür stellt das Reich auf.

Das Eigentum und andere Rechte der Religionsgesellschaften und religiösen Vereine an ihren für Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und sonstigen Vermögen werden gewährleistet.

Soweit es sich um die Rechtsstellung der Kirchen und Religionsgesellschaften in der neuen deutschen Republik handelte, war es damit gelungen, eine Ordnung aufzurichten, die auf allen Seiten, ausgenommen nur die grundsätzlichen Feinde aller Religion, als befriedigend betrachtet werden und von der man hoffen konnte, daß sie sich ohne schwere Kämpfe und Erschütterungen einleben werde. Freilich nur dann, wenn die Regierungen der Einzelländer, denen die Reichsverfassung die Durchführung dieser Grundsätze übertragen hatte, nun auch wirklich den guten Willen zeigten, sie sinngemäß zu handhaben. Das war in den meisten deutschen Ein-

zelländern der Fall, und in ihnen hat sich denn auch das Verhältnis von Staat und Kirche seither ganz freundlich und friedlich gestaltet. Nur in einigen wenigen Einzelländern, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, wo die Sozialdemokratie die absolute Mehrheit an sich brachte und innerhalb der Sozialdemokratischen Partei eine radikale Richtung die Oberhand gewann, gerieten die Kirchen in schwere Bedrängnis, weil die sozialistisch-kommunistischen Regierungen der Versuchung erlagen, das ihnen durch die Reichsverfassung belassene Maß von Kirchenhoheit zu groben Eingriffen in die kirchliche Selbstverwaltung zu mißbrauchen, und weil sie die fortschreitende Geldentwertung benutzten, sich der ihnen auferlegten Verpflichtung, bis zu erfolgter Ablösung die bisherigen Subventionen der Kirche weiter zu leisten, zu entziehen, indem sie verweigerten, sie entsprechend der Entwertung der Papiermark aufzuwerten. Man wird aber hoffen dürfen, daß diese Übergangsschwierigkeiten bei fortschreitender Konsolidierung der innerpolitischen Lage verschwinden werden.

Dagegen hat die Reichsverfassung nicht vermocht, auch die schwierigste Frage im Gesamtkomplex von Staat und Religion befriedigend zu lösen, nämlich die *Schulfrage*, jene Frage, für die noch niemand in der Welt, wo Anhänger der verschiedenen Religionen durcheinander wohnen, eine völlig genügende Lösung zustande gebracht hat. Bei den unüberbrückbaren Differenzen innerhalb der Koalitionsparteien, die das Verfassungswerk trugen, war man von vornherein darauf angewiesen, einen leidlich erträglichen Kompromiß zu finden. Einen solchen stellen nun auch die Bestimmungen der Reichsverfassung dar, die nach erheblichen Kämpfen zur Annahme gelangten. Sie lauten:

Artikel 146. Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszugestalten. Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend.

Innerhalb der Gemeinden sind indes auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein ge-

ordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Abs. 1, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes.

Artikel 149. Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien (weltlichen) Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Der Religionsunterricht wird in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates erteilt.

Die Erteilung religiösen Unterrichts und die Vornahme kirchlicher Verrichtungen bleibt der Willenserklärung der Lehrer, die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen der Willenserklärung desjenigen überlassen, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat.

Die theologischen Fakultäten an den Hochschulen bleiben erhalten.

Diesem Kompromiß haftet eine Mehrdeutigkeit an, die noch schwere Kämpfe befürchten läßt, denn der Wortlaut des Artikels 146 läßt sich ebensogut dahin auslegen, daß die »für alle gemeinsamen« Volksschulen mit einem nach Konfessionen geschiedenen obligatorischen Religionsunterricht, jedoch unter Vermeidung aller konfessionellen Bestimmtheit in anderen Lehrfächern, die *Regel* und die konfessionellen Volksschulen mit Einfluß des Bekenntnisses auch auf andere Lehrfächer und die ganze Einrichtung des Schullebens, sowie die bekenntnisfreien Schulen ohne jeden religiösen Einschlag nur die *Ausnahme* sein sollen, — oder daß die Reichsverfassung drei Schularten als gleichberechtigt nebeneinanderstellen und der Wahl der Erziehungsberechtigten freistellen wollte. Ebenso unklar bleibt, wie »die Übereinstimmung des Religionsunterrichtes mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft« festgestellt werden soll, ob darin doch wieder ein Aufsichtsrecht der Kirche über den Religionsunterricht zugestanden wird, wie die katholische Kirche und die protestantische Orthodoxie den Satz interpretieren, oder ob damit nur eine Direktive für den Unterricht gegeben ist, über deren

Befolgung ausschließlich die Lehrerschaft und die staatliche Schulaufsicht zu wachen hat. Das Reichsschulgesetz, das diese Fragen entscheiden soll, ist bisher noch nicht zustande gekommen.

Veränderungen in der Verfassung der Kirchen

Der evangelischen Kirche aber entstand aus dem Umsturz noch eine weitere Aufgabe. Mit der Beseitigung der Monarchie war auch das *«landesherrliche Kirchenregiment»* (siehe oben S. 95 f.) hingefallen, das Fundament der inneren Verfassung und der Einheit der einzelnen Kirchenkörper. Sollte die Kirche sich nicht in einen zusammenhangslosen Haufen von Einzelgemeinden auflösen, von denen die meisten dann mangels eines stärkeren Rückhalts unfähig gewesen wären, sich zu erhalten, so mußte dafür ein Ersatz gesucht werden. Da in der evangelischen Kirche die Verfassung nicht durch ein Dogma gegeben ist, der Staat aber unzweifelhaft unzuständig war, der Kirche von sich aus eine Verfassung zu setzen, so konnte der Ersatz des landesherrlichen Kirchenregiments nur durch die Kirche selbst erfolgen. Es handelte sich also darum, den Willen der Kirche, wie fortan ihr Regiment geführt werden sollte, einwandfrei festzustellen. Die bestehenden Kirchenregierungen, die ihr Dasein der Vollmacht des Landesherrn verdankten, waren dazu ebensowenig berufen wie die gleichfalls nur durch eine Anordnung des Landesherrn gebildeten und mit der Vertretung der Kirche beauftragten, wenn auch von den Gemeinden gewählten Synoden. Irgendwie mußte eine neue Körperschaft geschaffen werden, deren Beschlüsse vom Staat als Wille der Kirche angenommen werden konnten. Der Staat machte dabei lediglich die Bedingung, daß bei der Bildung dieses Organs der Grundsatz der Demokratie beobachtet würde, also, daß sie aus freien und allgemeinen Wahlen der sämtlichen erwachsenen Kirchenglieder hervorgingen.

Danach sind dann in allen evangelischen Kirchen Deutschlands »verfassunggebende Kirchenversammlungen« zusammengerufen worden. In den kleineren Landeskirchen wurden die Abgeordneten unmittelbar von sämtlichen stimmberechtigten Mitgliedern der Kirche, vielfach nach dem Proportionalwahlsystem gewählt; in den größeren ließ man, um Umstände und Kosten zu sparen, so nur die Vertreter der Einzelgemeinden wählen und übertrug

dann diesen bezirksweise die Wahl der Abgeordneten zur Kirchenversammlung. Die Wahlbeteiligung war leider nicht sehr lebhaft, je größer die Landeskirche war, desto lauer. Diese Kirchenversammlungen haben nun im Laufe der Jahre 1921 und 1922 getagt und für ihre Landeskirchen neue Verfassungen geschaffen. Nachdem auch die staatliche Stelle deren Anerkennung anstandslos ausgesprochen hat, darf das Werk Ostern 1924 als vollendet gelten.

Folgendes ist in kurzen Strichen das Ergebnis: In allen evangelischen Kirchen des Deutschen Reiches ist das landesherrliche Kirchenregiment durch ein Organ ersetzt worden, das seine Vollmacht aus einem Auftrag der Gesamtheit der Kirchenglieder herleitet, aber dies Organ ist auf sehr verschiedene Art konstruiert. In den meisten Landeskirchen ist es ein Kollegium von Theologen und Rechtskundigen, in anderen eine bischöfliche Einzelperson, in dritten ist die Regierungsgewalt geteilt, für alle Verwaltungsfragen eine gemischte Behörde, für alle religiösen Angelegenheiten eine geistliche Leitung als allein zuständig eingesetzt. In einigen Landeskirchen ist das regierende Kollegium nicht viel mehr als ein ständiger Ausschuß der Kirchenversammlung, der es für alle seine Handlungen verantwortlich bleibt, in anderen behauptet es eine erhebliche Selbständigkeit gegenüber der Kirchenversammlung. In einigen Landeskirchen ist die Selbständigkeit der Gemeinden gegenüber der Kirchenregierung durch starke Sicherungen geschützt, so daß die Landeskirche als ein Verband von Gemeinden erscheint, die sich nur für gewisse Angelegenheiten ihrer Selbstherrlichkeit begeben haben, in anderen sind die Gemeinden aufs strengste an die Anordnungen der Zentralgewalt gebunden worden. In einigen Landeskirchen ist auf die Grundlage eines einheitlichen Bekenntnisses verzichtet oder ein solches doch in weitester, allen Spielarten innerhalb der evangelischen Glaubensgemeinschaft Raum gebender Form anerkannt worden, andere betonen stark die verbindliche Kraft des lutherischen Bekenntnisses für Leben und Lehre der Kirche. Das Bild der inneren Verfassung der evangelischen Kirchen Deutschlands ist um vieles bunter geworden und die partikuläre Eigenart der einzelnen Kirchen stärker zur Ausbildung gelangt.

Als ein Gegengewicht gegen diese Individualisierung der einzel-

nen Kirchen mag es betrachtet werden, daß sich die 28¹ evangelischen Kirchen Deutschlands, durch die Not der Zeit veranlaßt, nun endlich entschlossen haben, unter sich eine festere Verbindung herzustellen. Sie sind seit dem 25. Mai 1922 alle vertragsmäßig in dem »*Deutsch-Evangelischen Kirchenbund*« zusammengeschlossen, und der Kirchenbund, der die Rechte einer öffentlichen Körperschaft besitzt, hat sich eine von allen Kirchen angenommene Verfassung und handlungsfähige Organe geschaffen. Dem Auslande, den anderen Religionsgesellschaften und der Staatsgewalt gegenüber ist dadurch eine Möglichkeit einheitlicher Stellungnahme zum Schutz und zur Unterstützung schwächerer Einzelglieder gegeben worden, die nicht gering zu schätzen ist. Gegenüber den einzelnen Landeskirchen ist die Zuständigkeit des Bundes allerdings so eng begrenzt, daß da alles auf das moralische Gewicht seiner Kundgebungen und Beschlüsse ankommen wird.

¹ Die Zahl der evangelischen Landeskirchen Deutschlands hat sich durch die Vereinigung der thüringischen Landeskirchen zu einem Kirchenkörper von 34 auf 28 vermindert.

SECHSTER TEIL

Schlußbetrachtung

Die evangelischen Kirchen Deutschlands sind auch nach der Revolution *Volkskirchen* geblieben. Sie sind allen in ihrer Mitte wohnenden Männern und Frauen, die sich zum evangelischen Glauben bekennen, zum Dienste verpflichtet, und diese genießen in ihnen alle Rechte von Mitgliedern, soweit sie sie nicht durch bestimmte Verhaltensweisen verscherzt haben. Die Mitgliedschaft ist nicht an irgendeine Art Erklärung des Zutritts oder der Zustimmung zu den Lehren der Kirche gebunden, und sie kann nur durch den Austritt aufgehoben werden. Die Ausübung der Mitgliederrechte hat allerdings auch gewisse Leistungen, vor allem finanzieller Art, zur Voraussetzung.

Indem die evangelischen Kirchen Deutschlands auch bei der Neuordnung ihrer Verfassung diesen Charakter festgehalten haben, haben sie dennoch den Anspruch, *Bekenntniskirche* zu sein, nicht aufgegeben. Das hätten die altgläubigen Kreise, insbesondere die Gemeinschaften (siehe oben S. 99), nicht gelitten. Und ihnen hatten die Wahlen zu den verfassungsgebenden Kirchenversammlungen in den meisten Landeskirchen, dank der Trägheit und Teilnahmlosigkeit des liberalen Bürgertums und der Kirchenverachtung der Arbeiterschaft, die ausschlaggebende Stellung verschafft. In einer verfassungsmäßig bekenntnislosen Kirche, auch in einer Kirche, die neben den Orthodoxen den Liberalen grundsätzlich Freiheit gewährte, wären sie nicht geblieben. Wir haben oben (S. 125 ff.) geschildert, wie stark diese Richtung schon während des Krieges auf eine schärfere Betonung des Bekenntnisses innerhalb der Kirche drängte. Der Fortfall des landesherrlichen Kirchenregiments, das sich immer als ein Element der Mäßigung des dogmatischen Streites bewährt hatte, schien ihnen Gelegenheit zu schaffen, ihre Tendenzen zum Siege zu führen und die ausschließliche Geltung der Norm des alten Bekenntnisses in Lehre und Gottesdienst der Kirche festzulegen. Dies ist ihnen in vollem Umfang nicht gelungen; der Erfolg war, wie ge-

sagt, in den einzelnen Landeskirchen sehr verschieden. Dennoch ist die Lage derjenigen Richtung, die überzeugungsmäßig die Normativität des alten Bekenntnisses nicht anerkennen kann, vielmehr in der Gebundenheit daran ein Hindernis für die Kraft der Lehre und des Gottesdienstes erkennt, auf dem Boden der neuverfaßten Kirche um vieles schwieriger geworden. Denn in dieser Kirche wird die Mehrheit auch für die Ordnung der Lehre und des Gottesdienstes allein entscheidend sein, und die Mehrheit ist bei den Altgläubigen, weil sich die große Masse der der Kirche Entfremdeten, wenn auch in ihr Verharrenden, teils aus Gleichgültigkeit, teils aus einer ehrenwerten Scheu, am Kirchenleben und gar an kirchlichen Wahlen nicht beteiligt. Der Zwiespalt zwischen der Idee der Volkskirche und der Idee der Bekenntniskirche wird deshalb aller Voraussicht nach nun noch viel stärker fühlbar werden und zu schwereren Kämpfen führen als in den Kirchen des landesherrlichen Kirchenregiments. Die Kirchenregierungen werden große Charakterstärke und Weisheit bewähren müssen, um nicht ganz in Abhängigkeit von der Partei der größten Stimmenzahl zu geraten.

Ebensowenig wie an dieser inneren Not der evangelischen Kirchen ist auch an der *Entfremdung* von ihnen durch die Entwicklung der Dinge während des Krieges und nachher etwas geändert worden. Es steht damit heute genau so wie zuvor. Rechtlich sind die evangelischen Kirchen Volkskirchen, tatsächlich sind sie es nicht. Die große Gefahr der Zukunft ist die, daß sie zu Kirchen nur eines immer mehr zusammenschmelzenden Volksteiles, d. h. zu Sekten werden. Das würde aber zugleich bedeuten, da im deutschen Volk offenbar der Trieb zur Bildung neuer Gemeinschaften besonders schwach ist, daß die Mehrheit den Zusammenhang mit dem geschichtlichen Christentum verlöre. Nicht eigentlich Kirchen- und Religionshaß ist für das deutsche Volk in seiner Mehrheit charakteristisch, wohl aber Gleichgültigkeit und Einflußlosigkeit der Kirche auf die geistigen und sozialen Bewegungen innerhalb des Volkskörpers. Auch das religiöse Suchen, das als starker Unterstrom im Volksleben unverkennbar ist, flutet an der Kirche vorüber und ergießt sich in allerlei sonderbare und manchmal recht ungesunde Neubildungen oder erschöpft sich in bloßer Stimmung und Literatur. So bleibt die Evangelisation die wichtigste Aufgabe der Kirche. Hat sie etwa

vor einem Menschenalter, als der Bann des Intellektualismus noch schwerer auf ihr lastete, durch eine Reform der Lehre und der Predigt den passiven Widerstand der Entfremdeten zu überwinden gesucht, so arbeitet sie heute mehr in der Richtung, die Gottesdienste zu beleben, entweder, wie die Hochkirchengruppe will, durch Erneuerung altkirchlicher Formen oder durch Abschüttelung stereotyper Formen, Wechsel zwischen verschiedenen Gottesdienstarten und Vereinfachung etwa nach Quäkerart. So wenig gegen solche Versuche gesagt werden kann, denn es ist kein Zweifel, daß der deutsch-evangelische Gottesdienst an einer eintönigen Nüchternheit leidet, so wird damit doch dem Übel der Entfremdung gewiß nicht an die Wurzel gegriffen. Vielleicht wird sich die Kirche in der modernen Welt überhaupt damit abfinden müssen, nur eine Formung des religiösen Bedürfnisses neben anderen zu sein (*Troeltsch*), und ist bei der unaufhaltsam fortschreitenden Auflösung allgemein gültiger Wahrheiten auch der heutige Zustand nur ein Übergang, nicht zu neuen Vereinigungen, sondern zu weiteren Teilungen und Scheidungen.

Solange daran nicht durch eine Gottestat, auf die man nur warten kann, etwas anders wird, wird die Kirche nichts anderes tun können als *»arbeiten und nicht verzweifeln«*. Und hier stehen wir an dem Punkt, wo durch den Krieg zwar nicht etwas grundsätzlich Neues geschaffen, aber doch etwas anders und besser geworden ist. Ich habe oben darauf hingewiesen (siehe Seite 105 und 128), daß der schon vor dem Krieg begonnene Prozeß einer Umbildung der Kirche aus einer bloßen Kultusgemeinschaft in eine Arbeitsgemeinschaft durch die Erfahrungen des Krieges und der Revolutionszeit in schnelleren Fluß gekommen ist. Diesen Prozeß wird wohl auch die neue Verfassung fördern. Viel mehr wie früher ist hier das ganze kirchliche Leben auf Selbstverantwortlichkeit und eigene Initiative gegründet, und denen, die arbeiten wollen, Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte geschaffen worden. Freilich stellt sich aller karitativen und sozialen Arbeit der Kirche die furchtbare Armut in den Weg, zu der das deutsche Volk auf lange, lange Zeit verurteilt ist und die durch keine Opferwilligkeit ausgeglichen werden kann. An eine, ach, so notwendige Ausdehnung der Werke der Inneren Mission und der Heidenmission ist vorläufig gar nicht zu denken, auch dann nicht, wenn die Bestimmungen des Versailler Friedens, die der Mit-

arbeit der Deutschen an dieser schwere Fesseln angelegt haben, einmal wieder aufgehoben werden sollten. Dagegen hoffen wir, daß die deutschen Kirchen und der sie vertretende Deutsch-Evangelische Kirchenbund eine Aufgabe tatkräftig betreiben werden, die nur zu lange und zum Unheil für die Welt vernachlässigt worden ist, nämlich die Verständigung mit den evangelischen Kirchen des Auslandes und die Festigung einer inneren Verbindung mit den evangelischen Christen der ganzen Welt.

Auch diese Skizze ist mit dem Wunsche geschrieben worden, vor allem den evangelischen Christen des Auslandes Verständnis für die Eigenart der deutschen evangelischen Kirche zu vermitteln.

ARNOLD RADEMACHER
DIE STELLUNG DER KATHOLISCHEN KIRCHE

INHALT

Einleitung: Grundsätzliches und Tatsächliches zur Beurteilung der religiösen Kriegswirkungen	153
1. Der Krieg ist nicht Schöpfer, sondern Offenbarer religiöser Ideen und Zustände	153
2. Von der Schwierigkeit, die religiösen Einflüsse des Krieges zu ermitteln	154
3. Die religiöse Lage des deutschen Volkes und des deutschen Katholizismus vor dem Kriege	156
Erster Teil: Die Wirkungen des Krieges im religiösen Leben des deutschen Katholizismus unter dem unmittelbaren Eindruck des Kriegsausbruches und der Kriegseignisse	161
1. Die Wirkungen auf das religiöse Leben im Kriegsheere	161
Das Gotteseerlebnis. Angstwirkungen. Fatalismus. Der Krieg als Erwecker. Das Gebetsleben. Härtere Belastungsproben. Massenpsychologische Einflüsse. Die Feldseelsorge. Schwierigkeiten dieser Seelsorge. Beziehungen zwischen Feldheer und Heimat. Segen der Feldseelsorge. Nachlassen des religiösen Lebens.	
2. Die Wirkungen auf das religiöse Leben in der Heimat	174
Eigenart der deutschen Volksseele. Der Krieg wird auch als religiöses Problem empfunden. Kirchliche Kundgebungen und Kritik an denselben. Wirtschaftlicher Aufschwung und sittlicher Niedergang im deutschen Volke. Beseitigung religiöser Hemmungen durch den Kriegsausbruch. Völkisches und kirchliches Leben unverbunden. Nationalismus. Religiöser und sittlicher Hintergrund der Kriegsbegeisterung. Zweifel und Resignation. Schwarmgeistige Bewegungen. Religiöse Kriegsliteratur. Einfluß des Krieges auf die theologische Wissenschaft. Rückgang der Sittlichkeit. Schwierigkeiten der Seelsorge. Aber auch Ansätze zu neuem Leben. Die Päpste und der Krieg. Die römische Frage. Wachsen des Ansehen der Papstkirche. Zurückdrängung des kirchlichen Integralismus. Die katholischen deutschen Heidenmissionen.	
Zweiter Teil: Die Wirkungen des Krieges im religiösen und kirchlichen Leben des deutschen Katholizismus in der Nachkriegszeit	191
1. Wirkungen auf dem religiösen Gebiete	191
Wiedererwachen religiöser und kirchlicher Sehnsucht. Aber auch Entsittlichung und Entkirchlichung des Volkes. Verarmung der religiösen Institute. Volksmissionen, Exerzitien und Laienapostolat. Freiheit der Religionsübung. Religiöse Organisationen an den Hochschulen und unter den Altakademikern. Görres-Gesellschaft. Katholikenversammlungen. Liturgische Bewegung. Katholische Jugendbewegung. Religiöse Literatur. Kirchnaustritte. Überwindung des Individualismus und des Rationalismus. Verhältnis der Konfessionen. Burgfriede und neue	

Reibungen. Äußere Annäherung und innere Entfernung. Der Unionsgedanke.	
2. Wirkungen auf dem kirchlichen Gebiete	204
Stärkung des kirchlichen Einflusses. Erwachen des katholischen Selbstbewußtseins. Größere Bewegungsfreiheit der katholischen Kirche im Reich und in den Ländern. Kulturpolitische Aufgaben der Kirche in Deutschland. Diözesansynoden. Gefahren des Nationalismus für die Kirche. Wachsender politischer Einfluß der Kirche. Gegenströmungen.	
D r i t t e r T e i l : Zusammenfassung und Ausblick in die nächste Zukunft	212
1. Kirche und Krieg	212
Der Krieg ist kein Schöpfer religiösen Lebens. Der Vorwurf des Versagens gegen Religion und Kirche. Krieg und Christentum bleiben Gegensätze.	
2. Was bringt die nächste Zukunft?	214
Kämpfe der Weltanschauungen. Sittliche Kämpfe. Der Sinn des Weltkrieges.	

EINLEITUNG

Grundsätzliches und Tatsächliches zur Beurteilung der religiösen Kriegswirkungen

1. Der Krieg ist nicht Schöpfer, sondern Offenbarer religiöser Ideen und Zustände

Nur im uneigentlichen Sinne kann man von religiösen *Wirkungen* des Krieges reden. Der Krieg vermag überhaupt nicht unmittelbar positive Werte zu schaffen. Er kann wohl *Anlaß* sein, daß ein Volk oder eine Zeit oder eine Einzelperson oder eine Gemeinschaft sich auf Anlagen besinnt, welche vorhanden, aber bis dahin unentwickelt oder in der Entwicklung gehemmt waren. Er kann Kräfte, die gebunden waren, entfesseln und solche, die gefesselt waren, entbinden, aufbauend und niederreißend. Der Krieg offenbart, was da ist. Er ist nicht Ursache, sondern Bedingung, besser noch bloß Gelegenheit für das Hervortreten neuer Erscheinungen, wie allenthalben, so auch auf dem religiösen Gebiet. Wo durch den Krieg religiös wertvolle oder führende Persönlichkeiten vernichtet oder zur Untätigkeit verurteilt, Kirchen und Schulen zerstört, milde Stiftungen entwertet. Organisationen gesprengt, die Angehörigen desselben Bekenntnisses in verschiedenen Ländern einander entfremdet oder verfeindet wurden, da hat er jene Bedingungen aufgehoben, die in Friedenszeiten der Wirksamkeit des religiösen Gedankens zugute kamen. Wo er im Gegenteil beten gelehrt, wo er religiöse Einrichtungen, Klärungen, neue gottesdienstliche Formen und kirchliche Vereinigungen angeregt, wo er Schranken von Ausnahmegesetzen gegen Bürger desselben Landes umgeworfen oder Angehörige verschiedener Bekenntnisse einander näher gebracht hat, ist er der Schöpfer neuer Bedingungen geworden, unter denen das religiöse Leben besser gedeihen konnte als in der Vorkriegszeit. Aber nirgendwo ist er als solcher schöpferisch, sondern immer nur zerstörend wirksam gewesen, bald positive Werte, bald Hindernisse aufhebend. Dem einen Menschen und Volke kann der Krieg zum Falle, dem anderen zur Auferstehung gereichen, je nach der seelischen Verfassung, die der einzelne an ihn heran-

brachte. Diese Verfassung herrschte im Lande, und das Heer nahm sie aus der Heimat mit. Um daher ein Bild des religiösen Lebens im Kriege zu entwerfen, müßte man seinen Friedensstand erst darstellen, von dem der Kriegsstand eben die beschleunigte und verstärkte Weiterentwicklung ist. Wer mag sie zählen, die Aufschreie der Seelen zu Gott im Gewühl der Schlacht und in der Einsamkeit der Wache auf dem Felde bei mondhellen Winternächten, die inneren Umwandlungen religiös erstarrter Menschen, die inbrünstigen Gebete aus Kinder-, Frauen-, Eltern- und Freundesherzen für das im Felde stehende geliebte Menschenleben, aber auch die Flüche und Gotteslästerungen aus Christenmund und die maßlosen Verzweiflungsausbrüche der Lieben in der Heimat bei so mancher Todeskunde aus dem Felde! Das Kriegserlebnis löst vorhandene religiöse Spannungen aus oder befördert Entwicklungen, die so schon angelegt waren, nach der guten wie nach der schlechten Seite hin. Wo immer, wie etwa zu Beginn des Weltbrandes, Wellen eines religiösen Enthusiasmus in Bewegung gesetzt wurden, da war der Krieg nicht der Schöpfer, sondern der Anreger dieser Bewegungen. Sowenig die außerordentlichen charismatischen Erscheinungen der christlichen Urzeit durch die Erwartung des nahe bevorstehend geglaubten Weltendes erklärt werden können — vielmehr ging diese Erwartung selbst aus dem starken Erleben der Gottesnähe in der Person Jesu Christi hervor —, sowenig kann die Kriegskatastrophe, die selbst in dem Mangel religiöser Kräfte im christlichen Europa ihre letzte Erklärung findet, das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Erweckerin religiöser Kräfte im Volke gewesen zu sein. Der Krieg kann das um so weniger sein, als er die Seele des Soldaten den ungeistigen Instinkten des Massenwesens verfallen läßt, sie in hohem Grade mechanisiert, entwertet und aus fast allen Zusammenhängen erworbener Kultur herausreißt und sie so auf primitive Stufen des Sinnenwesens herabzudrücken strebt. Das gilt, wenn auch nicht in gleich starkem Maße, ebenso von den Daheimgebliebenen.

2. Von der Schwierigkeit, die religiösen Einflüsse des Krieges zu ermitteln

Aber auch abgesehen von diesem Vorbehalt, ist die Aufgabe, die religiösen Einflüsse des Krieges aufzuzeigen, im gegenwärti-

gen Stadium der europäischen Geschichte noch nicht erfüllbar. Schon die Erhebung des religiösen Materials stößt auf mannigfache Schwierigkeiten, welche für die Kriegsteilnehmer in den Hemmungen der Erinnerung infolge der überstarken Eindrücke, für andere in allerlei Psychosen begründet sind. *Methoden zur Erhebung der Tatbestände* sind während der Kriegszeit, soweit das Feldheer in Betracht kommt, nur in beschränktem Maße zur Anwendung gekommen, zum Teil auch an dem mangelnden Verständnis der militärischen Zensur gescheitert. Ein Überblick über das Ganze ist zur Zeit noch unmöglich, und erst eine spätere Zeit kann auf Grund der Sammlung und Sichtung des ganzen religionspsychologischen Materials ein Gesamtbild der religiösen Lage der Kriegszeit geben. Statistische Feststellungen wären, auch wenn sie in genügendem Maße vorlägen, schon wegen der ihnen anhaftenden grundsätzlichen Mängel für ein Urteil über die Kriegsfolgen nicht entscheidend; sie sind es schon für das moralische Gebiet nicht, viel weniger für das religiöse, das noch weit minder in empirischer Form sich offenbart als jenes. Da ferner die religiösen Veränderungen der Volksseele wieder auf das innigste mit den übrigen nationalen, sozialen, sittlichen, wirtschaftlichen und allgemein-kulturellen Wirkungen dieser letzten Jahre verknüpft sind, so ist die Erfassung der religiösen Wirkungen erschwert, auch wenn der religiöse Beobachter einen tieferen Einblick und weiteren Überblick über Ereignisse und Tatbestände seiner Zeit besäße, als er sie hat oder haben kann; und selbst wenn man das religiöse Gebiet von den übrigen Lebensgebieten der Nationen isolieren könnte, wäre ein einigermaßen abschließendes Werturteil über die religiösen Einflüsse des Krieges nicht möglich, nicht etwa bloß, weil dem subjektiven Maßstabe der Beurteilung sehr viel Spielraum gelassen ist, auch nicht bloß deshalb, weil dieser Krieg, so ungeheuer an Ausdehnung des Schauplatzes, der Dauer und der Intensität, von vorne herein als ebenso unabsehbar in seinen Folgen angenommen werden muß, die erst in ihren Anfangerscheinungen greifbar werden, sondern vor allem, weil diese Folgen sich nur nach der empirischen Seite darstellen und die volle Deutung der Tatsachen erst denjenigen möglich sein wird, die nicht mehr selbst im Fluß dieser neuen Entwicklung stehen und die dieselben von oben her im Zusammenhang würdigen können, was wiederum

wesensmäßig unmöglich ist, weil der volle Sinn der Ereignisse sich erst am Ende des Ablaufes des gesamten Welt dramas er messen läßt. Erst nach und nach lassen sich auch die Berge von Vorurteilen abtragen, welche sich bezüglich des Ursprungs des Krieges oder der Schuld am Kriege aufgehäuft haben. Vielleicht gibt es auch heute noch solche, die die katholische Kirche oder den Papst oder die politische Vertretung der deutschen Katholiken für den Ausbruch und später für die Fortdauer des Krieges und den ungünstigen Frieden verantwortlich machen möchten, die insbesondere die päpstliche Kurie des Sympathisierens mit unseren Gegnern beschuldigten und noch beschuldigen. Der Theologe wird mit den sein Denken beherrschenden Kategorien, die an der Idee des Reiches Gottes, welche eine Idee des Friedens und der Liebe ist, orientiert sind, noch mehr als der Historiker in dem Krieg als solchem nicht nur etwas Naturwidriges, sondern zugleich etwas Gottfeindliches erblicken und wird grundsätzlich kein Lobredner des Krieges sein können. Und wer alle Romantik vom Kriegstreiben abstreift und die nackten Tatsachen, besonders auf dem Gebiete des Religiösen, das doch die Wurzel alles übrigen Lebens ist, auf sich wirken läßt, wird die Worte des alten Stauffacher in Schillers »Wilhelm Tell« unterschreiben: »Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg, die Herde schlägt er und den Hirten«.

3. Die religiöse Lage des deutschen Volkes und des deutschen Katholizismus vor dem Kriege

Wenn der Krieg nicht Schöpfer, sondern höchstens Anreger von religiösen Kräften sein kann, dann wird um so weniger von tiefgehenden religiösen Wirkungen die Rede sein können, je weniger das *deutsche Volksleben* von religiösen Ideen vor dem Kriege beherrscht gewesen ist. Je mehr die Zeit der deutschen Aufklärung ihrem Ende zugeht, desto deutlicher sehen wir, einen wie schweren Schaden die religiöse Seele des deutschen Volkes unter dem über anderthalb Jahrhunderte währenden Einfluß des Rationalismus dieser Epoche genommen hat. Religion, Christentum und Kirche gingen neben der Welt einher, aber sie waren nicht das Lebensprinzip der europäischen Kultur im allgemeinen und der deutschen im besonderen. Das Leben außerhalb des Gottesdienstes, unter welchem man eine innerhalb der Kirchen-

mauern zu vollziehende Leistung verstand, war so, als ob es gar kein Christentum gäbe. Die Großstädte müssen, wie Newman einmal sagt, zu den Zeiten des klassischen Altertums nicht wesentlich anders gewesen sein wie heute. Das Christentum war allenfalls durch Parteien vertreten in den Dingen, welche zugleich das weltlich-politische Gebiet berührten; die Seelen waren nicht von ihm ergriffen wie der Stoff von der Lebensform. Es ist aber doch ganz unmöglich, zu glauben, daß die Religion, die aus dem öffentlichen Leben fast ganz ausgeschaltet gewesen war, über Nacht eine öffentliche Macht geworden wäre. Daß sie aber bislang ohne bestimmenden Einfluß auf die Volkskultur gewesen ist, würde ein Blick auf die in unserer Literatur, Bühne, Musik und im gesellschaftlichen Leben herrschenden Grundsätze leicht dar- tun können. Die Spaltung zwischen Religion und Weltleben ist nie so tief gewesen wie im letzten Jahrhundert, und schwerlich in einem europäischen Volke schroffer als im deutschen zutage getreten, unbeschadet eines unverkennbaren Hochstandes beider, der Religion, besonders nach der kirchlichen, und der Kultur, besonders nach der zivilisatorischen Seite. Die Tragik, welche die Geschichte des deutschen Volkes seit der Reformation begleitet — es handelt sich hier nicht um eine Frage der Schuld, sondern der Tatsachen —, hat neben der Aufklärung dazu beigetragen, die durch den Rationalismus schon geschwächte Kraft noch mehr lahmzulegen. Der paritätische Staat muß mehr als der Glaubens- staat oder das aus religiös und kirchlich geeinten Bekennern sich zusammensetzende Staatswesen darauf bedacht sein, den Frieden unter den Bekenntnissen zu erhalten, und daher immer Bedenken tragen, das religiöse Gebiet ohne Not zu betreten. Wenn er aber trotz seiner paritätischen Verfassung sich auf eine protestantische Mehrheit stützt und auch ungewollt den Inspirationen dieser Mehrheit eher nachgibt, als daß er sich in das Denken und die Gefühle der Minderheit zu versetzen suchen möchte, so wird er naturgemäß die dem protestantischen Prinzip kongeniale Tren- nung der Religion als einer inneren, vor Gott zu verhandelnden Angelegenheit von der äußeren Lebensgestaltung auch unbewußt befördern. Hinzu kommt, daß eine sehr regsame Theologie seit Schleiermacher die Religion als eine besondere Provinz im menschlichen Geistesleben auch bewußt von den übrigen Bezirken der geistigen Kultur trennte, und daß Kant, der Philosoph

des Protestantismus«, von der Vernunft her die Ablösung der Religion von der Sittlichkeit vorbereitete, die dann in den Gesellschaften für ethische Kultur vollendet wurde. Je stärker nun der reglementierende Einfluß des Staates im deutschen Volke war, je mehr das Volk sich diesem Einfluß hingab und je enger andererseits das Staatsleben in Deutschland sich mit dem protestantischen Lehrsystem und Lebensstil verwandt fühlte, desto schwächer war die Förderung, welche die katholische Kirche vom Staate zu erwarten hatte. Nach dem glücklichen Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges und der Gründung des Deutschen Reiches entbrannte im Kulturkampf eine förmliche Feindseligkeit des Staates unter der Führung Preußens gegen die katholische Kirche in Deutschland und schlug ihr tiefe Wunden. Wenn auch die aufrüttelnde und einigende Gegenwirkung dieses Konfliktes sich im deutschen Katholizismus geltend machte, so hat doch die Oppositionsstellung, in die die Kirche hineingetrieben wurde und die solange dauern mußte, als noch Reste des Kulturkampfes verblieben — und solche bestanden auch noch zu Beginn des Krieges —, die Trennung zwischen dem religiösen und öffentlichen Leben noch verbreitert, zum Schaden der Religion und des öffentlichen Lebens selbst.

Auch auf dem *katholischen Geistesleben* lastete noch der Alp des Rationalismus schwerer, als man selbst wußte oder sich eingestehen wollte. Erst die, besonders von der Jugend her, auftretende Erneuerungsbewegung, die zwar nicht immer die Pietät gegenüber dem Früheren mit der Freude an dem Neuen zu vermählen verstand, aber doch den Blick für die Schwächen der Vorkriegszeit auf dem Gebiet des praktisch-religiösen Lebens schärfte, ließ uns den bisherigen Zustand der Spaltung von Religion und Leben tiefer empfinden. Die deutschen Katholiken haben sich oft ihres Katholizismus als des besten in Europa, ja vielleicht auf der Welt, gerühmt. Das Wort »*Germania docet*«, welches einmal auf einem Kölner Katholikentage im Jahre 1903 aus hohem Munde, ohne besonderen Akzent und wohl mehr mit Bezug auf das soziale als auf das religiöse Leben, geflossen war, ist zu einem Ruhmestitel gestempelt worden, in dessen Glanz sich die deutschen Katholiken gerne sonnten und gegenüber anderen, besonders den romanischen Ländern, sich überlegen dünkten. Allerdings, wenn man nur hinschaut auf die blühenden Or-

ganisationen, auf die zahlreichen Neubauten und Neuausstattungen von Kirchen des letzten halben Jahrhunderts, auf die trotz der von Regierungsseite bereiteten Hemmungen sich an Zahl und Umfang der Aufgaben mehrenden klösterlichen Niederlassungen, auf das äußere kirchliche Leben, wie es sich im Kirchenbesuch, im Empfang der Sakramente, in dem Verständnis für die Liturgie kundgibt, auf die Zusammenfassung fast aller Stände und Berufe in religiösen Vereinen, so könnte man in der Tat glauben, darin einen handgreiflichen Beweis für den Hochstand des kirchlich-religiösen Lebens bei den deutschen Katholiken zu erkennen. Man vergaß, daß das Kirchliche sich nicht mit dem Religiösen, das Äußere nicht mit dem Inneren, das Empirische nicht mit dem Metaphysischen, die Übungen nicht mit dem Lebensstil, der Buchstabe nicht mit dem Geist sich deckt und daß man, wenn vielleicht überall anderswo, so doch nicht im Religiösen vom äußeren Schein auf das innere Wesen schließen darf und daß das übrige persönliche und gesellschaftliche Leben längst nicht mehr religiös inspiriert war. Die Religion war eine akzidentelle, nicht aber, wie sie es sein soll, die substantielle Form des Lebens. Sollte sich daher der Krieg wirklich als der religiöse Erwecker erwiesen haben, dann wäre der apriorische Verdacht berechtigt, daß solche Erweckung eben doch nur die äußere Form, die Übungen, noch nicht die Gesinnungen und das tief innere Wesen der Religion selbst getroffen habe. Erweckung von Gesinnungen kann man wesensmäßig nicht von äußeren Ereignissen, am wenigsten von Kriegen erwarten. Sollte er sich also als Erwecker in diesem mehr oberflächlichen Sinne offenbart haben, so bliebe noch ein weiter Weg zurückzulegen, um jene schmerzlich vermißte Einheit von Religion und Leben zur Wahrheit werden zu lassen: das kann nicht gemacht werden, das muß wachsen aus den tiefen Gründen der Seele und durch ein Gnadengeschenk von oben.

Bei einer Betrachtung der religiösen Kriegsfolgen heben sich die Nachkriegsjahre ziemlich deutlich gegenüber der Kriegszeit selbst ab, wenigstens für das deutsche Volk, bei dem Krieg und Frieden durch eine gewaltige Umwälzung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse getrennt sind, viel mehr als bei den Siegerstaaten, denen diese neuen Erschütterungen erspart blieben. Dieser Umstand rechtfertigt es wohl, wenn die beiden Zeiträume getrennt behandelt werden, obwohl natürlich manche Er-

scheinungen gleichmäßig hier wie dort auftreten. Wenn die politische Revolution das kirchliche Leben der deutschen Katholiken weniger tief ergriffen, ja ihre äußere Organisation fast gänzlich unberührt gelassen hat, während die Landeskirche mit den Landesherren auch ihre obersten Bischöfe und mit der staatlichen Verbundenheit auch eine feste Stütze verloren, so lag das an der übernationalen Verfassung der Kirche als einer Gesellschaft, welche mit der staatlichen wohl in einem Vertragsverhältnis durch Konkordate stehen kann, aber weder auf die Verbindung mit dem Staate noch selbst auf den Bestand des einzelnen Staates angewiesen ist. In dieser Beziehung hat die evangelische Landeskirche schwerere Erschütterungen erfahren. Soweit aber das religiöse Leben als solches in Betracht kommt, dürften die Rückwirkungen des Krieges auf dasselbe bei den verschiedenen Bekenntnissen wesentlich die gleichen sein, ja, es ist anzunehmen, daß bei beiden christlichen Konfessionen in Deutschland die Lösung oder Lockerung der Beziehungen zum Staat nicht lediglich als Beraubung eines Rückhaltes, sondern, und zwar von den religiöseren unter ihren Vertretern am meisten, zugleich als Befreiung von einer Fessel empfunden worden ist, beim Protestantismus als Befreiung von einem aufgedrängten Protektorat, beim Katholizismus als Befreiung von dem Druck der Bevormundung und der Imparität. Es wird sich daher empfehlen, auch das religiöse vom kirchlichen Gebiete zu scheiden, um so mehr als in der katholischen Kirche die Unterscheidung von Religion und kirchlicher Gemeinschaft stärker hervortritt als in anderen christlichen Kirchen des Reiches.

ERSTER TEIL

Die Wirkungen des Krieges im religiösen Leben des deutschen Katholizismus unter dem unmittel- baren Eindruck des Kriegsausbruches und der Kriegsergebnisse

1. Die Wirkungen auf das religiöse Leben im Kriegsheere

Der Krieg hat mit allem Außerordentlichen, Erhabenen und Furchtbaren das gemeinsam, daß er auch religiöse Gefühle und Entschlüsse auszulösen vermag. Schon die drohende Katastrophe ergreift den denkenden Menschen, der sich seines Anteils an dem Wollen und den Geschicken seines Volkes und der Menschheit bewußt ist, bis in die letzten Tiefen der Seele, und diese Ergriffenheit ist der Untergrund, aus dem das *religiöse Erlebnis* aufsteigen kann. Die psychologische Wirkung des Kriegserlebnisses in seinem Ausbruch wie besonders in den Schrecknissen seines Verlaufes hat Ähnlichkeit mit der einen Seite des Erlebnisses des Heiligen, welches die Psychologie nach Rudolf Ottos Vorgang als das des »tremendum« bezeichnet. »Was da auf die Sinne einströmte an Schlachtenlärm und Schmerzensschreien, an sterbenden Menschen, brennenden Orten und verwüsteten Gegenden, was da verlangt wurde an Strapazen und Kampfesleistungen, an Lebensgefährdung und Schmerzertragung, das überstieg an sich und in den Umständen nach Qualität und Intensität, nach Inhalt und Form so sehr alles bisher Dagewesene und Erlebte, das ließ alle Fragen und Aufgaben und Opfer des bisherigen Lebens derartig hinter sich zurück, das war in jeder Weise so außergewöhnlich, so riesig, so übermenschlich, daß sich der einzelne von der Wucht dieser Bedrohung überwältigt und erdrückt fühlte, sich ganz klein und ohnmächtig gegenüber jenem Übergewaltigen vorkam.«¹

¹ Dreiling, P. Dr. Raymund. OFM., Das religiöse und sittliche Leben der Armee unter dem Einfluß des Weltkriegs. Eine psychologische Untersuchung. Paderborn. Ferdinand Schöningh 1922. S. 59. Auf diese ausgezeichnete Schrift beziehe ich mich in der Folge bezüglich der Zustände im Feldheere öfters.

DAS GOTTESERLEBNIS

Durch diese Erlebnisse wurde bei vielen der Boden bereitet für das *Gotteserlebnis*, ja bei manch einem mag dadurch zum ersten Male in seinem Leben die Religion aus dem reinen Verstandes- und Willensbereich in die Sphäre des spezifischen Wertgefühls des Heiligen getreten sein, um für die ganze Zukunft die entscheidende Wendung zur wahren Religion zu geben. Dabei ist es nicht einmal in erster Linie der Gedanke an den möglichen gewaltsamen Soldatentod, der diese religiöse Nebenwirkung hat, sondern vielmehr der Eindruck des Gewaltigen überhaupt. Der Todesgedanke trat nämlich nach allen Zeugnissen, die wir aus den Briefen der Krieger haben, beim ersten wuchtigen Eindruck der Mobilmachung, wo die Entscheidung um Ehre und Unehre, Sein und Nichtsein der Volksgemeinschaft auf dem Spiele stand, fast ganz zurück. P. Dreiling hebt die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß nach dem Bericht vieler Soldaten und Offiziere es ihnen nie so unheimlich zumute gewesen sei, wie anfangs, wo der Krieg noch wie ein gruseliges Gespenst in einer gewissen Entfernung lag, daß sie sich nie so isoliert und innerlich leer und öde gefühlt hätten wie in dieser von Lärm und Gesang und Zuversicht erfüllten Zeit, daß sie aber auch nie so inständig zu Gott gerufen hätten wie damals.² Erst im Felde selbst spielen Lebensgefahr und Todesnähe die entscheidende Rolle und wurden diese zu dem »eigentlich Unheimlichen und Überwältigenden, das durch seine Bedrohung Grauen und Schrecken und hierdurch eine Lähmung der körperlich-seelischen Energien und so jene Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit bewirkte, die den Soldaten zu Gott führen konnte«.³ Solche Erlebnisse haben viele unserer Krieger Gott näher gebracht oder die schon verlorenen oder erkalteten Beziehungen zu ihm erst wieder neu geknüpft.

ANGSTWIRKUNGEN

Es könnte hier die Meinung geltend gemacht werden, daß die religiösen Übungen im Feldgottesdienst oder auch die tiefen Erhebungen der Seele als *Angstwirkungen* zu betrachten seien und deshalb des religiösen Wertes entbehrten. Eine solche Ansicht würde Anlaß und Ursache verwechseln, und nach dem, was

² A. a. O.

³ A. a. O. S. 61.

wir über die Psychologie des Frontsoldaten wissen, ist nicht anzunehmen, daß die Angst dauernd einen solchen Grad der Spannung bewahrt hätte, daß sie das innere Verhältnis zur Religion und ihren Übungen aufheben konnte. Beim Heer bildet sich mehr noch als beim einzelnen Menschen — die massenpsychologischen Gesetze wirken hier auch mit — eine gewisse Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit auch gegenüber den sonst aufregendsten Erlebnissen aus. Die Echtheit der Religiösität des Soldaten braucht von dieser Seite her, natürlich Ausnahmen abgerechnet, nicht in Zweifel gezogen zu werden. Bei den in der Heimat Verbliebenen, auch bei vielen sogenannten Frommen, hat die Angst sicher eine größere Rolle gespielt als an der Front. Es braucht hier nicht gegen die alte und längst widerlegte Meinung Stellung genommen zu werden, als ob die Wurzel der Religion oder des Gottesglaubens überhaupt die Furcht vor den Naturgewalten sei. Diese Furcht ist nicht die Ursache der Religion oder des Gottesglaubens, sondern kann eine Gelegenheit zum Aufflammen des religiösen Gotteserlebnisses werden, das schon von Hause aus in der Seele angelegt ist. Ein großes Erlebnis kann der Anlaß werden, daß diese Anlage aus ihrem habituellen in den aktuellen oder aus ihrem unter ungünstigen Umständen latent gebliebenen Zustand erlebnismäßig in die Erscheinung tritt. Nur der psychologische Ausdruck der Religion, nicht aber das Recht der Religion selbst ist bedingt durch das Auftreten solcher höheren Gewalten. Überdies ist, wie es bei Goethe in »Wilhelm Meisters Wanderjahren« heißt, »der Natur Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht«.

FATALISMUS

Daß der Krieg an sich keine Religion *schafft*, sondern nur die vorhandenen Anlagen zur Entfaltung bringt, kann man auch daraus ersehen, daß nach den Zeugnissen der Kriegspsychologen ein großer Teil der Kampfgenossen ihre Pflichterfüllung rein auf innere Ehre stützte und nicht bis zu einer religiösen Verankerung des Pflichtbewußtseins vordrang. Was bei dem einen Gottvertrauen und Hingabe in die Hand der Vorsehung war, das war bei dem anderen eine *fatalistische Stimmung*, welche sich dem Kommenden, was immer es sein mochte, resigniert anheimgab. Bei anderen wechselten die Stimmungen zwischen beiden oder schlug gelegentlich die eine in die andere um. Es mag auch bei vielen von

denjenigen, welche sich nicht zum einfachen Gottvertrauen erheben konnten, immer noch eine religiöse Sphäre vorhanden gewesen sein, wenn man unter Religion jene Hingabe an einen höchsten Wert versteht, mit dem ein Mensch sich so identifiziert, daß er alle seine Geschicke mit ihm zu verbinden bereit ist. In dem Sinne kann auch der Staat, die Familie, das Vaterland, das Herrscherhaus, schließlich gar das Kapital oder der Kriege Ruhm einen gewissen religiösen Nimbus empfangen, insofern diese Güter oder eines von ihnen in die religiöse Wertsphäre eingezeichnet werden. P. Dreiling berichtet, daß die Richtung derjenigen, welche ihre Sittlichkeit und Pflichterfüllung nicht auf Gott, sondern auf sich allein stellten und den Glauben höchstens als eine feiertägliche Verschönerung neben dem Leben hergehen ließen, nur bei einer kleinen Minderheit von Soldaten und Unteroffizieren bestand, daß sie aber verhältnismäßig stark unter den Aktiven und Beamten, den Offizieren und Gebildeten vertreten gewesen sei.⁴

DER KRIEG ALS ERWECKER

Es spricht für den alten Satz von der von Hause aus christlichen Seele, daß auch das Kriegserlebnis zum *Wecker* des religiösen Erlebnisses geworden ist. »Was war überhaupt der ganze Weltkrieg«, so sagt P. Dreiling, »mit seinem Jubel und seiner Trauer, mit seinen Siegen und seinen Niederlagen gegenüber diesen inneren Kämpfen, die sich in der Seele so vieler Männer abspielten, deren Zeuge nur ein Kamerad oder ein Priester oder Gott allein war? Es ist das Erschütterndste und Erhebendste und Beglückendste zugleich, was ich im ganzen Weltkrieg erlebt habe.«⁵ Die Soldatenbriefe aus dem Felde bilden eine wertvolle Fundgrube für religionspsychologische Untersuchungen. Es wäre zu wünschen, daß aus der großen Zahl von aufgehobenen Briefen, die sich in den Händen von Seelsorgern und Institutsleitern befinden, noch mehr als bisher gesammelt und unter religionspsychologischem Gesichtspunkte verwertet und herausgegeben würden. Darin stimmen fast alle Kriegspsychologen überein, daß die Mehrzahl der Krieger in Todesgefahr ihre Zuflucht zur Religion nahm, mochte die Form, in denen sie sich äußerte, noch so

⁴ A. a. O. S. 77.

⁵ A. a. O. S. 67.

verschieden sein, vom einfachen Sichbekreuzigen des bayerischen Älplers bis zur durch und durch geistigen Religiösität eines Hindenburg, der die Kunst der höchsten Entschlüsse mit tiefer persönlicher Frömmigkeit vereint.⁶

DAS GEBETSLEBEN

Insbesondere hat das *Gebet* als die ursprünglichste Äußerung der Religion auch im Felde eine große Rolle gespielt, und man kann auf Grund der Berichte von Augenzeugen und der Äußerungen von Kriegsteilnehmern Plauts Wort nachempfinden, an der Front sei tausendfach gebetet worden, vor der Schlacht und während des Gefechtes, und je stärker das Feuer wurde, je näher die Todesstunde gerückt sei, desto inbrünstiger seien Stoßgebete und Stoßseufzer geworden; er habe Augenblicke miterlebt, wo viele wie Tiere aufschrien, die zur Schlachtbank geführt werden, als wollten sie mit dem Vaterunser das Heulen der Granaten übertönen.⁷ Der Theoretiker mag geneigt sein, in dem Bittgebet eine minderwertige Äußerung des religiösen Lebens zu sehen, und lieber den uneigennütigen Formen der Anbetung und des Dankes das Wort reden — in den kritischen Augenblicken, wo die Seele vor den Toren der Ewigkeit steht, dürfte auch der Selbstsicherste aus der Rolle fallen und, wo alle andere Hilfe versagt, zu Gott seine Zuflucht nehmen, wie man von den wilden Tieren sagt, daß sie beim Herannahen großer Naturkatastrophen die Nähe des Menschen aufsuchen, um bei ihm als ihrem geborenen Herrn und König Schutz zu suchen.

Die Beiwohnung der Messe und der Empfang der Kommunion bildete für den katholischen Soldaten das wirksamste Mittel der Seelsorge und trug da, wo die Umstände ihre Spendung erlaubten, ganz wesentlich zur Erhaltung des religiösen Geistes wie auch der sittlichen Standhaftigkeit bei. Auch spielt die Marienverehrung eine bedeutsame Rolle. Viele tausende Briefe von Mitgliedern einer von einem rheinischen Geistlichen geleiteten Marianischen Sodalität, in die der Verfasser Einblick tun konnte, sind herzzerquickend durch die kindliche und zugleich ritterliche Verehrung

⁶ Ludwig, Walter, Beiträge zur Psychologie der Furcht im Kriege. [Beiheft 21 zur Zeitschrift für angewandte Psychologie. Herausgegeben von William Stern und Otto Lipmann, Leipzig 1920] S. 169.

⁷ Bei Dreiling a. a. O. S. 78.

dieser jungen Leute, die wahre Apostel in ihrem Kreise waren, gegen ihre himmlische Königin. Das marianische Ideal war für sie ein Jungbrunnen sittlicher Kraft und edler vaterländischer Begeisterung. Dem katholischen Soldaten war das Sakrament der Buße eine ganz besondere Wohltat, und es ist für Tausende eine Kraftquelle der Selbstbeherrschung in sittlichen Gefahren, der Ausdauer in den ungeheuren Strapazen und Entbehrungen, der Aufrichtung nach moralischen Niederlagen, des stillen Friedens in der nahenden Todesstunde geworden. Das religiöse Leben nimmt naturgemäß im Felde andere, meist einfachere und dadurch oft eindrucksvollere Formen an als in der Heimat und im Frieden.

HÄRTERE BELASTUNGSPROBEN

Die religiöse Begeisterung und den Gedanken, für Gottes Sache zu streiten, nahmen die Soldaten aus der Heimat mit ins Feld. Diese Begeisterung ist aber beim Heer natürlich von der gleichen Art und Tiefe wie in der Heimat; nur ist sie im Heer viel härteren *Belastungsproben* ausgesetzt als zu Hause und bei der Ungunst der meisten entgegenstehenden Verhältnisse im Felde schwerer aufrecht zu halten als daheim. Das religiöse Leben konnte im Felde zum mindesten nicht stärker und geistiger sein als in der Heimat, aber die Religion nimmt dort einen wesentlich ernsteren Charakter an. Die Umwandlung aller äußeren Lebensbedingungen verursacht auch eine Veränderung der religiösen Haltung der Soldaten und stellt demgemäß neue Forderungen an die Feldseelsorge. Die Entwurzelung des jungen Menschen, das gänzliche Abgeschnittensein von der Heimat, das sich psychologisch oft in einer fast völligen Vergessenheit aller Heimerinnerungen äußerte, die seelischen Erschütterungen des Kriegslebens mit seinen ungeheueren Anforderungen an die Nervenkraft und die Andersartigkeit fast aller sittlichen und rechtlichen Anschauungen gegenüber den im bürgerlichen Leben geltenden konnten nicht umhin, auch auf die religiöse Vorstellungswelt, die Stellung zu Gott und den Menschen, zu wirken, indem sie die Kraft der religiösen Antriebe und Hemmungen entweder verstärkten oder in den Hintergrund drängten. Die unnatürliche Lebensführung während so vieler Monate und Jahre, fern von der Heimat und dem Berufe, wirkt zunächst auf das sittliche Leben und durch dieses hindurch auf das religiöse schädigend ein, und bei dem engen Zu-

sammenhang, in dem Sittlichkeit und Religion stehen, wird die Lockerung der sittlichen Gesetze besonders für den Bereich des Sexuallebens zu einer ernsten Gefahr für den Glauben und bedeutet für Tausende von Kriegern den Verlust des Glaubenslichtes überhaupt. Das langdauernde eingeschlechtige Zusammenleben junger Männer schuf nach den Zeugnissen sittlich hochstehender Soldaten und Offiziere eine ungesunde sexuelle Atmosphäre, deren Spannung dann bei gelegentlicher Beurlaubung in die Heimat oder in die Ruhestellung nach Entladung drängte und mit den sittlichen Hemmungen auch die religiösen Kräfte entwaffnen und verwüsten konnte. Außerdem wirkte auch das Etappenleben ungünstig auf die Menschen, welche gewissermaßen doppelt entwurzelt waren, insofern sie weder im Kriegs- noch im Friedensverhältnis standen, während die der Heimat entführten Frontkrieger in, wenn auch neue, so doch bestimmt umrissene Daseinsbeziehungen eingetreten waren. Die Etappenmoral mit ihren un- und antireligiösen Begleiterscheinungen wirkte natürlich auch auf die Frontsoldaten zurück, wenn die Etappenleute wieder in die Front, oder die Frontsoldaten in die Etappe versetzt wurden.

MASSENPSYCHOLOGISCHE EINFLÜSSE

Von großer Bedeutung sind für den Feldsoldaten mehr noch als für die Kaserne *die massenpsychologischen Gesetze*. Ihnen unterliegen die meisten hemmungslos, und bei der langen Dauer der Einwirkung und der Größe der nervösen Erschöpfung schließlich auch kraftvollere Persönlichkeiten. »Diese Durchschnittsmassenstimmung,« heißt es bei Dreiling,⁸ »die schließlich zum durchschnittlichen geistigen Habitus aller, auch der Stärkeren, Abgesonderteren wird, wird alsbald auch Dauerstimmung, und indem so das persönliche Seelenleben vor dem Massenseelenleben zurücktritt, faßt der Soldat auch sein Kriegslos mehr als Massenlos auf und trägt selbst Wunden und Tod mehr als Massengeschick«. In diesem Massenseelenleben sieht er auch die Wurzel für die suggestive Beeinflussung des einen durch den anderen und aller durch den Durchschnitt so wie die instinktive, ja automatische Anpassung an die Auffassungen, Bewertungen, Hoffnungen, Befürchtungen, Worte und Handlungen anderer, und je weniger das individuelle Seelenleben zur Geltung kommt, um so einfluß-

⁸A. a. O. S. 30.

reicher wird diese seelische Wechsel- und Fernwirkung in der organisierten Masse. Ein unbedachtes Wort kann eine Panik erzeugen, eine beherzte Tat alles mit sich fortreißen. Ein redewandter Spötter kann jedes religiöse Leben in seiner Formation vernichten, das religiöse Beispiel eines unerschrockenen Mannes Ungezählte nach sich ziehen. Dieser suggestive Einfluß ist natürlich besonders stark, wenn es sich um das Wort und Beispiel des Vorgesetzten handelt. Dieser Massengeist wird durch die militärische Disziplin, welche von den Soldaten nur den Vollzug des ausgegebenen Befehles, nicht aber die Gewinnung eines persönlichen Urteils über seine sittliche Unterlage verlangt, noch bedeutend gefördert. Sie kann Wunder wirken, wenn es sich um eine einmalige, einheitliche große Aktion oder um einen gewaltigen Vorstoß mit zusammengefaßten Kräften handelt, muß aber notwendig dort versagen, wo es heißt, ein schweres Geschick lange und in täglich neuen Gefahren und Entbehrungen zu tragen. Der Geist läßt sich einen Augenblick durch einen stofflichen Druck ausschalten, aber nicht auf die Dauer und nicht bei geistigen Persönlichkeiten. Der Einfluß antireligiöser Propaganda ist im Anfang im Heer nicht groß gewesen. Schon die militärische Disziplin läßt für die Verbreitung und Durchführung von Freiheitstheorien, sei es auf politischem, sei es auf religiös-kirchlichem Gebiete, keinen Raum. Erst im späteren Verlauf begann der politische Radikalismus auch eine religiös zersetzende Macht im Heere zu werden.

DIE FELDSEELSORGE

Die *Feldseelsorge* hatte unter solchen Umständen einen schweren Stand. Die Zahl der Feldgeistlichen entsprach nicht den ungeheuren Truppenmassen an der Front und in der Etappe. Der Krieg traf die Kirche in Deutschland im allgemeinen und die Organe der militärischen Seelsorge im besonderen unvorbereitet. Erst recht konnte sie sich, auch wenn sie vorbereitet gewesen wäre, nicht alsbald auf solche Dimensionen des Kampffeldes einstellen. Die Seelsorger selbst mußten sich erst durch die Übung mit den neuen Aufgaben vertraut machen, und minder geeignete Persönlichkeiten, die mehr im ersten Überschwang patriotischer Begeisterung als auf Grund eines inneren Verhältnisses zu jener schwersten aller pastoralen Aufgaben sich zu diesem Amt gedrängt

hatten, mußten allmählich durch geeignetere ersetzt werden. Im Bewegungskrieg war eine geordnete Seelsorge so gut wie ausgeschlossen, und im Stellungskrieg bildeten alle die ungünstigen Bedingungen psychologischer Art schwere Hemmungen für eine religiöse Selbstbesinnung der von massenpsychologischen Instinkten beherrschten Krieger. Daß bei allem Seeleneifer und guten Willen nicht alle Feldseelsorger den an die persönliche Entscheidung und Einsicht gestellten neuen großen Forderungen gerecht werden konnten, darf nicht wundernehmen. Es ist überdies schwer festzustellen, bis zu welchem Grade die Oberleitung der Feldseelsorge auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, für die in keinem der vorausgegangenen Kriege irgendeine Vorlage vorhanden war. So unzulänglich die Seelsorge war und sein mußte, so wenig ist doch den Aussagen vieler Kriegsteilnehmer Glauben zu schenken, welche sich über seelsorgerliche Vernachlässigung beklagten oder gar behaupteten, nie einen Feldgeistlichen gesehen zu haben. Oft genug ist die Unwahrheit solcher Behauptungen durch Nachprüfung erwiesen worden. Auf den Verbandsplätzen und in den Lazaretten haben die Seelsorger mit großem Eifer und erfreulichen Erfolgen ihres Amtes gewaltet. Die aufopfernde Mitarbeit einer großen Zahl von katholischen Ordensschwestern und Ordensbrüdern neben den Schwestern vom Roten Kreuz und ihren Helfern unterstützte die seelsorgerlichen Aufgaben der Geistlichen. Der gelegentlich erhobene Vorwurf, daß die Seelsorger nicht »vorne« gewesen seien, beruht zum Teil auf einer falschen Auffassung der Aufgaben des Feldgeistlichen, welche nicht in erster Linie Beweis von Kameradschaftlichkeit und Mut zu geben, sondern die möglichst günstigen Bedingungen für die seelsorgerliche Erfassung der Mannschaften aufzusuchen haben, und diese waren eben nicht in den Schützengräben, sondern in den Ruhequartieren, auf den Verbandsplätzen und in den Lazaretten gegeben, zum anderen Teil auf schlecht unterrichtete Quellen; denn viele Seelsorger haben auch an den gefährdetsten Stellen, wo es notwendig war, mit den Soldaten Entbehrungen und Gefahren geteilt.

SCHWIERIGKEITEN DIESER SEELSORGE

Ein sehr abträglicher Umstand lag für die Feldseelsorge in der grundsätzlichen Auffassung, welche die militärische Leitung von

dieser Seelsorge hatte, die nach ihrer Intention nicht so sehr die Erweckung und Belebung des religiösen Geistes um ihrer selbst willen als vielmehr ausschließlich die militärische Tüchtigkeit der Armee und die Wahrung der Disziplin zum Ziele hatte. Infolgedessen erschienen die Seelsorger den Soldaten nicht sowohl als Boten Gottes und Diener ihrer Kirche, sondern viel mehr als Zwangsorgane des Staates und der militärischen Behörden, welcher Eindruck noch dadurch verstärkt wurde, daß der Geistliche zugleich den Dienstrang eines Offiziers innehatte. Daher fehlte den militärischen Organen, besonders den subalternen, oft das Verständnis für die Bedeutung der priesterlichen Aufgaben und oft die nötige Rücksicht auf Amt und Person des Feldseelsorgers, so daß die oberen Stellen schon Gelegenheit nehmen mußten, sie in Schutz zu nehmen. Auf der anderen Seite werden aber auch rühmende Beispiele von verständnisvollem, ja freundschaftlichem Handinhandarbeiten zwischen den Seelsorgern und ihren militärischen Vorgesetzten und den nebengeordneten Offizieren berichtet. Mancher Geistliche mag sich seiner diskretionären Doppelstellung als Priester und militärisches Organ nicht gewachsen gezeigt haben. Das untergeordnete Verhältnis zu den höheren militärischen Stellen legte den Geistlichen überdies manche Rücksicht des Stillschweigens auf gegenüber Maßnahmen, welche dem religiös-sittlichen Leben der Soldaten nicht nur keine Beachtung schenkten, sondern es aufs schwerste gefährdeten. Man braucht nur an die Duldung schlechter Lektüre und die positive Mitwirkung der leitenden militärischen Stellen zur Einrichtung von Bordellen zu denken. Der Geist militärischen Zwanges dehnte sich daher auch auf die religiösen Übungen aus und brachte diese dadurch zum großen Teil um ihre religiöse Wirkung. Denn nichts gereicht der Religion als der freien, auf Einsicht und Liebe beruhenden lebendigen Beziehung des Menschen zu Gott mehr zum Schaden als der äußere Zwang, durch welchen die freigegeborene Tochter des Himmels zur Magd für untergeordnete, wenn auch in sich gesehen noch so hohe, Zwecke erniedrigt wird.

BEZIEHUNGEN ZWISCHEN FELDHEER UND HEIMAT

Die rege *Verbindung der Heimat* mit dem Feldheer und der Etappe durch Briefe und Sendung von Büchern auch religiösen Inhalts wirkte zur Erhaltung des religiösen Geistes in der Armee

mit. Insbesondere wurde in dem Gedanken, daß die Seelsorge den Soldaten oft lange nicht erreichen konnte, die Heilige Schrift in ungezählten Exemplaren an die Front gesandt. Während die katholische Kirche sonst eine auf Erfahrung beruhende weise Mäßigung in der Beförderung des Schriftlesens innerhalb der Laienwelt, besonders des einfachen Volkes, beobachtet, glaubte sie hier, wo die kirchliche Verkündigung des Gotteswortes so sehr entbehrt werden mußte, das Erreichbare anstreben zu sollen, und hoffte, daß bei vielen Lesern die Einsamkeit und die wenigstens anfänglich stärkere religiöse Bewegtheit das Organ für die Erfassung des Gotteswortes aus den Quellen geschärft habe. Insbesondere die katholischen Erziehungsinstitute und Lehranstalten, hier wieder in erster Linie die Männerklöster und klösterlichen Internate und die bischöflichen Konvikte und Seminare, unterhielten regelmäßige Korrespondenz mit ihren im Felde stehenden Angehörigen. Der Verein vom heiligen Karl Borromäus mit seiner Zentrale in Bonn hat sich ein unschätzbares Verdienst erworben durch die nach Millionen zählenden Bücher und Zeitschriften religiösen, unterhaltenden und auch wissenschaftlichen Inhalts, welche er im Laufe der Kriegsjahre ins Feld und in die Gefangenenerlager geschickt hat.

SEGEN DER FELDSEELSORGE

Vorbehaltlich aller zum einen Teil mit dem Wesen des Soldatenlebens und der Kriegslage gegebenen, zum anderen Teil durch die erwähnten ungünstigen Umstände herbeigeführten Verhältnisse, bedeutete die Feldseelsorge eine *unschätzbare Wohltat* für das Heer, nicht nur unter religiösem und sittlichem, sondern auch unter militärischem Gesichtspunkte. Das Verhältnis des Katholiken zu seinem Seelsorger ist durchweg das eines rückhaltlosen und hingebenden Vertrauens, begründet in dem Glauben an seinen, letzthin nicht vom Staate oder der Gemeinde oder aus eigener Wahl, sondern von oben her gegebenen Beruf und seine Sendung vom Bischofe als dem Stellvertreter Jesu Christi, und gestützt durch das bewundernde Wissen um das zölibatäre Leben des Priesters. Dieses Vertrauen bestand auch bei allen positiv religiösen jungen Männern im Felde trotz der vielfach starken Hemmungen der priesterlichen Wirksamkeit. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kriegspsychologen über diese Wirk-

samkeit von Seele zu Seele nicht viel zu berichten wissen; eine um so deutlichere Sprache aber reden die Briefe der Krieger an ihre Angehörigen und Geistlichen daheim und an die Feldseelsorger selbst. Denen, die über die Feldseelsorge oder ihre Erfolge ein absprechendes Urteil fällen zu sollen glauben, hält P. Dreiling die Frage vor, was denn geschehen wäre, wenn überhaupt keine Feldseelsorger dagewesen wären.⁹ Die letzte Erklärung für Erfolg und Mißerfolg dieser Seelsorge bietet wiederum der Geist und Stand des religiösen Lebens der Vorkriegszeit, also die Disposition, welche unsere Krieger in die neuen Daseinsbedingungen herübernahmen. Der Krieg ist eben auch hier nicht Schöpfer von neuen Werten, sondern Offenbarer von schon vorhandenen Zuständen. Zur Auffrischung des priesterlichen Geistes und zur geistigen und wissenschaftlichen Anregung fanden in den letzten Kriegsjahren mehrfach Kurse für die Feldgeistlichkeit statt. Die Mitwirkung bei zweien solcher theologisch-pastoralen Wochen an der Ostfront gehört für den Verfasser zu den schönsten Erinnerungen aus der Kriegszeit. Auch für die Soldaten wurden mehrere, zunächst allgemein-akademische Kurse im Vorfelde gehalten, an denen auch die katholische Theologie beteiligt war. Einen solcher Kurse für die katholischen Theologen an der Westfront mitgeleitet zu haben, wird mir ebenfalls unvergeßlich bleiben. Es war eine Freude zu sehen, wie die Seelen dieser jungen Männer, die zum Teil aus dem Trommelfeuer von den Sommer-Schlachten kamen, nach den ersten Vorlesungsstunden wieder auflebten und die Beziehungen zu ihrem Studium und ihren Zukunftsidealen wiedergewannen. Die beteiligten Akademiker haben noch später des öfteren ihrer großen Dankbarkeit über diese religiöse und geistige Auffrischung lebhaften Ausdruck gegeben.

NACHLASSEN DES RELIGIÖSEN LEBENS

Daß mit der langen Dauer und Furchtbarkeit des Krieges die sittliche und religiöse Haltung des Heeres *nachließ*, ist die übereinstimmende Beobachtung aller Seelsorger und Kriegspsychologen. Wenn man auf das Große sieht, so muß man sagen: es ist ein Wahn, zu glauben, daß der Krieg die Menschen besser mache. Das Sprichwort »Not lehrt beten« hat eine sehr bedingte Wahrheit. Die Lazarettseelsorger wissen Ergreifendes zu berichten

⁹ A. a. O. S. 115.

über die religiöse Erhebung der Schwerverwundeten und Sterbenden in den Lazaretten, aber auch ebenso Unerbauliches aus den Lazaretten der Leichtverwundeten, denen die herbe Majestät des Todes noch nicht vor die Augen getreten war. Auch von manchen Scheinbekehrungen wissen sie zu erzählen, die bald nach Beseitigung der Lebensgefahr wieder der alten Leichtfertigkeit und Gleichgültigkeit Platz machten. Die Erwähnung P. Dreilings,¹⁰ von den ungezählten Schwerverwundeten und schwerkranken katholischen Soldaten und Offizieren, mit denen er während des ganzen Krieges als Lazarettgeistlicher in Berührung gekommen sei, hätten nur elf die Tröstungen ihres Glaubens zurückgewiesen, zeigt immerhin, wie stark im katholischen Volk die seelische Verbindung mit seiner Kirche immer noch ist und wie tief sich der Glaube an ihre Heilmittel in ihren Bekennern festgesetzt hat. Eine Not aber, deren Ende nicht abzusehen ist, lehrt eher fluchen als beten, führt eher vom Glauben ab als zum Glauben hin. Am wenigsten wird ein Krieg von solcher Dauer und von so ungeheuren Dimensionen die Menschen besser machen. Er wird sie eher der Tierheit als der Gottheit näherbringen. Diejenigen treiben ein frivoles Spiel mit den Instinkten der Masse, welche auch jetzt noch nicht aufhören, mit der Kriegsgefahr zu spielen, und dem Krieg noch eine romantische Note abgewinnen möchten. Gott wird von den Menschen besser erkannt und verehrt, wenn er sich ihnen als den guten Gott und den Gott der Ordnung darstellt. Alle Unordnung und Unnatur in den äußeren und inneren körperlichen und seelischen Lebensbedingungen des Menschen ist der Religion eher abträglich als förderlich. Gottesglauben und Gottesdienst gedeihen am besten, wenn der Mensch sich Gott zu Dank verpflichtet fühlt. Nun ist ja freilich für den wahrhaft religiösen Menschen alles, was vom Vater kommt, des Dankes wert, auch Leid und Entbehrung und Tod. Aber man muß schon im Glauben gefestigt sein, um die Dinge und das Leben von Gott aus zu sehen und zu schätzen. Zu der Zeit, in der die große Katastrophe, selbst letzthin eine Folge mangelnden Christentums, ausbrach, besaß das europäische Christentum nicht jene Wärme und Innerlichkeit, welche allein eine so hohe Lebensweisheit verleihen kann. Ich möchte meine Stellungnahme zusammenfassen mit den Worten Dreilings: »So

¹⁰ A. a. O. S. 143.

kann der Krieg . . . das religiöse und sittliche Leben bei der Armee fördern und schädigen, kann glauben und zweifeln, beten und fluchen lehren, kann Tugend und Laster, Hingabe und Selbstsucht anregen; so kann der Krieg durch die widerstrebenden Richtungen seiner Einflüsse das Seelenleben der einzelnen und der Völker zerreißen, und niemand dürfte im Felde gewesen sein, dem dieser schmerzliche Zwiespalt ganz erspart worden wäre.«¹¹

2. Die Wirkungen auf das religiöse Leben in der Heimat

Wie der Ausbruch eines Vulkans das Leben in der ganzen umgebenden Natur für einen Augenblick zum Stillstand bringt, so erschütterte der Ausbruch des Krieges *das deutsche Volk* in seinen tiefsten Tiefen. Obwohl dieser Ausbruch Jahre vorher befürchtet und weithin vorher erwartet wurde, wirkte die vollendete Tatsache wie ein Donnerschlag, und wie ein Vulkan Stoffmassen emporschleudert, die im Innern der Erde verborgen waren, so entfesselte der Krieg Kräfte, die bis dahin in der Seele des deutschen Volkes ein mehr unbewußtes Leben geführt hatten.

EIGENART DER DEUTSCHEN VOLKSSEELE

Der Seele dieses Volkes ist ein Zug zum System eigen. Sie ist geneigt, alle Dinge und Erlebnisse unter einem grundsätzlichen Gesichtspunkte zu betrachten. Sie ist schwerer in Bewegung zu setzen als die Seele anderer nationaler Blutarten; aber ist sie einmal in Bewegung gesetzt, pflegt solche Bewegung mit der Bewußtheit eines prinzipiellen Vorsatzes weiterzuwirken. Bei anders organisierten nationalen Anlagen mag eine Eruption leichter zum Ausbruch kommen, aber sie pflegt sich auch schneller zu beruhigen. In manchen Staaten, besonders Mittelamerikas, werden Revolutionen kaum noch als große Ereignisse empfunden, und selbst in Staaten mit ausgesprochener katholischer Kultur bilden Gewalttätigkeiten gegen die eigene Kirche anläßlich solcher Umwälzungen nichts Überraschendes, ohne daß daraus auf eine grundsätzliche Feindschaft gegen Religion und Kirche, denen das Volk im übrigen treu ergeben bleibt, geschlossen werden könnte. Der Deutsche ist immer ein bewußter Verfechter seiner Ideen, in der Wahrheit wie im Irrtum, im Guten wie im Bösen, im kon-

¹¹ A. a. O. S. 91.

servativen wie im umstürzlerischen Sinne. Diese grundsatzhafte und ernste Denkungsart, die sich das Leben schwerer macht als etwa der Südländer, mag damit zusammenhängen, daß der kalte und sonnenarme Himmelsstrich, in dem sich der Germane angesiedelt hat, ihm nur widerwillig die Arbeit seiner Hände entlohnt und ihn nötigt, in stetem Kampf mit der Natur auf Techniken zu ihrer Beherrschung zu sinnen, welche nach Vererbungsgesetzen die Anlagen zu einem lebensfremden, ja lebensfeindlichen Rationalismus verstärken. Das ungeheure Erdbeben brachte auch die im Unterbewußtsein verstaubten, aber rationalistisch verkümmerten religiösen Lebenskräfte wieder in Fluß.

DER KRIEG WIRD AUCH ALS RELIGIÖSES PROBLEM EMPFUNDEN

Das religiöse Erlebnis ist aber nicht notwendig mit dem Erlebnis des Erhabenen oder Grauenhaften verknüpft. Dasselbe Ereignis kann ein stumpfes Gemüt in Erstarrung, die Seele eines lebendigen Menschen aber in stärkste Lebensschwingungen versetzen. Da das Organ der Religion nicht eine bestimmte Kraft der Seele, sondern die ganze Seele, ja der ganze psychophysische Mensch ist, so kann das religiöse Erlebnis, wenn es durch elementare Kräfte geweckt worden ist, eine ungeheure Wucht empfangen und dem Leben unter Umständen eine ganz neue Einstellung zu Lebensfragen verleihen. Wie sehr das Auftreten des Gotteserlebnisses an Bedingungen des religiösen Subjektes gebunden ist, zeigt schon der Umstand, daß *der Krieg selbst ein religiöses Problem* aufwirft, dem viele ratlos gegenüberstehen, das vielen den Weg zum Gottesglauben gewiesen und an dem der Gottesglaube anderer gescheitert ist. Hier offenbaren sich die verschiedenen religiösen Einstellungen. Dem einen wird der Krieg zu einem religiösen Problem, die anderen bestreiten, daß er auch nur irgend etwas mit Religion zu tun habe, und werten ihn als eine Naturerscheinung wie andere Erscheinungen auch, als Folge wirtschaftlicher oder politischer oder kultureller Verschiedenheiten oder Interessen oder als einen Komplex solcher und anderer Faktoren der Auslese des Stärkeren und Lebensfähigeren zur Erhaltung und Hinaufzüchtung der Menschenrassen. Die einen beziehen den Krieg im allgemeinen in eine göttliche Weltregierung ein, indem sie ihn als göttliche Zulassung hinnehmen und sich dabei beruhigen, ohne weiter nach einem

positiven Sinne desselben zu suchen, oder aber es wird der Sinn des Krieges darin gefunden, daß er eine zur Züchtigung der Sünde von Gott über ein Volk oder die Menschheit verhängte Geißel sei. Allen aber erscheint der Krieg als ein Übel, und so kehrt die Menschheitsfrage nach dem Ursprung des Übels und seiner Vereinbarkeit mit einer göttlichen Weltregierung immer neu wieder. Das Dunkel, welches über dem Problem des Übels im allgemeinen und dem des Krieges im besonderen lagert, war natürlich um so tiefer, wenn die Frage nach dem Sinn *dieses* Krieges gestellt wurde. Die Einordnung in die göttliche Weltregierung wurde den Beteiligten um so schwerer, je länger er dauerte und je furchtbarer die Kriegsmethoden wurden, und da, wo die religiöse Wertung sich behauptete, blieb fast nur noch der Gedanke des Strafgerichtes übrig. Das ist freilich eine wenig erleuchtete Auffassung vom Wesen des Krieges. Der Krieg ist keine Strafe Gottes, sondern eine Selbstbestrafung der Menschen, und nur insofern diese von Gott zugelassen ist, auch ein göttliches Strafgericht. Die Selbstbestrafung besteht in der Heraufbeschwörung der Konflikte und Übel, welche durch den Willen der Völker, der sich aus dem Kollektivwillen der einzelnen Bürger zusammensetzt, verschuldet worden sind. Die Völker haben sich selbst die Geißel gebunden, die sie schlägt.

KIRCHLICHE KUNDGEBUNGEN UND KRITIK AN DENSELBEN

Mit der jedesmaligen Ansicht von dem Sinne des Krieges ändert sich auch die Stellungnahme gegenüber den *kirchlichen Kundgebungen* zur Stärkung der Widerstandskräfte des Volkes und des Heeres. Während es zu Anfang als selbstverständlich hingenommen wurde, daß die Kirche sich in den Dienst der Kriegführung stellte und das Vertrauen auf Gott als den Beschützer der gerechten Sache wachzuhalten suchte, während gar die Frage erörtert wurde, ob die in diesem Kriege gefallenen deutschen Männer als Märtyrer bezeichnet und geehrt werden könnten, regte sich im weiteren Verlaufe erst still, dann lauter der Unwille darüber, daß die hohen Vertreter der Kirche nicht entschieden genug gegen das »Völkermorden« auftraten und daß die Geistlichkeit in ihren Predigten zum Durchhalten ermunterte oder gar — was freilich selten geschehen ist — durch Herabsetzung des Feindes den Widerstand zu stärken suchte. Daß die

»Rote Internationale« den Krieg verwarf und den ewigen Völkerfrieden predigte, während die »Schwarze Internationale« angeblich schwieg — sie hatte übrigens oft und deutlich genug ihre warnende Stimme durch den Mund des Papstes erhoben —, wurde ihr in sozialistischen und deutschvölkischen Kreisen als Versagen und dem Christentum als Bankerott — natürlich jedesmal aus sehr verschiedenen Gründen — ausgelegt. Die anfänglich oft gehörte Äußerung von der religiösen Mission des deutschen Volkes in Verbindung mit diesem Krieg verlor sich immer im Sande; nur in einem ganz geläuterten Sinne und in erleuchteten religiösen Seelen wird diese Hoffnung noch eine stille Heimatstätte bewahrt haben.

WIRTSCHAFTLICHER AUFSCHWUNG UND SITTLICHER NIEDERGANG IM DEUTSCHEN VOLKE

Die *deutsche* Seele war durch die ökonomische Umstellung nach dem französischen Kriege viel schneller als die der meisten anderen europäischen Völker in eine stark industrialistische und damit den metaphysischen Gütern abgewandte Gesamthaltung geraten. Es liegt in der Natur des Seelenlebens, daß dem Hochstand oder der Hochspannung ein Tiefstand oder eine Entspannung zu folgen pflegt. Viel Ungesundes hatte sich in den fast fünfzig Jahren des Friedens und des wirtschaftlichen Aufschwunges herausgebildet. Für das Emporwachsen von Kulturlasten war durch den steigenden Wohlstand der Boden bereitet. Die Hirtenbriefe der deutschen Bischöfe in den letzten Jahren vor dem Kriege schlugen einen besorgten Ton an. Das gemeinsame Hirtenschreiben der Fuldaer Bischofskonferenz vom 20. August 1913 warnt ihre Gläubigen auf das Eindringlichste vor der Entheiligung der Ehe und berührt damit eine der tiefsten Wunden an dem Körper und der Seele des deutschen Volkes. Auf sozialem Gebiet hatte ein unchristlicher Individualismus und Egoismus die Herrschaft an sich gerissen. Im Staat wollten die Nationalitäten, in der Gesellschaft die Klassen regieren. In sozialpolitischer Beziehung hatte sich wohl unter energischer und liebevoller Mitwirkung der Zentrumspartei als der durchgängigen politischen Vertretung der deutschen Katholiken eine musterhafte Gesetzgebung herausgestaltet. Aber es fehlte der soziale Geist. Mit dem Ausbruch des Krieges schienen die Hemmungen,

unter denen das Volk litt, wie mit einem Schlage hinweggefegt zu sein; an die Stelle des Leichtsinns trat der Ernst der Stunde, an die Stelle des Individualismus das Gesamtgefühl, das jeden Bürger wieder seines Vaterlandes froh werden ließ. Der Kaiser konnte in seinem Manifest an das Volk vom 4. August 1914 mit Wahrheit feststellen, daß er keine Parteien mehr kenne, sondern nur noch Deutsche.

BESEITIGUNG RELIGIÖSER HEMMUNGEN DURCH DEN KRIEGSAUSBRUCH

Die Beseitigung dieser Schranken wirkte auch auf die *religiöse Haltung des Volkes* zunächst günstig ein. Waren es doch im wesentlichen dieselben Ursachen, welche das Volksgefühl und das religiöse Leben niederhielten. Das religiöse Organ wurde von der Verschüttung befreit, in der es bislang eine untergeordnete Rolle gespielt hatte. Die wahre Natur des Menschen und die im tiefsten Grunde religiöse Seele des Deutschen traten wieder unverhüllt zutage. Das Volk drängte sich zu den Kirchen und zum Empfang der Sakramente. Der früher oft gehörte Ausspruch »Ich bin religiös, aber nicht kirchlich« oder »Religion ist Privatsache«, womit die Religion zu einer rein persönlichen Angelegenheit gemacht werden sollte, die jeder nach seiner Art zu erledigen suchen müsse, verstummte. Das naturhafte Verlangen der nun auch religiös getroffenen Seele, welcher die Religion nicht mehr eine Angelegenheit rein verstandesmäßigen Erkennens war, drängte nach äußerer und gemeinsamer Betätigung. Wenn ein Sozialistenführer für den nächsten Weltkrieg einen völligen Untergang der Religion verkündet hatte, so schien das Gegenteil zur Tatsache zu werden: die Religion erwachte wie aus einem langen Schlummer. Besonders die abendlichen Kriegsandachten, welche im Anfang meist täglich stattfanden, erfreuten sich eines ungewöhnlichen Besuches. Dabei kann man nicht behaupten, daß die religiöse Erhebung einen nationalistischen Charakter angenommen hätte. Das politische Ereignis war der Anlaß für sie gewesen, bildete aber nicht die Nahrung, von der sie lebte. Wenn irgendwo das Religiöse und das Politische auseinandergehalten worden ist — von ausnahmsweise vorgekommenen Entgleisungen abgesehen —, dann war das bei den deutschen Katholiken der Fall. Spielt überhaupt im katholischen Gottesdienst das Wort

nicht die entscheidende Rolle, so vermochte auch die gewaltige politische Erregung der Gemüter daran nichts Wesentliches zu ändern. Politische Predigten in den Kirchen oder politische Hirtenbriefe der Bischöfe wären vom katholischen Volk nicht verstanden worden. Zu sehr hatten auch die Katholiken Religion und Politik auseinanderzuhalten gelernt. Man konnte vor dem Krieg sich kaum ein Statut eines religiösen oder wirtschaftlichen oder geselligen oder wissenschaftlichen Vereins von Katholiken denken, in welchem nicht ein Paragraph ausdrücklich bestimmte, daß alle politischen Bestrebungen ausgeschlossen seien. Bei den deutschen Katholiken war vielfach innerhalb der vor einem Jahrhundert neu erworbenen Provinzen durch die Schuld der preussischen Verwaltung und später durch die Schuld der im neu gegründeten Deutschen Reich herrschenden Parteien die Seele noch nicht völlig für das Deutschtum erobert worden, und so war die Vaterlandsliebe mehr eine Sache des Verstandes als des Herzens gewesen in einem Reich und in Ländern, in denen die Katholiken durch die noch bestehenden Ausnahmegesetze immer wieder daran erinnert wurden, daß man ihnen Mißtrauen entgegenbrachte und eifersüchtig die Lebensäußerungen der katholischen Kirche überwachen wollte. Das Erlebnis des Kriegsausbruchs räumte auch diese letzten gefühlsmäßigen Rückstände aus der Kulturkampfluft auf, und so hätte auch die Religion in den Dienst des politischen Kampfes gezogen werden können; daß das im großen und ganzen nicht geschah, stellt der Reinheit der religiösen Idee im katholischen deutschen Volk ein rühmliches Zeugnis aus. Wo es dennoch geschah, ist es vom Volk meist auch als eine Entgleisung empfunden worden.

VÖLKISCHES UND KIRCHLICHES LEBEN UNVERBUNDEN

Sehr schmerzlich aber mußte den Freunden des Vaterlandes wie der Religion zum Bewußtsein kommen, daß sich *Politik, Wirtschaft und Volksleben von der Religion losgelöst* hatten. Nicht freilich, als ob das erst jetzt geschehen wäre: dieser Prozeß war schon seit langem im europäischen Kulturleben in unheilvoller Weise im Gange, und es zeigte sich hier nur, wie schnelle Fortschritte er in der Atmosphäre der politischen Spannungen der letzten Jahrzehnte gemacht hatte. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu stellen und zu beantworten, von welcher Seite zuerst das

Völkerrecht und damit auch die ewigen Gesetze des Christentums verletzt worden sind. Die Kriegführenden haben vermutlich alle einander nicht allzuviel vorzuwerfen, weil alle Schuld haben. Je mehr es sich herausstellte, besonders seit der unglücklichen Marneschlacht, daß der Krieg sich zu einem Kampf ums Dasein auswachsen werde, desto weniger wurden diese Gesetze beachtet. Das Schweigen der religiösen Menschen und der Kirche zu völkerrechtswidrigen Maßnahmen, die zum Teil mit dem völkerrechtlichen Mantel bedeckt, zum anderen Teil den eigenen Volksgenossen verheimlicht wurden, wirkten dazu mit, daß sich das Volksgewissen selbst allmählich an den Machtgedanken gewöhnte, um so mehr, als die bald einsetzenden Lebensnöten auch im eigenen Lande einen Kampf ums Dasein entfesselten, bei dem der christliche Gemeingeist wieder zerrissen wurde. Die Widerstandskraft des Volkes aber ist, solange es seelisch gesund ist, sehr stark abhängig von seiner religiösen Haltung; besonders das deutsche Volk mit dem ihm eigenen Zug zum Individualismus und zur Mystik und seinem Drang nach metaphysisch-religiöser Lebensstileinheit kann auf die Dauer nur durchhalten, wenn es seine Sache in Gott geborgen weiß.

NATIONALISMUS

Eine andere Gefahr ging mit der gekennzeichneten Spannung von Politik und Religion Hand in Hand, und das ist der *Nationalismus*. Ist der Staat die letzte Quelle alles Rechtes und aller sittlichen Ordnung, dann haftet dem Staat eine Art von Göttlichkeit an, auch ohne daß Philosophen wie Hegel ausdrücklich den Staat als den gegenwärtigen Gott gelehrt hätten. Man möge es nicht als Selbstlob auslegen — wir kennen uns selbst ja doch am besten —, wenn das deutsche Volk den Anspruch erhebt, weiter als die meisten anderen, besonders als die meisten der mit uns in Krieg verwickelten Völker, vom Nationalismus entfernt gewesen zu sein. Im katholischen Deutschland verbindet sich übrigens mit dem Verständnis und der Vorliebe für das Fremde, welches dem Germanen im Blute liegt, noch die übernationale Einstellung der katholischen Kirche, um ihn gegen die Überspannung des Nationalitätsprinzips zu feien. Während bei anderen Völkern der katholische Gedanke dem nationalen hat weichen müssen, hat bei uns Deutschen der katholische Gedanke den nationalen geweitet,

ohne sich selbst an die Stelle des nationalen zu setzen. Der Vorwurf des »Ultramontanismus« trifft den wahren katholischen Deutschen nicht.

RELIGIÖSER UND SITTLICHER HINTERGRUND DER KRIEGSBEGEISTERUNG

Das deutsche Volk war *durchdrungen von der Gerechtigkeit seiner Sache*, und vermöge der deutschen Eigenart, alle Dinge ideenhaft zu sehen, glaubte es, wenigstens die große Masse des Volkes, auch den gerechten Gott auf seiner Seite. Der Abscheu über den Mord von Serajewo, welcher das Signal zum Weltbrand gab, wirkte dabei mit, um die Züchtigung des Feindes als ein Gottesgericht verstehen zu lassen, als dessen Vollstrecker eben das deutsche Volk von Gott ausersehen sei. Das Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu streiten, erfüllte Volk und Heer in gleicher Weise. Die starke Abhängigkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland von seinen politischen und geistigen Führern, welche diese Auffassungen in Wort und Schrift vertraten, wirkten dazu mit, daß das ganze Volk den Krieg in diesem Lichte sehen mußte. Hatte 1870 nach weitverbreiteter Meinung der Protestantismus gegen den Katholizismus im Felde gestanden, so verschoben sich jetzt die Rollen in dem Sinne, daß das deutsche Volk im Namen Gottes sich für eine sittliche Idee einsetzte gegen das katholische Frankreich und das protestantische England, welche sich deutscher Meinung nach mit dem Fluche der Verleugnung dieser Idee beladen hatten. Die Erinnerung an die kirchenfeindliche Gesetzgebung der französischen Machthaber seit 1904 und die Beobachtung der Abgestorbenheit des kirchlichen Lebens im französischen Kriegsgebiet waren geeignet, bei vielen Deutschen die Vorstellung zu erwecken und zu nähren, Gott habe ein Strafgericht über das französische Volk beschlossen und bediene sich des deutschen als seines vollstreckenden Armes. Für diejenigen unter den Deutschen, welche eine bewußt religiöse Haltung besaßen, wurde die Überzeugung von der besonderen Sendung des deutschen Volkes überhaupt und in diesem Völkerkrieg zugleich zu dem Glauben an eine religiöse Mission dieses Volkes, dem namentlich mit selbstbewußtem Hinweis auf die Veräußerlichung romanischen Kirchenwesens der Beruf zugesprochen wurde, eine religiöse Wiedergeburt in der Welt herbeizuführen, eine Wieder-

geburt, welche freilich von den meisten doch wieder mehr im Sinne einer Stärkung des kirchenpolitischen Einflusses als im Sinne einer neuen Durchdringung aller Verhältnisse mit religiösem Geist verstanden wurde. Es mag dabei die enge Verbindung des protestantischen Kirchentums mit dem Staatsleben unbewußt auch auf die katholische Beurteilung abgefärbt haben.

ZWEIFEL UND RESIGNATION

So erschienen auch die ersten Siege vielen als die Bestätigung des Glaubens an den göttlichen Beistand. Infolge der langen Dauer des Krieges aber und der ungeheuren Opfer an Gut und Blut, des Daniederliegens alles geistigen und gewerblichen Lebens, der stets zunehmenden Zahl und der wachsenden Hilfsmittel unserer Feinde, der Verärgerung durch die Zwangswirtschaft bei der bäuerlichen Bevölkerung, der Zermürbung der großstädtischen Arbeiterschaft durch die englische Hungerblockade, durch die immer tiefer werdende Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften im Heer setzte sich allmählich an die Stelle des stillen Duldens in der Heimat und der gläubigen Zuversicht im Heere eine Entmutigung und wiederum infolge jener religiösen Gesamteinstellung, welche alle Fragen in Beziehung zum Gottesglauben bringt, der erste aufrührerische *Zweifel*, zunächst noch nicht in die Gerechtigkeit der eigenen Sache, aber in die Gerechtigkeit Gottes, der ihr nicht zum Siege verhelfen zu wollen schien, und damit zunächst auch Zweifel an dem Walten und dem Dasein dieser allgerechten Macht. Das allzu kurzzeitige, rationalistische, im Diesseits wurzelnde und alles an solchen Maßstäben messende religiöse Gefühl erwies sich bei der breiten Masse des Volkes als unfähig, die Belastungsproben des Unglücks zu tragen und das Problem des unverdienten Leidens praktisch zu lösen. Auch schon die Bundesgenossenschaft mit den Türken hatte manchen Christen nachdenklich gemacht und Mißtrauen in die bisher festgehaltene Überzeugung von dem religiös und sittlich kulturellen Ziel des Krieges gesät, jedenfalls die religiöse Begeisterung in den Hintergrund gedrängt, und als schließlich der Krieg sich zu einem Daseinskampf entfaltete, bei dem nur durch die Vernichtung des Gegners das eigene Leben gerettet werden konnte, schwand der religiöse Nimbus vollends und trat das Ringen in der ganzen Brutalität eines reinen Machtkampfes her-

vor. Als nun auch noch durch mancherlei Ursachen, besonders durch die neu emporkommende Schicht der Kriegsgewinner mit ihrer geräuschvoll zur Schau getragenen Selbstsucht, der die Fortdauer des Krieges nur erwünscht zu sein schien, im darbenden Volk auch noch der Glaube an die Gerechtigkeit der deutschen Sache untergraben wurde, war Volk und Heer das Rückgrat gebrochen, und es kam, was kommen mußte. So ging die anfängliche religiöse Begeisterung nach und nach merklich zurück und machte einer *resignierten Haltung* Platz; die Propaganda der Gegner der bestehenden politischen Ordnung wirkte, genährt durch die von Osten her eingeschleppten kommunistischen Träume, zur Abkehr von der religiösen Idee mit; das religiöse Leben geriet im Heer wie in der Heimat in schwere Gefahr. Das Schlagwort vom Versagen oder dem Bankrott des Christentums wurde zu einem Feldgeschrei zugleich für die Bekämpfung des religiösen Glaubens und des Kriegswillens. Bei einem Volk, das den Glauben an Gott und an sich selbst eingebüßt hatte, mußte eines Tages auch der militärische Zusammenbruch kommen, und man kann sich nur wundern, daß er erst nach vierjährigem heldenmütigem Widerstand gekommen ist.

SCHWARMGEISTIGE BEWEGUNGEN

Soweit auch im katholischen Volk mehr von der Philosophie her *schwarmgeistige Bewegungen* eingedrungen waren in Gestalt von Freidenkertum, Monismus, Pfingstbewegung, Theosophie, Antroposophie—weitere Kreise hatten sie noch nicht gezogen—, wurden sie beim Ausbruch des Krieges zunächst vollkommen abgelehnt. Hier, wo alles auf Gott gestellt werden sollte, verschwanden alle Surrogate der Religion. Hier hat sich die Kraft ursprünglicher Religion wie nie offenbart. Wer in jenen Tagen religiösen Erwachens es gewagt hätte, etwa mit »monistischen Sonntagspredigten« des Führers des deutschen Monistenbundes Krieger und Volk zu behelligen, würde sich selbst der Lächerlichkeit preisgegeben haben. Wenn eben jener Naturforscher in dieser elementaren Hinwendung zur Religion ein »Wiedererwachen atavistischer Instinkte« erblicken zu sollen glaubte, so sahen die geistigen Führer des Volkes in ihr nichts anderes als einen Ausdruck der von Natur christlichen Seele und freuten sich dessen. Der Vorwurf der Religionsfeindschaft, welcher dem deutschen

Volke von seiten der Gegner anläßlich des Krieges und seiner Kriegführung gemacht wurde, trifft für es nicht zu. Dem deutschen Volke im ganzen und seinem katholischen Teile im besondern war es unverständlich, daß gerade von seiten der Franzosen, bei denen das kirchlich-religiöse Leben, wie auch die deutschen Soldaten durch den Augenschein immer wieder feststellen konnten, eine viel geringere Regsamkeit zeigte als in unserem Heer und in der Heimat, der Vorwurf der Religionsfeindschaft gegen uns erhoben und zur Propaganda bei den Neutralen gebraucht werden konnte. Die feindliche ausländische Propaganda konnte sich allerdings leider mit einem Schein von Recht auf deutsche Philosophen aus der Blütezeit des Materialismus, auf innerkatholische Streitigkeiten (Integralismus) und auf die religionsfeindliche Agitation des deutschen Monistenbundes berufen, um das deutsche Volk als wesentlich unreligiös, den deutschen Katholizismus als unkirchlich und die deutsche Seele als Anbeterin des Machtgedankens vor der neutralen Welt zu denunzieren, aber eben doch nur mit einem Schein von Recht. Nirgendwo ist die Philosophie so sehr Angelegenheit des reinen Denkens, ohne in das Blut des Volkslebens überzugehen, als in Deutschland. Die deutsche Philosophie wird nicht gelebt, sondern nur gedacht, und man kann nur in einem ganz allgemeinen Sinne behaupten, daß solche Philosophien der Ausdruck des Volksgeistes seien und im Volksleben deutlichere Spuren zurückgelassen hätten. Der katholische Teil der gebildeten Oberschicht, geschweige denn das niedere Volk, hat noch viel weniger als die übrige Bevölkerung ein inneres Verhältnis zu diesen Gedanken gehabt. Große Weltkatastrophen pflegen auch *abergläubische und chiliastische Ideen* an die Oberfläche zu befördern. Daß der Gebrauch von religiösen Bildern und Medaillen nicht hierher gehört, braucht für den Katholiken nicht gesagt zu werden. Im ganzen gesehen, sind solche Strömungen innerhalb des deutschen Katholizismus kaum hervorgetreten.

RELIGIÖSE KRIEGLITERATUR

Während der Krieg das wissenschaftliche Leben fast zum vollen Stillstand brachte und die Zahl der literarischen Erscheinungen auf einen kleinen Bruchteil des Büchermarktes der Friedenszeit einschränkte, wurde er doch der Schöpfer einer neuen

literarischen Gattung, nämlich der *Kriegsliteratur*. Ein großer Teil dieser Literatur, soweit sie religiöse und religionswissenschaftliche Gegenstände behandelte, war durch den Angriff des Auslandes, besonders Frankreichs, auf die deutsche Kriegführung und die deutsche Seele überhaupt veranlaßt. An dieser Literatur haben katholische Gelehrte und Volksschriftsteller in hervorragendem Maße mitgearbeitet. Der besondere Zweck hatte zur Folge, daß solche Schriften bei allem anerkannten Streben nach Objektivität und Wahrhaftigkeit wesentlich apologetisch eingestellt waren und nicht so sehr dem religiösen Aufbau und der Verinnerlichung, geschweige denn einer religiösen Selbsteinkehr, dienten als vielmehr der Abwehr und der Hervorhebung der positiven Vorzüge der eigenen Nation. Sie sollte eben zunächst die anderen überzeugen oder gar überreden. Daher konnte von ihr keine erweckende Wirkung im eigenen Volke erwartet werden.

EINFLUSS DES KRIEGES AUF DIE THEOLOGISCHE WISSENSCHAFT

Für die *theologisch-wissenschaftliche Arbeit* brachten die Kriegsjahre eine völlige Stockung. Eine große Zahl von religionswissenschaftlichen, theologischen und volkstümlichen religiösen Zeitschriften fiel dem Kriege zum Opfer. Es wird für die Nachwelt wie eine Ironie klingen, wenn es weniger der Mangel des Bedürfnisses nach religiöser Nahrung als vielmehr die Rationierung der Papierproduktion war, an der die literarische Arbeit scheiterte. Ebenso konnte eine große Mehrzahl von kirchlichen Blättern und Zeitungen, welche direkt und durch ihre Sonntagsbeilagen auch der religiösen Unterhaltung und Belehrung dienten, nicht mehr weitergeführt werden. So versagten zahlreiche Rinnäle, durch die dem in jenen schweren Jahren mehr als sonst der Aufrichtung und Unterweisung bedürftigen Volke die nötige geistige und geistliche Nahrung zugeführt werden konnte.

RÜCKGANG DER SITTlichkeit

Durch das Kriegserlebnis wurde die Seele des Volkes bis ins Tiefste aufgewühlt. Alles, was an guten und minder guten Anlagen vorhanden war, trat nun an die Oberfläche. Was an minderwertigen Instinkten bis dahin durch den Zwang der Etikette zurückgehalten war, konnte sich nun ausleben. Aber auch das Gute, das seiner Natur nach die Verborgenheit liebt, durfte sich nun

ungehindert entfalten und wurde überdies durch die Not der Zeit gezwungen, seine heilende Kraft dem Ganzen zur Verfügung zu stellen. Unmenschlichkeit und sittlicher Tiefstand auf der einen, Menschlichkeit und christliche Liebe auf der anderen Seite traten in ihrer Eigenart schärfer hervor. Die christliche Liebestätigkeit im Felde und in der Heimat feierte wahre Triumphe, wie auch die Selbstsucht und das Genießertum sich rücksichtslos breit machten.

SCHWIERIGKEITEN DER SEELSORGE

Die *kirchliche Seelsorge* stieß bei solcher Aufgeregtheit des Volkslebens auf große Schwierigkeiten. Besonders das Landvolk erlebte eine starke religiöse Krisis, eine Krisis, in welcher die Großstadt bereits seit längerem stand, mit dem Ergebnis teils einer weitgehenden Entfremdung vom kirchlichen Leben, teils einer religiös-kirchlichen Erneuerung. Auf dem Lande traten *sittliche und religiöse Schäden* zutage, die auch schon durch die Vorkriegszeit vorbereitet waren, aber, durch die Macht der Sitte und des Herkommens niedergehalten, sich noch nicht hatten auswirken können. Auch hier legte der Krieg Fehler bloß, die im Frieden gemacht worden waren, zu deren größten der gehört, daß man sich auf das Land wie auf eine feste Burg des Glaubens und der kirchlichen Treue verließ, ohne zu sehen, daß dieses Vertrauen innerlich schon nicht mehr berechtigt war, und daß das religiöse Leben auf dem Lande mehr Übung und Überlieferung als Gesinnung und lebendiges Christentum war. Der Krieg riß die Hemmungen nieder, die bisher die gute religiöse Sitte gehütet hatten, und schuf den noch nicht kultivierten Instinkten freie Bahn. Deutschland scheint gegenwärtig die Entwicklung durchzumachen, welche Frankreich bereits hinter sich hat, wo das platte Land vielfach unreligiös und unkirchlich ist, während in den oberen Schichten die Religion wieder eine neue Heimstätte der Pflege gefunden hat und sich zu einer Wiedergeburt anschickt, die eines Tages vermöge der Schwerkraft, welche auch Ideen eigen ist, dem Landvolk wieder neues Lebensblut zuführen mag. Für den katholischen Bevölkerungsteil läßt die Abnahme der Priesterberufe auf dem Lande den Rückschluß zu auf eine Verminderung der Wärme religiösen Geistes in Bezirken, die bis dahin eine große Fruchtbarkeit an diesen Berufen gezeigt hatten. Freilich müssen auch andere

Faktoren für diese Erscheinung in Anspruch genommen werden, die hier nicht erörtert werden können.

ABER AUCH ANSÄTZE ZU NEUEM LEBEN

In den Städten regte sich, und hier besonders in den akademischen Kreisen, *neues religiöses Leben*. Das war schon vor dem Kriege so. Durch die Kriegsnot wurde die Entwicklung aber beschleunigt und wurden die Vertreter dieser Oberschicht zu einer Stellungnahme gedrängt. Die Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung, welche sich seit 1913 zu einem Verbande zusammengeschlossen hatten, haben gerade während des Kriegs und nach demselben Fortschritte gemacht, nicht nur bezüglich der Zahl ihrer Mitglieder, sondern auch in Hinsicht auf ihr inneres Leben. Das neuerwachende religiöse Interesse zeigte sich in den Großstädten auch in einer Zunahme der Priesterberufe, durch welche der Ausfall des Landes wieder in etwas wettgemacht wurde.

DIE PÄPSTE UND DER KRIEG

Wenn der Krieg der große Zerstörer ist, eines hat er nicht zerstören können: das feste Gefüge der katholischen Kirche. Papst Pius X. hatte dem Ausbruch des Weltbrandes zusehen müssen, ohne ihn verhindern und löschen zu können, und das große Leid der Völker hatte dem Vater der Christenheit das Herz gebrochen. Sein Nachfolger hat sich redlich bemüht, Frieden zu stiften und auch das Los vieler Kriegsgefangenen und zum Tode oder schweren Strafen Verurteilten durch seine Intervention gemildert. Erst spätere Zeiten werden die *Bemühungen des Papstes* um den Frieden der Völker und die Milderung der Grausamkeiten des Kriegs voll zu würdigen imstande sein und auch den in Deutschland oft gehörten Vorwurf der mangelnden Neutralität zuungunsten der Deutschen widerlegen. Um so schmerzlicher empfanden es die Katholiken, auch die deutschen, daß der Papst sich nicht jener Bewegungs- und Aktionsfreiheit erfreute, welche seine erhabene Stellung als das Haupt der katholischen Weltkirche gerade in solcher Zeit erfordert hätte, wo die normalen Beziehungen der Völker zueinander unterbrochen und der Verkehr des Heiligen Stuhles mit den Bischöfen des Erdkreises behindert war.

DIE RÖMISCHE FRAGE

Gelegentlich traten auch konkrete Vorschläge zur Lösung der *römischen Frage* hervor, leider mehr von diplomatischen Interessen der kriegführenden Völker eingegeben als von Gedanken des Rechtes und von dem Verständnis für die religiöse Weltmission des Papsttums und der allgemeinen Kirche. Daher blieben sie auch ohne greifbares Ergebnis.

WACHSENDES ANSEHEN DER PAPSTKIRCHE

Das *Ansehen des Papsttums* und der katholischen Kirche ist durch den Weltkrieg nicht erschüttert worden. Während fast alle Throne wankten und altehrwürdige Einrichtungen und Privilegien weggefeigt wurden, hat niemand auch nur daran gedacht, den Thron des heiligen Petrus zu stürzen oder die Kirche im demokratischen Sinne umzugestalten, wie es noch wenige Jahre vor dem Krieg eine als Modernismus gekennzeichnete liberale theologische Bewegung verlangt hatte. Der Einfluß des Papsttums und die Achtung vor der Völker und Menschen verbindenden sittlichen Macht der Weltkirche hat gerade unter dem Druck der sittenverderbenden und die Völker und Klassen entzweierenden Wirkung des Kriegs an Bedeutung gewonnen. Die meisten Großmächte und viele kleinere Staaten haben sich um Vertretungen beim Heiligen Stuhl bemüht, freilich auch wieder nicht so sehr aus innerer Hochachtung vor der geistigen und religiösen Würde des Papsttums als vielmehr in Erwägung des gewaltigen Einflusses der Kirche als der einzig wahrhaft neutralen und im Kriegssturm unerschüttert gebliebenen Macht unter den Völkern, von welcher man eine Unterstützung politischer Ziele erwartete oder von der man beim Mangel solcher Unterstützung Nachteil befürchtete. Die Stetigkeit und das Ansehen der katholischen Großkirche hat auch auf die Beziehungen der Staaten und der anderen christlichen Bekenntnisse zum Katholizismus Einwirkungen gehabt.

ZURÜCKDRÄNGUNG DES KIRCHLICHEN INTEGRALISMUS

Die politische Einigung aller Deutschen ließ auch die auf dem religiös-kirchlichen Gebiet bestehenden Spannungen zurücktreten. Der *katholische Integralismus*, welcher in den letzten Jahren vor dem Kriege sich herausgebildet hatte, war von dem Bestreben geleitet gewesen, die katholische Idee auch im öffent-

lichen Leben, besonders im wirtschaftlichen, restlos in die Wagschale zu werfen, und hatte jedes soziale und politische Zusammengehen mit nichtkatholischen Verbänden oder Einrichtungen als unkatholisch verworfen. Dabei hatte er in seinem unerleuchteten Eifer diejenigen Parteien oder Personen oder Körperschaften in den Geruch mangelnder Rechtgläubigkeit zu bringen gesucht, die einem taktischen Zusammengehen mit Nichtkatholiken auf diesem Gebiet das Wort redeten, und so einen Ärgernis erregenden Zwiespalt im katholischen deutschen Volk hervorrufen. Durch die Macht der äußeren Ereignisse ist er vorläufig in den Hintergrund gedrängt worden, ohne daß freilich damit die tiefer liegenden grundsätzlichen Probleme selbst gelöst wären. Namentlich in der katholischen Arbeiterschaft, in welcher der Streit zwischen den christlichen Gewerkschaften und den katholischen Fachabteilungen entfacht worden war, wobei man die beiden Lager als die »Kölner« und die »Berliner« Richtung kennzeichnete, war eine bedauerliche Zersplitterung durch diese Fragen entstanden. Die Auseinandersetzung der beiden Richtungen, hinter denen nicht allein Personen, sondern mehr noch Grundsätze stehen, ist nach dem Ende des Krieges, zwar noch gedämpft durch die Not der wirtschaftlichen Lage, wieder aufgenommen worden und wird aller Voraussicht nach beim Eintritt normaler Lebensbedingungen des deutschen Volkes in aller Schärfe fortgesetzt werden und zur Entscheidung drängen.

DIE KATHOLISCHEN DEUTSCHEN HEIDENMISSIONEN

Eine schwere Wunde schlug der Krieg den *katholischen deutschen Missionen* im Ausland und in den Kolonien, aber eine noch schwerere dem Missionsgedanken überhaupt. Der Verkehr des Mutterlandes mit den Kolonien in Afrika, in der Südsee und im fernen Osten war vollständig unterbunden. Weder Missionare noch sonstige Hilfskräfte und Geldmittel konnten den Missionsstationen zugeführt werden, und die Missionsarbeit selbst war dadurch, daß die Kolonialländer mit in die Feindseligkeiten der kriegführenden Nationen verwickelt waren, auf das empfindlichste geschädigt. Mehr aber als alles das mußte die Grausamkeit des Krieges, in welchem Christen gegen Christen kämpften und in dem auf beiden Seiten Kolonialtruppen standen, den Hei-

denvölkern schweres Ärgernis bereiten und ihnen die Kultur Europas in ihrer ganzen Unchristlichkeit vor Augen führen. Der ohnehin steinichte Boden der Heidenmission ist durch den Krieg noch härter geworden, und es wird der zugleich sühnenden und überwindenden Kraft des Beispiels europäischer christlicher Märtyrer bedürfen, um ihn wieder aufzulockern.

ZWEITER TEIL

Die Wirkungen des Krieges im religiösen und kirchlichen Leben des deutschen Katholizismus in der Nachkriegszeit

1. Wirkungen auf dem religiösen Gebiete

Der vierjährige Weltkrieg endete für das deutsche Volk mit Niederlage, Revolution und Zusammenbruch. Das Selbstbewußtsein des Volkes hat, noch ganz erfüllt und niedergeschlagen von dem Erleben der Kriegsfolgen und ganz in Anspruch genommen durch Maßnahmen zur Abwehr dieser Folgen und zum Wiederaufbau des zerrütteten staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, sich noch kaum auf seine höheren Güter besinnen können. Das gilt in verstärktem Maße von den durch die Kriegsfolgen am schärfsten getroffenen besetzten Gebieten der katholischen Rheinlande. Auch für die Pflege des religiösen Lebens, insbesondere für die Ausbildung eines religiösen und katholischen Kulturstiles, ist ein gewisses Maß von innerer und äußerer Behaglichkeit notwendige Vorbedingung. In einem Frieden, der gar kein Frieden ist, können weder die Kinder der Musen noch die Pflanzungen des Himmels gedeihen. Auf der anderen Seite hat aber auch gerade der Zusammenbruch aller irdischen Kulturwerte und Ideale, des Staates, der Wissenschaft, der Sittlichkeit, der Wirtschaft, der Volksgemeinschaft, der Geselligkeit, in den Herzen unserer Mitbürger eine unheimliche Leere zurückgelassen, die nach Erfüllung durch neue und höhere Werte ruft.

WIEDERERWACHEN RELIGIÖSER UND KIRCHLICHER SEHNSUCHT. ABER AUCH ENTSITTLICHUNG UND ENTKIRCHLICHUNG DES VOLKES

Dieses Erlebnis war für viele der Weg zur religiösen Einkehr und Umkehr. Das Verlangen nach Religion, das schon die Kriegsnot geweckt hatte, ist durch den Zusammenbruch noch verstärkt worden. Man darf sagen, daß eine *religiöse Sehnsucht* durch die Lande zieht und die Religion in der Gestalt der Kirche erst greifbar wird. So ist auch ein Zug zum Katholizismus unverkennbar; denn dieser weist von allen Formen des Christentums das festeste

Gefüge auf und übt auf viele eine bezaubernde Anziehungskraft durch das Gefühl der Geborgenheit aus, das er in den suchenden Seelen erweckt. Bei einem kleineren Teil der bisher Gläubigen wurde im Gegenteil der Schmerz über den verlorenen Krieg und die Schmach des Vaterlandes angesichts der Enttäuschung des Vertrauens auf göttlichen Beistand zu einer Krisis im Glaubensleben, die sich dann entweder zu einer Reinigung der allzu menschlich selbstischen Vorstellungen von Gott und Gottesdienst auswirkte, oder aber dort, wo dem großen Geschehen überhaupt kein Sinn mehr abgewonnen werden konnte, zum völligen Untergang der Religion beitrug. Schädlicher aber wirkte auf die Volksseele auch in religiöser Beziehung der *Freiheitstaumel*, welcher die Sprengung heilig gehaltener sittlicher Bande und der mit ihnen eng verbundenen religiösen Grundsätze herbeiführte. Die Jahre hindurch unter dem Druck der Kriegsgesetzgebung und der Siegeshoffnung notwendig geübten Einschränkungen in der Lebenshaltung waren nun hinfällig geworden und wichen einem wüsten Sichausleben der durch den Krieg bereicherten Kreise und der von der Hand in den Mund lebenden Berufe. Besonders die zunehmende Geldentwertung, welche jeden Anreiz zur Sparsamkeit ausschaltete, ja diese geradezu als Torheit und Rückständigkeit erscheinen ließ, trug sehr zur Förderung der Vergnügungssucht und des Schlemmerlebens bei und untergrub damit auch immer mehr die Motive des religiösen Lebens. Die dann folgende Stabilisierung der Mark, der Rückgang der Industrie und die Arbeitslosigkeit drängten allerdings jene Auswüchse bald zurück, machten aber dafür einem Fatalismus Platz, der dem Gedeihen eines kraftvollen religiösen Lebens nicht minder abträglich ist. Auf der anderen Seite hat freilich die äußere Not und die innere Abwendung von der Unnatur des üppigen Friedenslebens in edleren Seelen den Sinn für das Einfache und Wesentliche wieder geweckt und ist im Begriff, einen gesunden, bescheidenen und sittenreinen, für Staat, Kirche und Gesellschaft wertvollen Menschentyp heranzuziehen. Es ist natürlich schwer, festzustellen, was von den Kriegerscheinungen auf religiös-kirchlichem Gebiete gerade auf Rechnung des Krieges zu setzen und was unabhängig von ihm entstanden ist. Die Jugendbewegung zum Beispiel bestand schon vor dem Kriege und war durch ihn nur gehemmt worden. Nun färbte auch der Freiheits-

gedanke von dem neugestalteten republikanischen Staat her auf diese Bewegung ab und ließ die am Krieg unbeteiligte Jugend das Zukunftsleben in der Lichtgestalt eines neuen Menschheitsfrühlings sehen. Ebenso hatten auch theosophische Gedanken in den bürgerlichen Schichten und die adventistische Propaganda in den unteren Volkskreisen schon vor dem Kriege an Gefolgschaft gewonnen und preisen nun ihre Lebensanschauungen als die Rettung aus der Not der Zeit an.

VERARMUNG DER RELIGIÖSEN INSTITUTE

Die *äußere Lage der katholischen Kirche* gestaltete sich zunächst außerordentlich *kritisch*. Ihre Vorsteherschaft hat sich indes redlich bemüht, der Seelennot des Volkes abzuhelfen. Aber es ist der Fluch des unreligiösen Zeitalters, in dem wir leben, daß die religiös-kirchlichen Werte von den Massen des Volkes kaum mehr verstanden werden und daß, soweit durch religiöse Attraktionen immer noch ein gewisser Einfluß geübt wird, die Religion eben doch nicht zum Quellpunkt des Lebens werden kann, wie sie es soll. Eine Feindschaft gegen die Geistlichen, eine Beraubung der Kirchen oder ein Kulturkampf, wie man solches beim Auseinanderbrechen des Staatslebens hätte befürchten können, ist nicht eingetreten. Angesichts der ungeheuren Kriegsoffer hätte ja freilich ein Zugriff in das Eigentum der katholischen Kirche in Deutschland von seiten des Staates den Bankrott seiner Finanzen auch nicht entfernt abwenden können, so daß es ihn wenig reizen konnte, das Odium eines solchen Gewaltaktes auf sich zu nehmen. Überdies war das Eigentum der Kirche bis zur äußersten Möglichkeit in Kriegsanleihen angelegt worden und mit der Entwertung selbst zum großen Teil zerronnen. Die kirchlichen Gebäude konnten vielfach nicht mehr im Stande gehalten, die Kirchenangestellten nicht mehr oder nicht angemessen besoldet, die kirchlichen Gebäude und Gebrauchsgegenstände nicht erneuert und die Kosten für den täglichen Verbrauch von Wachs, Wein, Weihrauch und Öl kaum noch aufgebracht werden, und der Gottesdienst mußte auf die Prachtentfaltung und Feierlichkeit, welche gerade in jener freudelosen Zeit dem religiösen Gemüte eine Entspannung hätte bereiten können, in weitem Maße verzichten. Alle die milden Stiftungen, deren Erträge für die Ausbildung von Priestern oder für sonstige kirchliche Zwecke

bestimmt waren, hatten durch die Geldentwertung ihr Stammkapital verloren. Viele Klöster mit Erziehungsanstalten und Krankenhäusern gerieten durch die Teuerung und den Verlust ihrer Ersparnisse in drückende Not. Die Noteninflation bedeutete eine Säkularisation auch des kirchlichen Gutes im allergrößten Stil. Nur durch die Hilfe ausländischer Häuser oder durch die Mildtätigkeit ausländischer Wohltäter konnten viele kirchlichen Institute vor dem völligen Ruin bewahrt werden. Da zahlreiche Geistliche nach der Revolution in die bitterste Not gerieten, konnte das Proletariat in ihnen Leidensgenossen erblicken und hatte keinen Anlaß, die Kirchen und ihre Diener, wie früher oft, der Bundesgenossenschaft mit dem Kapitalismus zu bezichtigen. Im ganzen kann man ein wärmeres Verhältnis und größeres Vertrauen des arbeitenden Volkes wie auch der gebildeten Stände zu ihren Geistlichen feststellen, als es vor dem Kriege bestand.

VOLKSMISSIONEN, EXERZITIEN UND LAIENAPOSTOLAT

Das alterprobt Mittel der *religiösen Erneuerung*, die *Volksmission* setzte im katholischen Deutschland sehr bald nach der Heimkehr der Krieger ein. Damit gingen Hand in Hand Standesexerzitien für die verschiedensten Gruppen von Menschen in kleinen und homogenen Kreisen. An die Stelle der jährlichen großen Heerschau der deutschen Katholiken auf den Generalversammlungen traten nun aus Gründen der Verkehrsschwierigkeiten und der Teuerung die Katholikentagungen in größeren und mittleren Städten mit ihrem Hinterland. Eine sehr erwünschte Hilfe leisten den Seelsorgern, namentlich in den Großstädten, die verschiedenen Formen der Laienapostolate, welche sich planmäßig in das Pfarrleben eingliedern und einen Teil der Arbeiten des Pfarramtes übernehmen, wie zum Beispiel Führung der Pfarrkartothek, Arbeit in den Vereinen, Besuch und Pflege der Kranken, Erteilung von Religionsunterricht an Kranke, Kinder und Konvertiten, Verwaltung von religiösen Büchereien, vorbereitende Besuche zur Ausfindigmachung und Ordnung wilder Ehen und anderes mehr. Auf diesem Gebiet hat der Krieg beschleunigend zugunsten einer in ihrem Keime schon angelegten Entwicklung gewirkt und scheint den urchristlichen Gedanken des allgemeinen Priestertums, welches neben dem beamteten und

geweihten Priester seine gottgewollte Stellung hat, wieder zu Ehren bringen zu wollen. Unbeschadet der Unantastbarkeit der hierarchischen Verfassung der katholischen Kirche hat damit ein wertvolles demokratisches Element in ihr Leben Eingang gefunden, das sich unter anderem darin kundgibt, daß in vielen Pfarrgemeinden die Begräbnisfeierlichkeiten vereinfacht und für alle Gemeindeglieder in gleicher Weise gehalten werden.

FREIHEIT DER RELIGIONSÜBUNG

Die schon gegen Ende des Kriegs erfolgte Beseitigung der noch bestehenden Ausnahmegesetze aus der Kulturkampfzeit, besonders die Rückberufung der Jesuiten und die durch die Weimarer Verfassung festgelegte vollkommene *Freiheit der Religionsübung*, gab den Katholiken eine größere Aktionsfreiheit als vor dem Kriege. Viele Elemente, besonders aus den Verwaltungskreisen und hier wieder namentlich aus den akademischen Berufen, welche vorher durch allerlei zum Teil schwache Rücksichten in ihrer religiösen Betätigung und Stellungnahme nach außen stark beengt waren, konnten nun offen als Bekenner ihrer Weltanschauung hervortreten und boten vor allem auch den akademischen Vereinen in den größeren und mittleren Städten und dem aus ihnen hervorgegangenen Verbandsverbande eine zahlenmäßig wertvolle Bereicherung. Auch die katholischen Studentenkorporationen nahmen unter dem Eindruck der gewonnenen Freiheit von den Beengungen der öffentlichen Meinung einen Anlauf zur religiösen Vertiefung und Erneuerung.

RELIGIÖSE ORGANISATIONEN AN DEN HOCHSCHULEN UND UNTER DEN ALTAKADEMIKERN

Es bildeten sich an allen deutschen *Universitäten* sogenannte »Katholische Akademikerausschüsse«, welche sich die Festigung der katholischen Weltanschauung und die Pflege des religiösen Lebens innerhalb der katholischen Studentenschaft und die sich daraus ergebende Vertretung nach außen sowie die Unterstützung aller schon bestehenden Bestrebungen wissenschaftlicher, religiöser, sozialer und karitativer Art zur Aufgabe stellten und in regelmäßigen Zirkelabenden, größeren Festveranstaltungen und Vorträgen, gelegentlich auch geistlichen Übungen, den besonderen Bedürfnissen der Studierenden dienen wollten. Aber es

hat den Anschein, als ob der Zeitpunkt einer an die Wurzel gehenden und den Grundton des katholischen Studentenlebens bestimmenden religiösen Wiedergeburt noch nicht gekommen sei. Sehr erschwert wurde die religiöse Reformarbeit des Studententums und an dem Studententum durch die wirtschaftliche Not, welche sich von Jahr zu Jahr drückender fühlbar machte. Durch den infolge der Verkleinerung des Reiches und des Zurückflutens zahlreicher Beamten aus den abgetretenen Gebieten verschuldeten Überfluß an akademischen Anwärtern für die verschiedenen Berufe und überdies durch die Notwendigkeit eines Abbaues des Beamtentums gestaltete sich die Lage der Studentenschaft katastrophal, und durch die ganze auf das berufliche Fortkommen gerichtete Sorge wurden alle anderen, auch die religiösen Interessen bald in den Hintergrund gedrängt. In der Studentenschaft hat sich ein neuer Typ, den die glücklichere Vorkriegszeit noch nicht kannte, herausgebildet, das Werkstudententum. Eine große Zahl von Studierenden — in den Jahren 1922 und 1923 waren es mehr als drei Viertel der Angehörigen aller Fakultäten — war genötigt, sich in den Ferien durch Bergwerks-, Bureau- oder Landarbeit die Kosten für die Studien zu verdienen. Wenn auf der einen Seite diese Notwendigkeit körperlicher Arbeit dem Gedanken der Volksgemeinschaft sehr zugute kam, so sind doch andererseits die gesundheitlichen und hier und da auch die sittlich-religiösen Gefahren für den Studierenden nicht zu unterschätzen gewesen. Bemerkenswert ist, daß die Zahl der katholischen Theologiestudierenden im ganzen in den deutschen Diözesen keine wesentliche Verminderung erfahren hat und der Nachwuchs an Priesteramtskandidaten, wie schon zu Beginn des Kriegs, den seelsorgerlichen Bedürfnissen genügt.

Eine schon erwähnte, besonders erfreuliche Seite der Nachkriegszeit ist der *Zusammenschluß der katholischen Altakademiker* in Vereine zur Pflege der katholischen Weltanschauung, die ihrerseits einen großen, nicht nur das Reich umfassenden, sondern weit über seine Grenzen hinausreichenden Verband bilden. Seine ersten Verbandstagungen nach dem Kriege in Bonn 1920 und 1921, in Heidelberg 1922, in Ulm 1923 und in Dresden 1924 mit ihrem selbstsicheren Auftreten und doch auf Innerlichkeit gerichteten Arbeiten, seine Veröffentlichungen und das Leben in den einzelnen Vereinen zeigen ein zielbewußtes, gesundes reli-

giöses Streben und erwecken Hoffnungen für die Neugestaltung einer katholischen deutschen Kultur.

GÖRRES-GESELLSCHAFT

Die *Görres-Gesellschaft* ist nach wie vor der Sammelpunkt des katholischen deutschen Gelehrtentums. Nachdem sie die Kriegsjahre, in denen die jährlichen Generalversammlungen teils ausfallen, teils auf ein kleineres Format reduziert werden mußten, überwunden hat, begann sie bald nach dem Krieg wieder in größerem Rahmen ihre wissenschaftlichen Tagungen, unter denen die von Fulda 1920, Worms 1921, Münster 1923 und Heidelberg 1924 hervorragen. Sie konnte ihre gelehrten Veröffentlichungen wieder aufnehmen.

KATHOLIKENVERSAMMLUNGEN

Auch die *Generalversammlungen der deutschen Katholiken*, die seit dem Kriegsausbruch nicht mehr stattgefunden haben, konnten 1922 in Frankfurt, 1923 in München und 1924 in Hannover wieder unter großer Beteiligung abgehalten werden. Die Schaffensfreude der katholischen Akademiker und Gelehrtenwelt scheint durch die Kriegsfolgen nicht nur nicht unterdrückt, sondern mit frischem Lebensgefühl erfüllt worden zu sein.

LITURGISCHE BEWEGUNG

Die *liturgische Bewegung*, welche schon vor dem Krieg, von deutschen Benediktinermönchen gefördert, weite Wellen geschlagen hatte, hat nicht nur den Krieg überdauert, sondern nach demselben weiter an Boden gewonnen, besonders wieder in den akademischen Kreisen und in der Jugend, hier am meisten der Studierenden; eine Angelegenheit des Volkes ist sie bislang noch nicht geworden, macht sich aber Hoffnung, auch hier verstanden zu werden und der Weckung des religiösen Gemeinschaftsgefühls zu dienen.

KATHOLISCHE JUGENDBEWEGUNG

Die *katholische Jugendbewegung* selbst ist eine Quelle von Hoffnungen ihrer Führer und weiter Kreise des Bürgertums, während die Kirche ihr mit weiser Mäßigung begegnet und gegenüber allzu temperamentvoller Neuerungssucht eine bedächtige Zurückhaltung beobachtet.

RELIGIÖSE LITERATUR

Das Niveau der *religiösen Literatur* im katholischen Deutschland hat sich seit dem Kriege merklich gehoben, und mehrere gut geleitete religiöse Zeitschriften wirken an der Erhöhung des religiös-kirchlichen Lebens in erfreulicher Weise mit. Gerade die literarische und religiöse Höhe dieser Literatur offenbart den bedeutenden Aufschwung des Katholizismus in den letzten Jahren, während des Krieges und nach demselben. Von nichtkatholischer Seite wurden als charakteristische Erscheinungen im Katholizismus ein monastischer Frühling, die katholische Jugendbewegung und eine eucharistisch-liturgische Erneuerung angegeben. Selbst in sozialistischen und kommunistischen Kreisen sprach und spricht man viel von Religion. Wer etwa die sozialistischen Monatshefte von heute mit denen vor dem Kriege vergleicht, wird oft verwundert sein, einen religiösen Unterton mitschwingen zu hören, der vorher in dieser Umwelt ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre.

KIRCHENAUSTRITTE

Auf der anderen Seite hat die von sozialistisch-kommunistischer und freidenkerischer Seite inspirierte *Kirchenaustrittsbewegung* nicht ohne Erfolg auch in den Großstädten mit überwiegender oder starker katholischer Bevölkerung gearbeitet. Den Höhepunkt scheint sie aber längst überschritten zu haben. Von derselben Seite her wurde auch oft für die freie Schule im Gegensatz zur Bekenntnisschule mit Erfolg Propaganda gemacht. Ein Reichsschulgesetz, welches den Einfluß der Kirche auf die Schule in wünschenswerter Weise sichert, ist noch nicht zustande gekommen. Auf diesem Gebiete steht ein neuer schwerer Kampf den deutschen Katholiken bevor. Von einer kleinen Minderheit noch nicht gänzlich unreligiöser oder glaubensfeindlicher, aber gegen die Kirche und das Bürgertum verärgerter Angehörigen der arbeitenden Klassen zunächst stürmisch begehrt, hat die »weltliche Schule« ihnen nicht gehalten, was sie versprach, und statt ein Weg zur Versöhnung der religiösen und sozialen Gegensätze zu werden, ist sie an manchen Orten ein Schauplatz anti-religiöser und kommunistischer Verhetzung geworden, so daß bereits vielfach Eltern und Lehrer sich von ihr abzuwenden beginnen.

ÜBERWINDUNG DES INDIVIDUALISMUS UND DES RATIONALISMUS

Die katholische Welt- und Lebensanschauung findet in den letzten Jahren nach dem Kriege auch außerhalb der Kirche steigende Beachtung. Es sind zwei Elemente im Katholizismus, welche auf die Außenstehenden oft eine starke Anziehungskraft ausüben: der *Gemeinschaftsgedanke* und die *Ehrfurcht* vor dem Geheimnis. Es wird die Aufgabe der leitenden Kreise in der Großkirche im allgemeinen und im Deutschen Reiche im besonderen sein, diese Beziehungen verständnis- und liebevoll zu pflegen. Der Gemeinschaftsgedanke, welcher als Gegenwirkung oder Heilmittel gegen die Verfeindung der Nationen, die Kämpfe der Parteien, die Reibungen der Stände, das Spezialistentum der Wissenschaft wieder in den Vordergrund des Bewußtseins trat, zog manche suchenden Geister und Seelen an und baute vielen von ihnen eine Brücke zum besseren Verständnis der katholischen Lebensform. Der Rationalismus, das Erbe der Aufklärung, hatte auf allen Gebieten den Menschen so ökonomisiert und von der Natur entfernt und war schließlich im Weltkrieg so furchtbar ad absurdum geführt worden, daß die Ehrfurcht vor den höheren Realitäten wieder durchbrach und auf die katholische Kirche als die Anstalt, welche aus einer gläubigeren Zeit das Geheimnis hinübergerettet hatte, als die Erlöserin aus der Not des Zweifels hinwies. Wenn man auch von einer »Bewegung« zum Katholizismus hin nicht sprechen kann, so besteht doch die Tatsache, daß die Zahl der Konversionen eine früher nie erreichte Höhe gewonnen hat, so daß in manchen Städten der Konvertitenunterricht nicht mehr an einzelne Personen, sondern in Gruppen erteilt werden muß und Organisationen wie der Winfried-Bund sich bilden konnten, die dem Verlangen nach Belehrung über katholisches Wesen entgegenkommen wollen.

VERHÄLTNIS DER KONFESSIONEN

Ein besonderes Wort ist zu sagen über *das Verhältnis der christlichen Konfessionen* in Deutschland, bzw. über die Stellung der Katholiken gegenüber ihren andersgläubigen Mitbürgern. Die Spaltung in die zwei großen christlichen Bekenntnisse ist die offene Wunde am Körper des deutschen Volkes. Durch die Gegensatz- und Kampfstellung der Konfessionen wird das religiöse Leben in Deutschland auf der einen Seite gefördert, auf

der anderen Seite gehemmt. *Gefördert* wird es durch den Wettbewerb miteinander, durch die gemeinsame Abwehr antichristlicher Tendenzen in der Gesetzgebung und im Volksleben, auch durch eine bewußte Pflege des spezifisch katholischen religiösen Lebensstiles gegenüber den anderen christlichen Stilen und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihnen, durch die zwischen den Angehörigen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse von Jugend auf einsetzenden Reibungen und das Zusammenarbeiten in interkonfessionellen Vereinigungen, durch Abstreifung allzu primitiver religiöser Formen und Äußerungen, welche etwa die Kritik des Gegners herausfordern könnten, ferner durch Überwindung von philosophischen Irrungen, mit denen sich das Heimatland immer zuerst auseinanderzusetzen hat. Von Deutschland kann man sagen, daß es alle Welt mit philosophischen Wahrheiten und Irrtümern versorgt, und bei der Eigenart des Deutschen, alles an der Religion zu messen, bzw. auch die Religion an der Philosophie orientiert sein zu lassen, erwächst für ihn aus dem steten Geöffnetsein für neue Ideen die Verpflichtung zu täglicher Nachprüfung seiner religiösen Position. Dem Deutschen ist die Wissenschaft oder die Theorie das Höchste, und er verlangt, daß das Leben, auch die Religion, sich vor der wissenschaftlichen Theorie ausweise, während anderswo meist das Leben und mit ihm die Religion als Lebensäußerung oder Lebenswert und als gegebene katholische Sache hingenommen und der Wissenschaft verboten wird, sich mit ihr zu verfeinden. Daher ist der Deutsche geneigt, die religiöse Position zu beargwöhnen, wenn sie in einen Konflikt mit der wissenschaftlichen Theorie gerät. Der katholischen Grundauffassung von Religion und Wissenschaft entspricht solche Stellungnahme gewiß nicht, während sie bestimmten protestantischen Gedankenreihen mehr verwandt ist; aber die Haltung des einen Volksteiles wirkt um so mehr, wenn er der stärkere und kulturell höherstehende ist, von selbst auch auf die anderen. *Gehemmt* wird die religiöse Innerlichkeit durch die Ablenkung des Blickes vom inneren Leben, welches doch den Kern der Religion ausmacht, auf die äußere Haltung der Konfession — ich sage mit Vorbedacht der Konfession, denn auch die Katholiken haben von dem über den Kirchen sich haltenden Staat, der, selbst neutral, nur Konfessionen kennt, und entgegen ihrem eigenen Anspruch, die allgemeine

Kirche zu sein, gelernt, sich als Glieder einer Konfession neben anderen Konfessionen zu fühlen. Die konfessionelle Spaltung in Deutschland ist für den Katholizismus insofern ein schwerer Schaden, als er, der sonst die Spannungseinheit der Gegensätze zu wahren weiß, durch den vorhandenen Gegensatz zum Protestantismus nicht zwar in der Lehre, aber doch im Leben sich zu einseitiger Stellungnahme gedrängt sieht, die mit der ihm von Hause aus eigenen Weite nicht in Einklang steht.

Das Verhältnis der beiden großen Konfessionen ist besonders seit dem Kulturkampf, mit dessen Inszenierung der erste Kanzler des neugegründeten Deutschen Reiches sich selbst und dieses belastet hatte, das des Kampfes gewesen. Die Zentrumsparterie als die Vertreterin des Ausgleichs der Klassen und Stände hatte sich, obgleich ihren politischen Charakter stets betonend, von Anfang an dem Abbau der kirchenfeindlichen Maigesetze, welche das katholische Leben unterbanden, zuwenden müssen und stand so in gespanntem Verhältnis nicht nur zur Staats- und Reichsverwaltung, sondern auch zu den meisten Vertretern der dem Katholizismus abholden Parteien. Der Kriegausbruch machte zunächst allem Streit der Parteien und Konfessionen ein Ende.

BURGFRIEDE UND NEUE REIBUNGEN

Der mit voller beiderseitiger Ehrlichkeit geschlossene *Burgfriede* hat für einige Zeit die Wogen der Zwietracht geglättet, aber eben doch nur für Zeit. Schon das Wort weist zunächst auf ein getroffenes Nützlichkeitsübereinkommen, nicht aber auf eine Änderung der inneren Haltung der Geister und der Seelen hin. In mehr als einer Veröffentlichung haben katholische und protestantische Gelehrte und Publizisten dem inneren Frieden des deutschen Volkes das Wort geredet und dadurch wertvolle Energien für den gemeinsamen Kampf gegen religiösen, sozialen und politischen Umsturz gerettet. Es erfolgte tatsächlich zu Anfang eine Annäherung und ein Zusammenarbeiten einzelner führender protestantischer Persönlichkeiten auf sozialpolitischem Gebiet mit den Katholiken zum Zwecke der Zurückdrängung religions- und verfassungsfeindlicher Elemente von links und rechts. Leider entbrannte bald nachher von neuem die unselige *Zwietracht* zwischen Katholiken und Protestanten auf der ganzen Linie und droht zu einer vollständigen Entfremdung, wenn nicht

zu noch Schlimmerem zu führen. Der religiöse Gegensatz ist die Hauptursache der Ziellosigkeit der deutschen Volksseele. Von Religion darf unter Angehörigen verschiedener Bekenntnisse nicht gesprochen werden, weil man sich darüber doch nicht verständigen kann, sondern nur erst recht sich entzweien würde. Diese Gegensätze werden also nur verdrängt, ohne ausgetragen zu werden, und treten dann, wenn die staatliche Autorität oder die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr die Einheit nicht mehr künstlich zusammenhält, um so stärker hervor. Stellt der Staat selbst sich erst in den Dienst der Bekämpfung einer bestimmten Religionsform oder -richtung, dann werden die Gegensätze in ihrer ganzen Wildheit in die Erscheinung treten. Angesichts dessen wird es darauf ankommen, ob die Einigungsbereitschaft, die von den meisten mehr als Bürgerpflicht oder als das Gebot der Stunde denn als eine innere sittliche und religiöse Forderung verstanden wird, solche Fortschritte macht, daß auch die Gesinnungen des Volkes davon erfüllt werden. Diese Einigungsbereitschaft bedeutet nicht etwa bloß den Frieden gegenseitiger Fremdheit, bei dem jeder den anderen seines Weges gehen läßt, sondern verlangt ein wirkliches gegenseitiges Sichkennenlernen, damit auf Grund genauer beiderseitiger Kenntnis die religiösen Gegensätze und Unterschiede gesehen und vielleicht in Menschenaltern ausgeglichen werden. Es besteht wenig Hoffnung, daß die Einsicht in die Notwendigkeit solchen Verstehens und Liebens schon so weit auf dem Marsche sei, daß sie den äußeren Burgfrieden in Deutschland zu einem inneren Dauerfrieden machen könnte. Gerade in der letzten Zeit mehren sich die Anzeichen dafür, daß dem deutschen Volk auch durch die abgrundtiefe Not die Sucht zum religiösen Hader nicht ausgetrieben werden kann. Sollte in der Folgezeit die Spannung zwischen den beiden Konfessionen sich wieder verschärfen, so wäre damit die Gefahr einer großen Energievergeudung und eine Vereinseitigung auch des katholischen Lebensstiles heraufbeschworen.

AUSSERE ANNÄHERUNG UND INNERE ENTFERNUNG

Eine *Annäherung auf theologisch-wissenschaftlichem Gebiete* steht außer Zweifel. Sie datiert bereits seit mehr als zwei Jahrzehnten und ist von beiden Seiten her gefördert worden, von

der katholischen durch die regere Teilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit seit dem Abbau des Kulturkampfes, der in allen deutschen Diözesen einen großen Priestermangel erzeugt und alle priesterlichen Kräfte zu den dringenden Aufgaben der Seelsorge berufen hatte, und von protestantischer Seite her durch die intensive Pflege der historischen und biblischen Studien, welche in weitem Maße die katholische Tradition bestätigten und zugleich ein besseres Verständnis der Ideenwelt des Mittelalters und damit des Katholizismus anbahnten. Die wachsende Übereinstimmung in der Beurteilung umstrittenster Persönlichkeiten aus der Geschichte der Reformation und des Papsttums, beispielsweise die starke Annäherung des Jesuiten P. Grisar und des protestantischen Historikers Boehmer bezüglich der Darstellung des Lebens und Wirkens Luthers zeigt, wie breit die Zusammenstimmung in Forschungsergebnissen bereits geworden ist. Allerdings ist eine Annäherung in den Ergebnissen noch keine Annäherung der Konfessionen selbst. Sie beweist nur, daß die Anwendung exakter wissenschaftlicher Methoden von selbst zur Abtragung von Vorurteilen und damit zum Verständnis einer Kirche hilft, die in der Tradition eben den festesten Rückhalt für ihre dogmatischen Positionen besitzt. Wenn aber die wissenschaftliche Methode in Anwendung auf die Glaubensgegenstände nicht mehr eine theologische ist, sondern zu einer rein religionsphilosophischen oder religionshistorischen oder empirisch-psychologischen wird, so ist in Wirklichkeit in den Theologien keine Annäherung, sondern vielmehr eine Entfernung und Entfremdung eingetreten, mögen sich auch die materiellen Ergebnisse zufällig in dem einen oder anderen Punkte einander angenähert haben. Der Krieg hat an dieser Entwicklung keinen wesentlichen Anteil gehabt, es sei denn den, daß das zeitweilige Ruhen des politischen Kampfes im Kriege, die mannigfachen gemeinsamen Interessen der wissenschaftlichen Vertreter beider Konfessionen, zum Beispiel in der Beschaffung von öffentlichen Mitteln für wissenschaftliche Arbeiten und in der Wiederknüpfung der zerrissenen Fäden nach dem Ausland hin, und eine allenthalben hervortretende stärkere Würdigung der metaphysischen und religiösen Elemente in der Forschung die Gelehrten einander nähergebracht haben.

DER UNIONSGEDANKE

Immerhin kann man feststellen, daß der *Unionsgedanke in der christlichen Welt* wieder wach geworden ist. Die zwischen Anglikanern und Katholiken in Mecheln gepflogenen Konferenzverhandlungen zeugen dafür. Innerhalb einer religiös bewegten Oberschicht kann man so eine Annäherung der deutschen Protestanten an die deutschen Katholiken feststellen. Die war schon begründet in der Gemeinsamkeit eines vierjährigen Kampfes um die Verteidigung und den Bestand des Vaterlandes und in der Leidensgemeinschaft nach dem Kriege. Die stärkere antikatholische Stimmung der Vorkriegszeit ist mit dem besseren Verständnis für katholisches Wesen einer gewissen Sympathie gewichen. Wenn dennoch anläßlich der Wahlen zum Reichstag und zu den kommunalen Körperschaften konfessionelle Leidenschaften hier und da entfacht worden sind, so ist anzunehmen, daß solche Bemühungen keine tiefere, sondern nur eine vorübergehende Wirkung haben werden. Es ist vor allem zu wünschen und von allen Freunden des Vaterlandes und der Religion dahin zu streben, daß die Konfessionen, die bereits angefangen haben, sich mit Achtung zu begegnen, und die aus vielen Gründen sich des gemeinsamen Feindes des Unglaubens zu erwehren hätten, noch mehr als bisher darauf bedacht sind, hart gewordene Vorurteile abzulegen und sich besser kennenzulernen. Wenn auch der Apostolische Stuhl die von amerikanischer Seite ausgehende Einladung zu einer »Weltkonferenz über Glauben und Kirchenverfassung«, welche am ersten Montag im Mai 1925 zu Washington stattfinden sollte, abgelehnt und auch zu der »Weltkonferenz für praktisches Christentum« keine offiziellen Delegierten entsandt hat, so folgt er doch nicht nur mit der Aufmerksamkeit des Interessierten, sondern mit seinen Segenswünschen und seinem Gebet den Verhandlungen der außerkatholischen christlichen Konfessionen zur Wiedervereinigung der christlichen Welt.

2. Wirkungen auf dem kirchlichen Gebiete

STÄRKUNG DES KIRCHLICHEN EINFLUSSES

Der deutsche Katholizismus im ganzen ist, wie der Katholizismus überhaupt, gestärkt aus der Kriegskatastrophe hervorgegangen. Man hat ihn, bald freudig, bald neidisch, den größten

Kriegsgewinner genannt. In der Tat datiert seit dem Kriegsende eine unverkennbare *Aufwärtsbewegung der katholischen Kirche* überhaupt als Macht- und Einflußfaktor, an der Deutschland in hervorragendem Grade beteiligt ist. Im Wesen der katholischen Kirche liegt ein Zug zum Objektiven, und dieser Zug war durch die Philosophie und Theologie der Aufklärung, welche selbst wieder aufs engste mit dem Protestantismus zusammenhängt, sehr stark zurückgedrängt gewesen. Der Ruf »Zurück zur Metaphysik« ist in katholischen Theologen- und Philosophenkreisen freudig vernommen worden und hat in ihnen die Hoffnung auf eine Aussöhnung der Kultur mit dem Katholizismus geweckt. Man kann feststellen, daß die überzeugte Mitarbeit katholischer Philosophen und Theologen an den Werken des Geistes seitdem beträchtlich gesteigert worden ist. Auch die phänomenologische Richtung innerhalb der deutschen Philosophie erscheint manchem als eine Annäherung an scholastische und kirchliche Gedankengänge. Die Auflehnung der Jugend gegen alles Morsche und Gekünstelte macht sich in katholischen Kreisen, nachdem sie einmal geweckt worden ist, energischer geltend als in den Kreisen außerhalb der Kirche, von denen sie ihren Anfang genommen hat. Das liegt daran, daß diese Bewegungen, wie alle wahren Bewegungen, im tiefsten Kern religiös orientiert sind und die katholische Kirche den Schatz religiöser Überlieferungen treuer gehütet hat als die Reformationskirchen mit ihren freieren Forschungsprinzipien. Katholische Ideen hatten im Laufe des vergangenen Jahrhunderts das deutsche Kulturleben im Gegensatz zum Mittelalter fast gar nicht mehr beeinflußt. An dem literarischen und künstlerischen Leben der Nation waren die Katholiken unverhältnismäßig wenig beteiligt. Dem demütigenden Vorwurf der »Inferiorität« hatten sie keine entscheidenden Leistungen entgegenzuhalten, und ihre Apologeten konnten sich immer nur auf vergangene Verdienste und auf die Superiorität der katholischen Idee berufen, gemäß welcher alles Wahre, Gute und Schöne auch katholisch sei. Im übrigen blieb der Katholizismus in einem Getto eingeschlossen, und wer an dem deutschen geistigen Leben Anteil nahm, mußte die Nichtachtung schmerzlich empfinden, welche katholischen Geistesprodukten meist unbesehen entgegengebracht wurde, wenn er überhaupt Mut genug

besaß, noch mitzutun, oder gar in der Rolle des geduldeten Bewunderers fremder Leistungen sich wohl fühlte.

ERWACHEN DES KATHOLISCHEN SELBSTBEWUSSTSEINS

Wohl hatte schon seit der Zeit des Kulturkampfes eine Reaktion eingesetzt, dessen allmählich zutage tretendes Fiasko das Selbstvertrauen der Katholiken in Preußen-Deutschland erhöht hatte, ohne aber doch an den bestehenden Verhältnissen etwas Wesentliches zu ändern. Nur *im politischen Leben* und in der sozialen Gesetzgebung fand der deutsche Katholizismus dank seiner starken politischen Vertretung im Zentrum Gelegenheit zu erfolgreicher Mitarbeit. Der Mangel an Selbstbewußtsein aber verstärkte noch mehr diese Einflußlosigkeit im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben und ließ keine führenden Persönlichkeiten auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiete aufkommen. Hier hat der Krieg aufrüttelnd gewirkt, und indem er alles Unechte zertrümmerte und die ihm wesensmäßig fremde und feindliche selbstbewußte subjektivistische Kultur auslegte, forderte er die bisher brachliegenden Kräfte zur Mitarbeit am Wiederaufbau heraus und beschleunigte damit ungeheuer eine seelische und kulturelle Erneuerung der Verhältnisse auf dem Boden der religiösen Idee. Es sind freilich zunächst noch erst zarte Anfänge; aber der Katholizismus hat sein *Selbstbewußtsein* wiedererlangt, und in weiten Kreisen ist die Ahnung erwacht, daß seine Schicksalsstunde und damit die des deutschen Volkes und Europas angebrochen sei.

GRÖßERE BEWEGUNGSFREIHEIT DER KATHOLISCHEN KIRCHE IM REICH UND IN DEN LÄNDERN

Die katholische Kirche hat während des Krieges und nach demselben eine *größere Bewegungsfreiheit* gewonnen. Die letzten, noch immer bedeutsamen Reste der Kulturkampfgesetzgebung, wie z. B. die Anzeigepflicht, die Beschränkung der Ordensniederlassungen, die Ausnahmegesetze besonders gegen die Jesuiten, die schikanösen Bestimmungen mehrerer Bundesstaaten bezüglich der Freiheit der katholischen Religionsübung und der Zulassung der Männerorden wurden teils zu Beginn und während des Krieges, teils durch die Revolution und die neue Verfassung beseitigt. Die katholische Kirche hatte sich allein als eine

allen Stürmen gewachsene Institution erwiesen. Das brachte viele lauen Katholiken zum Nachdenken und regte auch bei Andersgläubigen den Gedanken an, diese Einrichtung näher kennenzulernen. Bei vielen wurde das Verlangen nach einem festen Halt in einer Zeit, wo alles zu wanken schien, zum Ausgangspunkt für den Eintritt in die katholische Kirche. Das Ansehen dieser Kirche stieg in der Schätzung der Öffentlichkeit. Auch die Paritätsforderungen des katholischen Volksteiles fanden mehr als bisher Gehör und konnten von den Vertretern der katholischen Weltanschauung zum Teil durchgesetzt werden. Die wenigen katholisch-theologischen Fakultäten an den Hochschulen Preußens, welche sich nicht immer einer besonderen Fürsorge seitens des Kultusministeriums zu erfreuen hatten, gewannen an Ansehen und an Dozentenzahl. Die Gründung der Universität Köln wäre unter dem früheren Regiment wohl kaum möglich gewesen. Der Gedanke, der Pflege der Scholastik eine Heimstätte zu bieten, fand in der Gründung der Albertus-Magnus-Akademie in Köln durch die kluge Initiative des Kölner Erzbischofs Kardinal Schulte unter dem Beifall und mit der Unterstützung der übrigen deutschen Bischöfe seine Erfüllung. Die katholische Wissenschaft leidet natürlich mit unter der noch immer in drückendem Maße fortdauernden Absperrung vom Auslande und unter der für den Staat und die gelehrten Körperschaften bestehenden Unmöglichkeit, sich mit den erforderlichen bibliothekarischen Hilfsmitteln zu versehen und die ausländische Bücher- und Zeitschriftenliteratur zu beschaffen.

KULTURPOLITISCHE AUFGABEN DER KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Allerdings ist mit der Beseitigung gewisser äußerer Schranken und der gekennzeichneten größeren Bewegungsfreiheit noch *kein wesentlicher Aufschwung der katholischen Idee* in Deutschland gegeben. Es ist nicht ausgeschlossen, im Gegenteil deuten manche Anzeichen darauf hin, daß, wie vordem das Reich und die Länder, nun die an der Regierung wesentlich stärker beteiligten Parteien den Versuch machen werden, die alten oder neue Beschränkungen zuungunsten der christlichen Weltanschauung im allgemeinen und der katholischen im besonderen aufzurichten. So steht ein scharfer *Schulkampf* gegen die Sozialdemokratie und den Kommunismus bevor, in welchem die Erziehung der Kinder nach den

Grundsätzen der katholischen Kirche in konfessionellen Schulen und die Festlegung dieser Rechte durch ein Reichsschulgesetz durchzuführen sein wird. Die katholische Kirche sucht den auf Entchristlichung der Schule abzielenden Bestrebungen entgegenzuwirken durch aufklärende Schriften und Versammlungen, durch eine eigene katholische Schulorganisation mit einem periodisch erscheinenden literarischen Organ, durch Anträge in den Parlamenten des Reiches und der Länder, der Provinzen, Staaten und Gemeinden, durch Errichtung wissenschaftlicher pädagogischer Institute und Abhaltung von religionspädagogischen Kursen.

DIÖZESANSYNODEN

Nachdem die Kodifikation des Kirchenrechtes vollzogen und das Corpus juris canonici mit Pfingsten 1917 Gesetzeskraft erhalten hat, ist es eine Hauptsorge der deutschen Bischöfe, auf *Diözesansynoden* die Festlegung auch des Diözesanrechtes und die Anpassung der Seelsorge an das allgemeine Kirchenrecht und an die Forderungen der Zeit herbeizuführen. Ein Blick in die von diesen Synoden gefaßten Beschlüsse über die seelsorgerischen Aufgaben der Gegenwart, das katholische Vereinswesen, die Schulen und den Religionsunterricht in denselben, die kirchliche Kunstpflege und die karitativen Aufgaben der Kirche, zeigt, wie sehr sich die religiöse Physiognomie des katholischen deutschen Volkes geändert und wie sehr die pastoralen Aufgaben der Jetztzeit sich gesteigert haben.

GEFAHREN DES NATIONALISMUS FÜR DIE KIRCHE

Eine große Gefahr hat der Krieg für die Religion heraufbeschworen in der Gestalt des *Nationalismus*. Es hat jemand mit Recht gesagt, daß dieser die nächste Häresie sei, welche von der Kirche verworfen werden müsse. Wohl gab es auch schon vor dem Krieg pangermanistische Tendenzen, aber sie hatten wenig Bedeutung und waren mehr der Ausdruck eines überstark entwickelten Nationalgefühls. Der deutsche Katholizismus hat in seinem Blut schon eine Abneigung gegen jede Überspannung dieses Gefühls. Erst längere Zeit nach dem Kriege ist es unter dem Druck des Versailler Friedens und der wirtschaftlichen und politischen Not stärker hervorgetreten, besonders in Süd- und Mitteldeutschland. Es hat auch in katholischen Volkskreisen

gewirkt, ohne indes hier zu einer ernsten Gefahr für die katholische Idee zu werden. Die Religion und die katholische Kirche hätten von diesem Nationalismus alles zu befürchten; denn keine Gesinnung ist un- und widerkatholischer als die nationalistische Entzweiung der Völker. Wahre Religion und Kirche kann kein auserwähltes Volk anerkennen, sondern will die Völker aller Zungen in der Einheit des Glaubens und der Liebe zusammenfassen. Wenn etwa dem rheinischen Katholizismus die Ablehnung der überspannten völkischen Idee als Mangel an deutscher Gesinnung ausgelegt werden sollte, so wird er diesen Vorwurf ertragen müssen, kann aber um des Gewissens und um der Religion und schließlich auch um des eigenen Zukunftsschicksals willen sich nicht zu jenem völkerverhetzenden Irrtum bekehren.

WACHSENDER POLITISCHER EINFLUSS DER KIRCHE

An *politischem Einfluß* hat die katholische Kirche in Deutschland während des Krieges und nach demselben zunächst bedeutend gewonnen, was um so mehr ins Gewicht fällt, als die Zahl der Abgeordneten in den Parlamenten, welche als Vertreter der katholischen Weltanschauung angesprochen werden können, nicht unwesentlich geringer geworden ist gegenüber den letzten beiden Jahrzehnten vor Kriegsausbruch. Oft ist sogar von nicht-katholischer Seite her die Erkenntnis gewonnen und ausgesprochen worden, daß die katholische Kirche die Kampfeslast für die positiv gerichteten evangelischen Christen mitgetragen und die Gefahr des religiösen Umsturzes in der neuen Verfassung wie in der Gesetzgebung der Parlamente auch von ihnen mit abgewendet habe. Der große Einfluß der katholischen Minderheit im Deutschen Reiche erklärt sich zu einem Teile aus der weltanschaulichen Geschlossenheit dieser ihrer politischen Vertretung, zu einem anderen Teil aber durch das siegreiche Bestehen des Kulturkampfes der Bismarckschen Ära, welcher auch die religiös weniger zuverlässigen Mitglieder der Kirche zu kompakter Abwehrfront zusammengeschweißt hatte, mehr aber noch durch die eigenartige soziale und politische Konstellation, gemäß welcher die konservativ gebliebenen Staatsorgane in den Kirchen überhaupt und in der einheitlichen katholischen Kirchenvertretung im besonderen willkommene Bundesgenossen gegen die andrängende Flut des revolutionären Teiles der Sozialdemokratie

und des Kommunismus begrüßten. Dieser Einfluß war vordem für die Länder im Unterschied vom Reich wesentlich abgeschwächt durch ein den weniger mit Glücksgütern Gesegneten — und das waren durchweg die Katholiken — ungünstiges Wahlrecht, welches dem katholischen Volksteil den Zugang zu den führenden Stellen in Staat und Gemeinde erschwerte. Nach der Revolution wäre nach allen Berechnungen der Vorkriegszeit mit der Eroberung der Herrschaft durch die sozialdemokratische und die weiter links stehenden Parteien der Einfluß des katholischen Bevölkerungsteiles geschwächt worden, während auf der anderen Seite das allgemeine und gleiche Wahlrecht und hier überdies die Mitbeteiligung der Frauen das Gewicht des katholischen Bekenntnisses wieder gestärkt hat. Die sich bald herausstellende Hilflosigkeit der aus den Reihen der Revolutionsparteien genommenen Regierungsorgane mußte sich wohl oder übel der Mithilfe der politischen Vertretung der Katholiken mehr denn einmal als einer Retterin in der Not bedienen, um eine sichere Mehrheit für neue gesetzgeberische Maßnahmen zu gewinnen. Dieser bedeutsame Einfluß der Katholiken auf die Neugestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse und in der Gesetzgebung hindert aber doch nicht die Feststellung, daß der *religiöse* Einfluß der katholischen Kirche und ihres Lebensstiles auch nach dem Kriege nicht wesentlich größer ist und werden konnte als vorher.

GEGENSTRÖMUNGEN

Gerade die äußere Machtstellung des politischen Katholizismus erweckt ihm eine um so erbittertere, teils stille, teils offene *Gegnerschaft* sowohl in den der Religion überhaupt abholden Kreisen des Sozialismus und des Liberalismus als auch in weiteren Kreisen der wesentlich durch die Deutschnationale Partei vertretenen protestantischen Orthodoxie. Die Wucht uralter Mißverständnisse und Vorurteile, welche, wie sie früher die Katholiken als reichsverdrossen verschrie, so sie jetzt der Mitschuld an dem unglücklichen Ausgang des Krieges und der Schwere der Friedensbedingungen zieh, fällt bei dieser Abneigung schwer in die Wagschale. Wenn der geniale Führer unserer Heere diesem Vorurteil gegen Katholiken, Zentrum und Papsttum so vollkommen unterlag, wie das in dem Münchener Hoch-

verratsprozeß so kraß in die Erscheinung trat, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn er die Zustimmung vieler Volksgenossen findet, welche über dem Heimweh nach dem Verlorenen das rechte Augenmaß für die Schätzung der Gegenwart und ihrer Forderungen eingebüßt haben.

DRITTER TEIL

Zusammenfassung und Ausblick in die nächste Zukunft

1. Kirche und Krieg

DER KRIEG IST KEIN SCHÖPFER RELIGIÖSEN LEBENS

Der Weltkrieg hat tiefe Wirkungen auf religiösem Gebiet hervorgebracht bzw. ausgelöst, aber *ein Schöpfer neuen Lebens ist er nicht gewesen*. Der Krieg bessert die Menschen nicht und führt das Reich Gottes nicht näher. Die anfänglich von vielen gehegte Hoffnung, er werde eine religiöse Wiedergeburt bringen, hat sich als Illusion erwiesen. Wie sollen auch materiell-mechanische Kräfte geistig-organische Wirkungen zeitigen können! Der Krieg wirkt keine neuen Erkenntnisse und schafft keine neuen Werte, er legt nur das bloß, was im Menschen ist. Wie wenig nachhaltig die erste religiöse Erhebung des deutschen Volkes gewesen ist, zeigte sich schon im Verlauf des Krieges selbst und um so offenkundiger, je länger er sich hinzog und je furchtbarer er wurde. Was an religiöser Erneuerung in unserem Volke verzeichnet werden kann, ist weniger vom Feldheer oder von den Alten in der Heimat ausgegangen als vielmehr von der neuen Jugend, welche das Kriegserlebnis aus eigener Anschauung nicht gehabt hat oder bereits vom neuen Geiste umweht war, als sie in den Krieg zog. Aber ein großer Wecker ist er gewesen auch für die Kirche. Er hat ihren Vertretern zugerufen: Wachtet! laßt euch nicht täuschen durch den Glanz der äußeren kirchlichen Form; denn allzu leicht verbirgt sich unter dieser Form Schwäche und Schein. Und vertraut nicht allzuviel auf die Hilfe des Staates, die leicht zur Fessel und zum Odium der Religion werden kann! Die Religion gedeiht am besten in der Freiheit. Die Seelsorge in der Vorkriegszeit war zu sehr auf das Behüten eingestellt, besonders in der Landbevölkerung und in der Arbeiterschaft, und nicht ebenso auf die innere Kräftigung des Christenmenschen zum Kampf gegen die Welt der Unwerte und zur Schaffung einer wahrhaft christlichen Volkskultur.

DER VORWURF DES VERSAGENS GEGEN RELIGION UND KIRCHE

Dennoch ist der Vorwurf nicht berechtigt, *die katholische Kirche habe im Kriege versagt* und versage noch immer. Schon das ist ein Erfolg des Christentums, daß die Kriegführung selbst unter seinem Einfluß humaner geworden ist: so paradox das klingen mag angesichts der unerhörten Schrecken eines modernen Krieges, ist es nichtsdestoweniger wahr. Daß nur die Staaten, nicht die einzelnen Bürger wie ehemals, als kriegführende Parteien betrachtet werden, daß der Verwundete nicht mehr als Feind behandelt werden darf, daß die Toten auch des Feindes ehrenvoll bestattet werden, daß das Rote Kreuz unverletzlich ist: das alles beweist, daß die christliche Idee der Menschlichkeit auf dem Wege ist, die Macht des Hasses zu überwinden. Mag diese Idee im einzelnen noch so oft verkannt und verletzt, ja verhöhnt worden sein, und mag das Völkerrecht noch so oft zum Deckmantel der Lüge und der rohen Gewalt mißbraucht worden sein, so ist diese Idee und ist ein Völkerrecht doch im Prinzip anerkannt. Die christliche Liebe hat glänzende Proben ihrer aus Gott fließenden Kraft abgelegt. Das Christentum hat den Krieg nicht geboren oder verschuldet; aber — und das ist der Vorwurf, der zwar nicht das Christentum, aber die Christen trifft — der Krieg war nur möglich, insoweit und weil das Christentum nicht mehr die beherrschende geistige Macht in Europa war.

) KRIEG UND CHRISTENTUM BLEIBEN GEGENSÄTZE

Das Christentum hat den Krieg noch nicht abschaffen können; aber wir vertrauen, daß es ihm eines Tages, so weit auch dieser Tag noch entfernt sein mag, gelingen wird, den Krieg zu überwinden durch die Macht der Liebe und eines an den ewigen Gesetzen der Wahrheit und des Rechtes orientierten Völkerbundes. Der Völkerbund wird in dem Maße Kriege zu verhüten oder noch nicht vermeidbare zu mildern imstande sein, als er selbst christlich inspiriert sein wird. *Krieg und Christentum sind geborene Feinde*. Der Endsieg des Christentums ist der Tod des Krieges. Gerade auf dem Boden des katholischen Deutschlands sind starke Strömungen hervorgetreten, welche auf die Wiederherstellung der Beziehungen der Völker abzielen, der wissenschaftlich-kulturellen und der religiösen. Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland und der

Verband der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung haben je eigene Ausschüsse gegründet, welche sich die Versöhnung und das geistige und religiöse Zusammenwirken des deutschen Volkes mit dem bisher feindlichen Ausland zur Aufgabe setzen. Der »Katholische Weltfriedensbund vom Weißen Kreuz« mit dem Sitz in Graz und der ihm angeschlossene Friedensbund der Katholiken wollen mit religiösen Mitteln die Weltfriedensidee befördern.

2. Was bringt die nächste Zukunft

KÄMPFE DER WELTANSCHAUUNGEN

Was wir als Auswirkungen des Krieges, nicht zwar in dem Sinne, als sei der Krieg die Ursache, sondern im Sinne einer Offenbarung vorhandener Anlagen und Beschleunigung bereits eingeleiteter Entwicklungen befürchten, ist ein Zweifaches: Zunächst *ein scharfer Zusammenstoß der Weltanschauungen*, nicht sowohl der Konfessionen innerhalb des Christentums, obgleich auch das wahrscheinlich ist, weil der Begriff des Christentums sehr weit geworden ist und auch noch für Weltbetrachtungen in Anspruch genommen wird, die kaum noch religiös genannt werden können, sondern vielmehr des Christentums mit unchristlichen Welt- und Lebensansichten. Der Staat wird diesen Kampf weder entfachen, wie er den Kulturkampf vor fünfzig Jahren entfacht hat, noch ihn begünstigen, schon nicht im eigenen Interesse. Es wird aber auch keine Partei dazu geneigt und keine für sich stark genug sein, ihn durchzuführen wie damals. Aber die Weltanschauungen werden sich auseinandersetzen. Damals mußte die katholische Kirche in Deutschland den Sturm aushalten, und sie hat ihn ausgehalten und siegreich bestanden. Der neue Kulturkampf wird im eigentlichen Sinne ein Kampf um die christliche Kultur sein. Er wird nicht der Kirche oder den Kirchen gelten, sondern dem Christentum, der Religion überhaupt, und wird sich nicht auf die deutsche Kirche beschränken, sondern die Weltkirche ergreifen. Er wird eben eine große Auseinandersetzung sein zwischen Christentum und Weltkultur, die letzte Phase des Auseinandertretens der Gegensätze zwischen diesen Mächten, welche im Mittelalter eng verbunden waren und seit der Renaissance immer weiter auseinandergetreten sind, aber sicherlich

eine weitere Stufe auf dem Wege der Vergöttlichung der Menschennatur und der Schöpfung durch das Christentum. Auf dem Gebiete der Schule wird er sich in Deutschland in besonderer Stärke austoben.

SITTICHE KÄMPFE

Das andere ist im engsten Zusammenhang mit dem Genannten: ein *Kampf um die sittlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft*. Was im geistigen Kampfe als Weltanschauung auftritt, offenbart sich im sittlichen Kampfe als Lebensführung. Entweder steht der Mensch und die Natur im Mittelpunkt des Lebens oder der Geist und Gott. Das Maß und die Art der Achtung vor menschlicher Würde hängt von dieser grundsätzlichen Stellungnahme ab. Ehefragen, Familienfragen, Frauenfragen, Bildungsfragen, Lohnfragen sind mit der Lösung der Grundfrage nach der Stellung des Menschen zur Gottheit wesensmäßig verknüpft. Die Auseinandersetzungen zwischen der Religion und dem Christentum einerseits und den Bestrebungen der ethischen Kultur andererseits waren schon ein Auftakt dieses großen Kampfes. »Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben«, kann man mit dem Dichter den Führern der gegenwärtigen Generation und dieser selbst zurufen. Wenn wir von Befürchtungen sprechen, so ist das nicht so zu verstehen, als ob die katholische Kirche über den Ausgang dieses Kampfes zweifelhaft wäre; sie vertraut sowohl auf die innere Logik der Gesetze der Menschennatur als auf die Kraft der vom Christentum in diese Natur hineingelegten Lebenskeime. Der Satz des großen Bekennerbischofs Martin von Paderborn »Ecclesia pressa, ecclesia victrix« wird auch hier sich bewahrheiten. Aus dieser Sachlage erwächst den Kirchen, besonders der katholischen, in Deutschland und überall eine große Aufgabe. Man darf hier wirklich von einer Schicksalsstunde der Welt- und Kirchengeschichte reden. Für Religion und Kirche sind Kämpfe notwendig. Gerade die Geborgenheit, welche die Mitglieder der Kirche in ihrem Organismus finden, ist für manche minder lebendigen Glieder eine Gefahr der Stagnation. Der Kampf muß nur ausgefochten werden mit den eigenen Kräften der Religion und nicht mit den Methoden der Gewalt, von Propheten, nicht von Staatsmännern. Die Vertreter der Kirche werden gut tun, sich mit unbeirrbarem Glauben in erster Linie auf die eigene, d. h. ihrer Bekenner und

der Gnade, Kraft und nicht auf den Staat und die Parteien zu verlassen.

DER SINN DES WELTKRIEGES

Der Abschluß dieses Kampfes wird dann auch erst den *vollen Sinn des Weltkrieges* enthüllen, von dem schon die tieferen empirischen Ursachen uns jetzt noch verbergen sind, geschweige denn, daß wir seine metahistorische und providentielle Bedeutung ergründen könnten. Das Gegengewicht gegen den furchtbaren Ernst der Zeit muß der Optimismus bieten, welcher für den Gläubigen aus dem Gottes- und Vorsehungsglauben fließt. Das Bewußtsein der Ewigkeit und wesentlichen Unveränderlichkeit, welches der Katholik von seiner Weltkirche hat und welches sich auf jeden einzelnen ihrer Bekenner überträgt, ist für die regsamsten Glieder ein fester Rückhalt ihrer religiösen Mitarbeit an dem Kommen des Reiches Gottes.

WILHELM FLITNER
DER KRIEG UND DIE JUGEND

INHALT

Vorbemerkung	221
Erziehungswesen und Jugendbewegung in und nach dem Kriege	223
Einleitung: Die erziehenden Mächte und der Krieg	226
Erster Teil: Schulwesen und pädagogische Bewegung der Vorkriegszeit	234
1. Das Schulwesen von 1900 bis 1914	234
2. Die pädagogische Bewegung seit 1900	239
3. Jugendbewegung	247
Zweiter Teil: Jugend und Schule im Krieg	255
1. Aufrechterhaltung der Schulen.....	255
2. Kinder und Jugendliche	265
3. Jugendfürsorge	271
4. Jugendpflege	277
5. Das freie Volksbildungswesen	281
6. Die Schulreform.....	282
7. Die Jugendbewegung im Krieg	292
Dritter Teil: Erziehungswesen der Nachkriegszeit.....	303
1. Staatsumwälzung und Erziehung	303
2. Erste Erfolge der Schulreform	307
3. Schulversuche	316
4. Das Reich und die Schule	320
5. Die Gesetzgebung der Länder	326
6. Jugendwohlfahrtsgesetz und Erziehung der Asozialen	339
7. Die Volkshochschulbewegung	341
8. Die Jugendbewegung nach dem Kriege	346

VORBEMERKUNG

Der Beitrag über das Erziehungswesen der Kriegezeit ist im Frühjahr 1924 geschrieben und bei der Drucklegung nicht wesentlich geändert worden. Hätte die Erziehungsgeschichte der letzten beiden Jahre noch berücksichtigt werden sollen, so wäre eine Veränderung der Grundgliederung notwendig gewesen. Gegenwartsgeschichte ist zu stark auf den Moment bezogen.

Aus Rücksicht auf die ausländischen Leser ist der erste Teil eingefügt; aus gleicher Rücksicht durften die Fragen des höheren Schulwesens zurücktreten gegenüber den Fragen der Jugendbewegung und der sozialen Pädagogik.

Jena, im März 1926

Wilhelm Flitner

Erziehungswesen und Jugendbewegung in und nach dem Kriege

Der Weltkrieg traf das deutsche Volk in einem Augenblick, wo sein geistiges Leben sich zu innerer Verwandlung anzuschicken schien, wo im Zusammenhang damit eine Umwälzung auf erzieherischem Gebiet sich vorbereitete, zum Teil schon im Gang war.

Die Geschichtschreibung vermag nicht zu sagen, was erfolgt wäre, hätte Europa nur noch zehn Jahre Frieden gehalten. Es lebte in der jungen Generation ein Hochgefühl wie zur Zeit von Goethes Jugend oder zur Zeit Fichtes und der Freiheitskriege. Man erwartete eine geistige Erneuerung, zu der Kraft und Zeit in Fülle vorhanden schien.

Der Weltkrieg hat den Gang der Dinge gestört:

Der *reale Zustand der Erziehung* ist in den Jahren des Kriegs und Zusammenbruchs dem allgemeinen Volkszustand entsprechend gewesen. Eine Zeit des körperlichen Verfalls, vor allem der Kinder und Mütter, eine Zeit der Verwüstung lang angesammelten Erbguts an Sitte, Glauben, Idealen; von Verwirrung der Jugend, Verarmung der Familien, Einbuße an Bildungsgütern, Vermehrung der asozialen Elemente.

Die Entwicklung *der erzieherischen Ideen und des Erziehungswesens* als gesellschaftlicher Einrichtung ist jedoch von politisch-sozialen Umwälzungen nicht einfach und unmittelbar abhängig. Diese Entwicklung nahm ihren Fortgang nach den Gesetzen ihres Anfangs. Aber sie erfolgte in mehreren Entwicklungsstößen und ebenso vielen Rückschlägen. Zu beidem hat Kriegsbeginn und Kriegsende den äußeren Anstoß gegeben. Die Geschichte deutschen Erziehungswesens unter dem Einfluß des Kriegs wird die Darstellung dieser Entwicklungsstöße umfassen, von denen drei für den Zeitraum bis 1924 kennzeichnend sind.

1. In dem wohlgeordneten Staatswesen von 1900 mit seinen festen Schulsystemen entsteht seit Nietzsches Wirken ein geistiges Ungenügen, Unsicherheit und Wertbrüche, die nicht nur von Schriftstellern und Dichtern erfahren werden, sondern von den Volkserziehern und der Jugend selber. Es beginnt eine

Erneuerungsbewegung, die wir hier als neudeutsche Bewegung bezeichnen wollen. Kleine Kreise sind von ihr bereits erfüllt. Es werden Konturen eines neuen Bildungsgedankens sichtbar. Gruppen junger Menschen suchen ihr Leben wie die Sitten des Volkes diesem Bildungsgedanken entsprechend einzurichten. Diese Versuche stammen nicht nur aus Überlegungen; wie zur Zeit des Sturm und Drang bricht vielmehr eine Erfrischung des ganzen Lebens wie aus der Seele selbst hervor, neu belebte Kräfte des Volkstums und der Religiosität erscheinen, ungeordnet und noch unfertig, als der Krieg ausbricht.

2. Der Krieg stört nun alle erzieherische Arbeit, sowohl die in gewohnten Bahnen geht, wie auch die neue pädagogische Bewegung. Er verändert vor allem den Untergrund, auf dem Erziehung und Reformbewegung stehen, das Gefüge der erziehenden Mächte. Durch den Krieg erhält Deutschland einen anderen Bau seiner sozialen Schichten und eine andere Staatsform; es erlebt eine »Revolution in Brotangelegenheiten«, wird aus reichem Land ein armes. Der im Volk herrschende Gedankenkreis wurde verwirrt, nicht allein der politisch-wirtschaftliche; das deutsche Volk machte furchtbare, verbitternde Erfahrungen: daß andere Völker es hassen, daß es falsch geführt werde, daß es unter sich uneins sei. Mit großer Mühsal suchten sich neue politisch wirksame Gedankengänge durchzusetzen.

Unter dem Eindruck der sozialen Umschichtung und der Staatsbedrohung entsteht im Krieg eine öffentliche Meinung, die Erziehungsreformen verlangt. Sie greift einige Forderungen der neudeutschen Bewegung auf, aber der Krieg erlaubt nicht, Reformen durchzuführen, er unterbricht sogar die Entfaltung der Erneuerungsbewegung. Die Jugend wird körperlich und moralisch geschwächt. Sie leidet unter der Zersetzung der öffentlichen Moral, unter dem Streit der Erwachsenen, unter der Hungerblockade. Das deutsche Städterkind macht eine schlimme Leidenszeit durch.

3. Die zurückgedrängte Entwicklung will nach dem Krieg frei hervorbrechen, das Erziehungswesen umgestalten, die Erneuerungsbewegung will tiefer und umfassender den Volksschäden begegnen. Die Staatsumwälzung scheint diesen neuen Entwicklungsstoß zu begünstigen. Aber die Zersetzung und Umordnung der erziehenden Mächte dauert fort, soziale Umschichtung, Wirtschaftskatastrophen, Restitution der bürgerlichen Ordnung

ändern dauernd die äußeren Grundlagen der Erziehung. Das Erziehungswesen muß sich viele Wandlungen gefallen lassen, Reformideen setzen sich gesetzgeberisch durch, andere werden zurückgedrängt. Instinktiv scheint das Volk auf erzieherischem Gebiet übererbte Formen erhalten zu wollen, um in den furchtbaren Zusammenbrüchen wenigstens diesen Bezirk in Ordnung zu behalten. Zwischen beiden Tendenzen hin und her gerissen, gerät das Erziehungswesen nun doch auch in die Verwirrung hinein. Eine Fülle ungelöster Aufgaben ist überall in Angriff genommen, während das erste Jahrzehnt nach Kriegsausbruch zu Ende geht.

EINLEITUNG

Die erziehenden Mächte und der Krieg

Was an Erziehung gelingt, mit Hilfe der Erzieher und ihrer Einrichtungen, oder auch ihrer Schwäche und Armut zum Trotz, und was mißrät, wird nie ganz verständlich sein, weil hier nicht nur Menschen und Umstände zusammenwirken nach durchschau- baren Absichten und Gesetzen, sondern der Geist weht, wo er will, und warum er erlitten wird oder versagt, bleibt Geheimnis.

Der Historiker sucht die Erziehung des jungen Menschen in seiner Generation jedoch zu verstehen aus dem Zusammen- wirken eines ganzen Gefüges von Bedingungen. Stets hat man Er- ziehung als abhängig angesehen von Gesetzen der seelischen Ent- wicklung und der individuellen Veranlagung. Aber diese Fak- toren bergen zwar den Stoff des Persönlichen am Menschen; doch erzeugen sie nicht die Bildung der geschichtlich hervortre- tenden Geschlechter. Entscheidend sind vielmehr die Ordnungen, Gemeinschaften und Lehrsysteme, die uns von früh auf umgeben. Diese eigentlich erziehenden Mächte kann man sich zu zwei Gruppen geordnet denken. In der ersten Gruppe sind alle Ge- meinschaften enthalten: von der Familie und den geselligen Ver- bänden bis hin zur Bluts-, Schicksals- und Kulturgemeinschaft des Volkes, zur Glaubensgemeinschaft kirchlicher Gemeinden; ferner alle Rechts- und Arbeitsordnungen und Systeme der Wirt- schaft und des Staats. In einer zweiten Gruppe stehen die Systeme der Sinnggebung, die Systeme des geistigen Lebens, Sprache, Stil, Wissenschaft, religiöse Ordnung und Lehre. Alle Systeme sind in dem widerspruchsreich-einheitlichen Wechsel- spiel unseres naturhaften und geistigen Lebens verbunden.

Von diesen erzieherischen Mächten allen gilt es, daß sie im guten oder bösen Sinn das geistige Leben der Heranwachsenden bestimmen. Im guten Sinn, wo sie ihre wahre Ordnung haben, im bösen, wo sie mechanisiert oder gestört sind. Alle Ordnungen der Menschenwelt ermüden einmal, alle verläßt eines Tages der Geist, und so zergehen sie oder dauern mumienhaft fort, ohne inneres Leben zu besitzen. Nur die Ordnung, die gesund ist, kann

erziehen; nur solange sie geistigen Gehalt hat, bildet sie Volk. Sobald sie mechanisch wird, verbildet sie die Seele, aber sie kann ihr dann noch den Halt des toten Gehäuses geben, durch das sich Sitten, Völker geruhsam bewahren. Ist aber eine Ordnung entartet, so fehlt auch ihre erzieherische Kraft in allen Bildungsgemeinschaften, in die jene Ordnung hineingereicht hatte. Jeder einzelne ist dann mit gefährdet, der in dieser Ordnung stand und aus ihr geistige Substanz gewann. Die erzieherische Hilfe gerät dann in Verlegenheit, sie muß Außergewöhnliches tun, um den Ausfall aus sich heraus erziehender Ordnungen zu ersetzen, und das Außergewöhnliche gerät nur selten.

Die geschichtlichen Katastrophen sind, erzieherisch gesehen, wie große Seuchen. Unerhörte Opfer fallen, wenn gleich eine ganze Reihe jener Lebensordnungen erschüttert wird. Die Katastrophen stellen Anforderungen an den Menschen, denen der Durchschnitt nicht gewachsen ist. Sie geben dem Kräftigen, dem Außergewöhnlichen Erfahrungen und Antriebe, die ihn weiter bringen können, als krisenarme Zeiten es erlauben. Ihr Wirken mag nach einiger Frist auch der Volksgesamtheit zugute kommen. Aber in der Krise selbst wird das Volk erzieherisch schwer geschädigt.

Der Krieg und die Kette von Nachwirkungen, die er gebracht hat, ist eine geschichtliche Katastrophe der größten Art, vor allem für das deutsche Volk, dessen Gefüge, nächst dem des russischen, am ärgsten getroffen wurde.

Von den großen erziehenden Systemen sind der Reihe nach durch den Krieg gestört worden: zunächst die Familie, dann die soziale Ordnung der Gesellschaft, die Berufsgesinnung gewisser Gewerbe, dann die Arbeitsverfassung, die Methode der Wirtschaft, vor allem im Güterverbrauch, zuletzt noch der Staat.

Alle Ordnungen des Lebenskampfes und der Gemeinschaft, aus jener ersten Gruppe der erziehenden Mächte, wurden gewaltsam von außen her verändert, in verschiedenen Graden zum Guten wie zum Bösen.

Wagt man aus so naher Sicht eine Beurteilung, so will es scheinen, als hätten die Störungen nicht sofort durch das ganze Volk hin erzieherisch nachteilig gewirkt. Zumal in den zwei ersten Kriegsjahren sind auch erziehungsförderliche Wandlungen in den Ordnungen des Volkslebens spürbar. Zunächst ist die

Staatsordnung gekräftigt worden. Millionen haben ein Zutrauen zum Staat gefaßt, das sie früher nicht hatten, und das sie nicht ganz wieder verloren. Die Einordnung in den Staat, die Billigung seiner Maßnahmen war allgemein; dem Staat zu dienen, als Beamter, freiwilliger Helfer oder Krieger, galt nie in breiten Volksmassen so viel wie 1914 und 1915. Mehr noch als der Staat wurde jetzt die *Gemeinschaft des Volkes* zu einer starken und einheitlichen erzieherischen Macht. Deutschland besaß von je ein geringes Volksbewußtsein. Es hatte keinen fertigen Nationalstaat bilden können, als einziges der großen westeuropäischen Völker. Es hatte einen straffen Staat mit einer sehr verantwortlichen Beamtenschicht im Königreich Preußen hervorgebracht, aber gerade dieses staatliche System wirkte nicht volksverbindend. Es gab zu viel Trennendes: Stammesunterschiede, zwei Konfessionen, vielgliedrige Landschaft, Mangel stetig geschichtlicher Führung, Gegensatz der Klassen vielfältiger als anderswo, überall große Minderheiten, immer beinahe ein Gleichgewicht entgegengesetzter Mächte, Hemmung von auswärts: so konnte das Volksbewußtsein sich nur mühsam entwickeln. In keinem westeuropäischen Staat gab es eine so große Volksschicht, die der Staatsgründung innerlich noch abweisend gegenüberstand. In keinem größeren Land ist auch die Gleichgültigkeit gegen den nationalstaatlichen Gedanken so massiv gewesen wie in der deutschen Arbeiterbewegung. Das kosmopolitische und nationale Denken, das zur Zeit Goethes harmonisiert war und in den westlichen Staatsideologien es noch immer ist, mußte in Deutschland eins gegen das andere kämpfen, um nicht ganz verdrängt zu werden. Der Kriegsausbruch wird für alle, die ihn erlebt haben, dadurch unvergeßlich sein, daß ein deutsches Volksbewußtsein sich auf einmal stark äußerte. Das ganze Volk stand unter dem Eindruck, daß es als solches in seiner Existenz bedroht sei. Auch die Arbeiter, die dem Volksbewußtsein vorher in der Theorie gram waren, erfuhren plötzlich seine Wirklichkeit. Was ein Volk sei, und daß der Staat volkszugehörig, wurde jetzt erlitten, in Jubel, und für viele, die das nicht mit ihren Gedanken reimen konnten, auch unter Schmerzen! Es spürten auch sogleich alle Schichten des Volkes, daß sich Forderungen und Pflichten aus dieser neuen Erfahrung ergeben mußten. Überall waren Gruppen von Menschen entstanden, die entschlossen waren, für das bedrohte Volk

Äußerstes zu leisten; zugleich entschlossen, von sich aus die Ansprüche der Volksgemeinschaft ernst zu nehmen. Sie erwarteten aber auch auf das bestimmteste, die Regierung werde diesem Bewußtsein entsprechend sich verhalten. Diese Haltung hat sich in den ersten Augusttagen in den Massen gebildet und ist eine seelische Grundlage für alle späteren Geschehnisse geworden. Sie war auch für die pädagogische Bewegung von den größten Folgen.

Zweifellos sind somit zwei erzieherisch bedeutsame Bereiche, die Staatsordnung und die Gemeinschaft des Volkes, stärker als sonst in der jüngeren deutschen Geschichte gekräftigt aus den ersten Kriegstagen hervorgegangen.

Aber der Krieg dauerte länger, als das Volk und das Heer am Beginn mutmaßten; und es wuchs die Not. Tausende von Männern fielen Monat für Monat, die gesamte Wirtschaft wurde auf den Krieg umgestellt, die Arbeitsordnung erhielt, zumal seit der Durchführung des Hindenburg-Programms im Winter 1916/17, ein härteres Gesicht. Der Hunger begann, die Zwangswirtschaft, die Umstellung des ganzen Güterverbrauchs, bis aus dem zermürbenden Winter von 1917/18 Wirtschaft, Familiendasein, Berufsgesinnungen, Achtung vor dem Staat, alle zugleich, gefährdet hervorgingen. Die sozialen Schichten begannen sich zu verlagern, eine neue Schicht von Reichen entstand aus dem Kriegshandel, verantwortungslos, materialistisch, gemein; der Mittelstand verarmte, eine vorübergehend gut verdienende Arbeiterschaft sonderte sich von einem Proletariat, das ins größte Elend geriet. Die Zwangswirtschaft mit ihren schnell ersonnenen Maßnahmen, ihrer bürokratischen, unerfahrenen Verwaltung, die auch nicht im geringsten volkserzieherisch denken konnte, verdarb schnell die Käufermoral und das Vertrauen in die Verwaltung. Niemand konnte sich diesen Wirkungen entziehen. Die schnellen sozialen Verschiebungen, die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die sich aus der überstürzten wirtschaftlichen Gesetzgebung ergaben, die immer unsolidere Wirtschaft, die den Staat ausnutzte, alles das zerfraß das Volksbewußtsein wieder und säte Haß aus enttäuschter Liebe in allen Schichten. Deshalb in allen Schichten, weil der Wandel der äußeren Ereignisse alle Kreise eine Zeitlang zu den ungerecht Behandelten gemacht hat: die Zwangswirtschaft hat die Bauern erzürnt, die Art der Kriegsbeendigung die Soldaten, besonders die Offiziere, die Verhinderung der Sozialisierung den

Arbeiter, die Verarmung den Mittelstand, die Revolutionsversuche die großbürgerlichen Kreise. So sind im Verlauf der Kriegsjahre und der daran geknüpften Revolution die Ordnungen des Staats, das Bewußtsein der Volksgemeinschaft, Wirtschaft, Berufsverfassung und soziale Schichtung wiederholt und aus verschiedenen Motiven erschüttert worden. Ihre bildende Kraft ist getroffen worden, und die Erziehung aller Gruppen wie aller einzelnen hat darunter aufs schwerste gelitten.

Isolieren wir zum Aufweis der geschichtlichen Wandlungen, wie es eingangs geschah, von diesen Vorgängen die Ereignisse im Gebiet der *Systeme des geistigen Lebens*, so erscheint ein anderes Bild, das sich weniger scharf nachzeichnen läßt. Hat der Krieg in den Systemen der Sinnggebung, in den geistigen Überlieferungen unseres Volkes und der Europäer überhaupt, die ja alle Kinder *einer* geistigen Überlieferung sind, Wandlungen im Wesen hervorgebracht?

Fast alle Worte, Gedankengänge, geistigen Tendenzen, die im Hexensabbat des Kriegsendes und der Revolutionsjahre auftauchten, sind in der Vorkriegszeit schon dagewesen. Es könnte scheinen, als treffe eine solche Katastrophe wie die von 1914 und 1918 die Systeme der Sinnggebung unmittelbar gar nicht. Nur die äußeren Hilfsmittel scheinen von den politischen Katastrophen betroffen. So geriet die Wissenschaft in Bedrängnis, da sie Bücher nicht beschaffen konnte, auf den internationalen Austausch verzichten mußte, viele Menschen ihr verloren gingen, auf denen die wissenschaftliche Überlieferung beruhte, die nun eine entscheidende Lebensperiode hindurch ihrem Beruf entzogen wurden; eine ganze Generation verlor den Zusammenhang in diesem Erbgang der Wissenschaft. Auf künstlerischem Gebiet hat die äußere Not ebenfalls den Erbgang der Überlieferung gestört. Unter den Künsten ist die Baukunst stärker von äußeren Mitteln abhängig, und so ist vielleicht eine Kriegsfolge, daß von den großen Ansätzen der Bau- und Wohnungskunst der Vorkriegsjahre her kein starker Fortgang bemerkt werden konnte, die Führung auf dem Gebiet der Baukunst den Deutschen verloren ging. Wird jedoch die innere Stilentwicklung der jüngsten Zeit betrachtet, so hat der Krieg darauf kaum Einfluß.

Das Kriegsergebnis hat auch kaum neue Ideen hervorgebracht, wie vielfach erwartet wurde, sondern die vorhandenen geistigen

Bewegungen nur in verschiedenem Grade gestärkt oder gehemmt. Was es aber gebracht hat, ist eine ungeheure *Erfahrung* von den menschlichen Dingen, und diese Erfahrung hat den Geisteskampf in eine stärkere Hitze gebracht, einigen Tendenzen zu einer schnellen Reife verholfen. Zunächst hat im Krieg und in irgendeiner Phase auch danach jede Richtung behauptet, die Ereignisse hätten ihr recht gegeben, was sie prophezeit, sei eingetroffen, die Fülle neuer Erfahrungen bestätige ihre Ideen. Andererseits wechselten die Gedankengänge schneller als in friedlicher Zeit, die einzelnen wechselten leichter ihre Stellung, Bekehrungen wurden häufig, Entscheidungen schärfer herausgefordert; wie durch Fieber die Krankheit, wurden geistige Bewegungen hastig zu ihrem Ende gebracht. Das wird sich auf erzieherischem Gebiet zeigen lassen: neue Ideen von Kraft wurden durch den Krieg wenige in die Erörterung eingeführt, große, einfach schaffende Lösungen für alte verwickelte Fragen nirgends gefunden; aber vorbereitete Ideen fanden plötzlich ein großes Echo, wurden Volksmeinung, setzten sich durch oder kamen schneller an ihr Ende. Dies ist die allgemeine Erscheinung; auch im Gebiet der Erziehung. Die seit 1900 in Deutschland entstandene erzieherische Gefühls- und Gedankenwelt ist durch den Krieg angeregt, ihr Wachstum beschleunigt und vermehrt worden; ob ihre innere Klarheit und Kraft dabei, wie es der jetzt im Mannesalter stehenden Generation scheinen will, wirklich gewachsen ist, kann von dieser selbst nicht ausgesagt werden. Wäre es geschehen, so wäre das eine »Wirkung« der schweren Zeit, die in seltsamem Gegensatz steht zu der Verderbnis der erzieherischen Mächte und zu dem vermehrten Mißraten der wirklichen Erziehung in Schule, Haus und Werkstatt.

Das Bild der Kriegswirkungen wird noch verworrener, wenn wir anzudeuten versuchen, worin die Wandlungen des erzieherisch bedeutsamen Gedankenkreises inhaltlich bestehen. Überall da hat das Ereignis tief gewirkt, wo es als eine geistige, sittliche Katastrophe aufgefaßt, wo es religiös genommen wurde. In welchem Umfang und Ernst das geschehen ist, kann nicht Gegenstand geschichtlicher Aussagen sein, der Geisteskampf geht ja noch um die Echtheit dieses Erlebnisses und wird weiter darum gehen. Der Ausgang dieses Kampfes muß weitreichende erzieherische Folgen haben. Für die geistige Überlieferung, für ihre bil-

dende Kraft ist stets von großer Bedeutung die geschichtsphilosophische Deutung des gegenwärtigen Handelns. Die herrschende Gesellschaft in Europa steht in der Geschichtsphilosophie des Positivismus. Sie sieht das wichtigste Geschehen in den zivilisatorischen Fortschritten des Menschengeschlechtes. Die neu-deutsche Bewegung hat mit dieser Ansicht gebrochen. Sie weist eine innere Krankheit in Europa, besonders im eigenen Volke auf, deren Ursachen sie verschieden deutet. Sie nimmt Motive auf aus der romantischen Geschichtsauffassung, aus Rousseau und Nietzsche, aus der marxistischen Kritik der industriellen Gesellschaft, aus der soziologischen Forschung, die seit ihrer Unterscheidung der »Gemeinschaft« von der »Gesellschaft« neue Mittel geliefert hat, an unserer eigenen »Kultur« Kritik zu üben. Diese Kulturkritik wendet sich gegen die Profanierung alles Heiligen, die Rationalisierung, die tiefe Ungläubigkeit, die Unwissenheit über die Grundgesetze des seelischen Lebens, den Machiavellismus in der Politik, die Unfähigkeit zum gemeinschaftlichen Leben, die Maßlosigkeit im Güterbedarf, die das moderne Abendland kennzeichnen. Die Kritik hat vor dem Kriege begonnen — die erzieherische Erneuerungsbewegung stützt sich allenthalben auf sie —, nach dem Krieg hat sie sich größeren Kreisen mitgeteilt, ja ist schlagwortmäßig verbreitet und damit ent-waffnet worden, hat aber auch in anderen Personengruppen an Tiefe gewonnen. Der Radikalismus, der zu einer optimistischen Erneuerungsbewegung führte, ist durch die Nachkriegserfahrungen wieder gebrochen worden, und eine realistische und religiös bestimmte Geschichtsauffassung schält sich aus der Kritik an dieser besonderen europäischen Kultur heraus.

Auf das Ganze des erzieherischen Lebens hat die Auflösung der geistigen Überlieferungen, die zu dieser Kulturkritik geführt hat und von ihr selbst zum Teil erst vollends besorgt wird, fühlbar verwirrende Wirkung gehabt. Das äußerte sich in den beiden letzten Jahrzehnten etwa darin, daß der studierenden Jugend die Wissenschaften in ihrer gegenwärtigen Form, gerade die erfolgreichsten und feinsten, immer mehr problematisch wurden in ihrem Lebenswert, in der Fruchtbarkeit ihrer Fragestellung. Man sah, daß in der Fülle des Stoffes und der Arbeitsteilung der lebens-nährende Sinn des Theoretischen verloren wurde. Die Kunst wurde als im Grunde inhaltlos befunden, ohne religiösen und

volkverbindenden Gehalt. Den religiösen Lehren, dem religiösen Wort gegenüber empfand die Jugend die größte Unsicherheit; dieses Wort klang für sie nicht mehr so, wie man es sprach und auslegte, obgleich hinter ihm beunruhigend ein Gehalt verspürt wurde. Die Unsicherheit der Geistigen teilte sich größeren Volksschichten mit; das Schlagwort von der Relativität aller Menschenmeinung und aller Regeln herrschte bezeichnenderweise in den Nachkriegsjahren in Zeitungen und Debatten. Alles Folgen einer Unsicherheit, die sich beim Heraustreten aus den Volksbindungen schon seit dem Beginn des Industriezeitalters eingestellt hatte.

Nun ist beides zusammengetroffen: die chronische Krankheit im Geistigen und die akute Krankheit in den äußeren Lebensordnungen. Als 1806 das Deutsche Reich politisch zerstört wurde, da stand das Geistesleben in der Kirche und unter den Gebildeten in relativ gesunder Kraft; den besonderen erzieherischen Schäden der Kriegszeit konnte gewehrt werden. Der Weltkrieg hat die erziehenden Ordnungen der Gemeinschaft, Beruf, Staat und Wirtschaft viel schwerer getroffen, und obendrein im Zeitpunkt einer geistig verworrenen Lage: die Menschen dieser Zeit wissen ohnehin nicht, was die Lebensgesetze verlangen, was der Mensch ist, wie er Leid zu bestehen, woran er sich zu halten hat.

Soll der Wirkung dieser Ereignisse auf die deutsche Erziehung zusammenhängend nachgegangen werden, so ist nicht allein die Schule und ihr Schicksal zu betrachten. Die Schule ist nur eine Anstalt zu erzieherischer Hilfeleistung unter anderen; Haus-erziehung, Jugendpflege, freie Selbstbildung sind danebenzustellen.

Soll dieses Stück Erziehungsgeschichte verständlich werden — mehr als seine Konturen zu deuten, darf ein zeitgenössischer Bericht nicht versuchen —, so muß zunächst an den eigentümlichen Zustand des deutschen Schulwesens nach 1900 erinnert werden; sodann an die Bewegung, die sich mit Ideen, Versuchen und Reformforderungen gegen dieses Schulwesen erhob und in der Jugend schon erzieherisch unmittelbar wirksam wurde; dann sind erst die widerspruchreichen Einflüsse zu bemerken, die der Krieg in diese Vorgänge hineingetragen hat.

ERSTER TEIL

Schulwesen und pädagogische Bewegung der Vorkriegszeit

1. Das Schulwesen von 1900 bis 1914

Die Zeit vor dem Kriege, von der Jahrhundertwende an als eine Epoche abgrenzbar, zeigt ein festgeordnetes Erziehungswesen, das der straffen deutschen Staatsordnung entsprach und an das deutsche Wirtschaftsleben besser angepaßt war als das des 19. Jahrhunderts. Das Schulwesen ist gekennzeichnet durch strenge staatliche Regelung, Lehrziele und Stundenzahlen sind für jede Schulform, jede Klasse, jedes Unterrichtsfach behördlich genau bestimmt. Das staatliche Schulwesen beherrscht das Land; mit den Schulzeugnissen sind »Berechtigungen« verbunden; diese bestimmen die Berufsgliederung nicht nur im Staatsdienst, sondern auch in der Wirtschaft. Trotzdem es keine Schulgesetzgebung des Reiches gibt, die einzelnen Länder vielmehr ihr Schulwesen souverän bestimmen, sind doch die Verhältnisse im wesentlichen überall ähnlich. Freie Vereinbarungen der Länder über die gegenseitige Anerkennung der Schlußprüfungen und gleiche Organisation der Universitäten geben den Schulsystemen sehr verwandte Formen.¹

Am wenigsten fühlt sich die Volksschule wohl. Es gibt Landstriche, wo die Klassenbesuchsziffer überaus hoch ist. Die Arbeiterschicht klagt, daß für die Schulen der Armen zu wenig Mittel bereitstehen. Die Lehrerschaft der Volksschule wehrt sich dagegen, daß ihre Schule die der Armen sein soll. Der Gedanke einer allgemeinen Volksschule im Sinne Fichtes und Süverns wird von ihr vertreten, einer Schule, die für alle Volksglieder gemeinsam sein und die Grundschulbildung geben soll.

Die Lehrerschaft verlangt darum Abschaffung der Gymnasialvorschulen, die in drei Jahren das schulpflichtige Kind für die höheren Schulen vorbereiten. Die Kinder der Reichen und des

¹ Vgl. W. Lexis, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich, Berlin 1904, II, S. 221; R. Lehmann in Friedrich Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen, Berlin-Leipzig 1921³, II, S. 693 ff.; J. Tews, Grundzüge der deutschen Schulgesetzgebung, Leipzig 1913.

Mittelstandes sind durch die Vorschulen von vornherein abge-sondert von den ärmeren, denen der Übergang zur höheren Schule dadurch erschwert ist. Der Volksschullehrer verlangt weiter eine bessere Vorbildung für seinen Beruf. Er bemängelt, daß die Lehrerbildungsanstalten an das höhere Schulwesen nicht angeschlossen sind, so daß eine verfrühte Berufswahl, die gerade der Lehrerberuf nicht vertrage, im vierzehnten Lebensjahr nötig wird. Die Allgemeinbildung der Lehrerseminare wird als unzu-reichend empfunden, weil die Fachbildung mit ihr verquickt wird, die Internatserziehung verworfen, weil sie weltunkundig mache. Akademische Lehrerbildung wird verlangt, die den Volks-schullehrerstand an den Oberlehrerstand heranrücken soll. Als Ziel gilt ein im ganzen Reich einheitliches, in allen Stufen leicht zugängliches Schulsystem, vom Kindergarten bis zur höheren Schule von einem Geist beseelt, von einem Stand und einem nationalpädagogischen Gehalt getragen nach dem Schlagwort: »Ein Volk, eine Schule, ein Lehrerstand.«

In allen Lehrerorganisationen werden diese Gedanken genährt, ein erstaunliches Maß von Selbstschulung wird von den Lehrern geleistet; man will in dem Geisteskampf um diese Ziele Grund unter die Füße bekommen. Behörden und Parlamente sind jedoch nicht reformlustig, auch nicht die Kirchen. Von ihnen fühlt sich die Lehrerschaft besonders des flachen Landes abhängig, denn noch sind Kirchen- und Schuldienst vielfach verbunden, und die »nichtfachmännischen« Geistlichen sind in der Regel auf dem Land mit der Ortsschulaufsicht betraut: ein bitteres Gegengefühl ist weiten Kreisen der Lehrerschaft eigen.

Die Arbeiterschaft ist auch mit den Fortbildungsschulen unzu-frieden; und darin ist ein Teil der Lehrer mit ihr gleichen Sinnes. Die Schulpflicht für die Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter ist in den deutschen Ländern noch ungleich geregelt. Sie wird von den Gemeinden festgesetzt und dauert für Lehrlinge oft nur zwei Jahre; für ungelernte Arbeiter und für die weibliche Jugend fehlt sie meistens. Die Unterrichtszeit ist beschränkt auf wenige Wochenstunden, so daß eine vertiefte, zusammenhängende Bil-dungsarbeit nicht geleistet werden kann. Der Mangel wird da-durch deutlicher, daß manche Städte mit großen Mitteln sich ein mustergültiges Fortbildungsschulwesen ausgebaut haben, wie München unter Georg Kerschensteiners Leitung.

Für die Erwachsenen ist in den Industriestädten durch Einrichtungen des freien Volksbildungswesens schulisch noch kaum gesorgt. Die freie Volksbildungsarbeit wirkt entweder rein unterhaltend oder aufklärerisch nach dem Vorbild der englischen Universitäts-Ausdehnung. Sie beruht auf einer falschen Psychologie der Masse und einer veralteten Bildungstheorie und sucht in die Breite zu wirken. Von Studenten gehen Arbeiterunterrichtskurse aus, die in der Regel Elementarunterricht erteilen. Das Bildungswesen der Parteien und Gewerkschaften folgt den Methoden der freien Volksbildung. Für die Schulentlassenen sorgen große Jugendpflegeverbände und seit 1911 die Ortsausschüsse für Jugendpflege; katholische und evangelische Kirche, Arbeiterschaft, Turner, kaufmännische Verbände haben ihre Jugendvereine und suchen da, abermals mit den unzureichenden Mitteln des freien Bildungswesens, Einfluß zu üben auf den Nachwuchs, den sie an sich zu fesseln suchen nach der Losung, daß die Zukunft dem gehöre, der die Jugend hat.

Im Gegensatz zu Volks- und Fortbildungsschulen hatte das höhere Schulwesen 1901 eine Ordnung erreicht, mit der die Beteiligten zufrieden waren. Der alte Schulstreit der Gymnasien mit den Realschulen war in Preußen durch die Schulreform von 1900/01 beendet worden, und der Neuordnung waren auch die anderen Länder gefolgt. Drei Typen neunstufiger Schulen galten seitdem als gleichberechtigt: neben dem alten Gymnasium das Realgymnasium, das auf Latein, neue Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaft gleichmäßig vorbereitet, und die neue lateinlose Oberrealschule. Es wurde der Grundsatz aufgestellt, daß jeder dieser Schultypen seine Eigenart pflegen solle. Damit waren die Vertreter der Gymnasien zufriedengestellt, deren Wunsch vor allem darauf ging, ihre Schüler alle neun Jahre hindurch mit dem Studium der klassischen Sprachen zu beschäftigen. Seit 1891 waren »Reformanstalten« im Entstehen, die einen gemeinsamen Unterbau von drei Klassen für alle höheren Schulen, von weiteren zwei Klassen für die beiden Lateinschultypen enthielten; sie blieben gestattet und breiteten sich aus; den 35 Anstalten des Jahres 1900 standen schon 1903 deren 63 gegenüber.² Die innere Eigenart der einzelnen Typen bestand übrigens mehr als Anspruch denn als Wirklichkeit. Das Gymnasium des 19. Jahrhunderts war nicht

² R. Lehmann, a. a. O. II, S. 765.

mehr vorhanden; es hatte seit 1892 Deutsch, Geschichte und Religion als Fächer zentraler Bedeutung anerkennen und einen großen Vorrat mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrguts aufnehmen müssen, um den Ansprüchen der Hochschulen zu genügen. Die Realanstalten dagegen vertieften seit 1900 die Methodik der geisteswissenschaftlichen Fächer und das Studium der neueren Sprachen derart, daß auch sie als humanistische Bildungsanstalten angesehen werden mußten. Das Gymnasium verlor seinen Charakter als reine Gelehrtenschule; es wurde zu einer allgemeinwissenschaftlichen Vorschule für höhere Berufsbildung aller Art; von der anderen Seite her erreichten die Realanstalten das gleiche Ziel. Der äußere Nachteil des Systems lag darin, daß in den kleineren Städten nur einer der drei Schultypen vertreten sein konnte.

Eine weitergehende Vereinheitlichung wäre möglich gewesen, wenn die starren Schulsysteme aufgegeben worden wären zugunsten einer Schule im Reformtypus und mit beweglicher Oberstufe. Hiergegen hätten sich die Vertreter des alten Gymnasiums bis zum äußersten gestraubt, die mit dem Herzen doch der reinen Gelehrtenschule anhängen; und so blieb man, mit der Gleichberechtigung zufrieden, bei dem Stand von 1901 gern stehen.

Die Schulreform von 1901 ging zusammen mit einem äußeren Aufschwung des höheren Schulwesens. Die Zahl der Schulen nahm zu; neben 22 Gymnasien wurden 265 realistische Lehranstalten von 1901 bis 1914 gegründet. Neue Schulbauten entstanden, besonders in den aufblühenden Industriegebieten, in großer Zahl; und sie hatten nicht mehr das alte klösterliche oder kasernenartige Aussehen, sie waren sonnig, luftig und weiträumig gebaut. Ein Zeichen auch für die inneren Umwandlungen der höheren Schulen. Sie verloren einiges von dem muffigen, pedantischen Geist, der wie ein Gespenst auf der Jugend der vorhergehenden Jahrzehnte gesessen hatte. Neben den alten feinen Gelehrten, mit den Entartungsformen der Sonderlinge und Schulpedanten, erschien immer häufiger eine neue Art von Lehrern auf dem Katheder: offiziersmäßig straffe und frische Menschen. Die Jugend begann mehr Sport zu treiben, Turnen und Spielen wurden höher geachtet, ein weltmännischer Zug, dem Geist des neuen Reichs entsprechend, teilte sich langsam auch den Schulen besonders der Großstädte mit. Die Lehrer wurden besser be-

soldet, Sammlungen und Laboratorien reich ausgestattet. Bei alledem blieb das Grundgefüge der Schule unverändert: der Typus der rein »intellektualistischen« Schule, die Übermenge der Fächer, des Lehrstoffs und der Stundenzahl, die Unsinnlichkeit aller dieser Schulen, die um so einseitiger macht, je weniger die Schüler im Vaterhaus von der Landarbeit, dem Handwerk oder mannigfacher Geselligkeit der früheren Familienkultur noch mitgebildet wurden. Das starre System brachte auch weiterhin schematische Behandlung der Schüler mit sich, die mit achtzehn Jahren auf denselben Schulbänken sitzen wie mit zehn, durch neun Klassen hindurch alle das gleiche lernen müssen, festumrissene Lehrziele in Stunden- und Tagespensen erledigen und den Tag der Freiheit herbeisehnen, an dem sie auf eine Hochschule entlassen werden, die in grellem Gegensatz zur höheren Schule die freieste Bildungsanstalt der Welt ist.

Auch die Hochschulen waren in der letzten Vorkriegszeit äußerlich gewaltig entwickelt worden, in Preußen besonders durch die Fürsorge Friedrich Althoffs. Sie waren dem neuen Zustand der Wissenschaften organisatorisch angepaßt worden und reich mit Geldmitteln versehen. Neben den alten Hochschulen waren die technischen Hochschulen entstanden, die sich auch als allgemeinbildende Anstalten auszubauen und somit den Universitäten zu nähern begannen. Die Zahl der Studierenden stieg beträchtlich, besonders seit 1911.³ Die Studiendauer verlängerte sich, dem verzweigteren Ausbau der Wissenschaften entsprechend. Das deutsche Volk durchsetzte sich mehr als je mit einer Schicht fachwissenschaftlich und technisch hochwertig durchgebildeter Beamten, Kaufleute, Ingenieure. Es entsprach das den Bedürfnissen des Industriestaates ebenso wie der jüngeren deutschen Geistesüberlieferung. Zwar wurde gerade diese auch in Frage gestellt; pädagogische Mängel der Hochschule wurden von Hochschullehrern und Studierenden gesehen und das Problem einer Hochschulreform kurz vor dem Krieg viel erörtert. Die Einschränkung der Vorlesungen zugunsten der seminaristischen Übungen in didaktischer Beziehung, die Einrichtung einer humanistischen, die Spezialstudien ergänzenden und die Fülle des Wissens zur Bindung und überschauenden Darstellung bringenden Fakultät wurde diskutiert. Ein großes System mittlerer Fach-

³ Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reichs 1921/22, S. 320.

schulen, ebenfalls seit 1900 stark ausgedehnt, ergänzte die Hochschulbildung.⁴ Das ganze mittlere und höhere Schulwesen stellt ein reichgegliedertes, umfassendes und wissenschaftlich hochwertiges Bildungswesen dar, wie es selten ein neueres Volk gehabt hat.

2. Die pädagogische Bewegung seit 1900

Dieser äußerlich glänzende Zustand wurde jedoch nicht einheitlich beurteilt. Eine wachsende Minderheit von Schriftstellern und Pädagogen stellte sich gegen den Geist des deutschen Erziehungssystems. Das stand im Zusammenhang mit einer Wendung, die das deutsche Geistesleben seit 1900 machte. Es überwand den Geist der Aufklärung und der materialistischen Philosophie, der sich nach dem Zusammenbruch der Hegelschen Schule und besonders seit der Märzrevolution in Deutschland wieder durchgesetzt hatte. Damals war die neuhumanistische Bildungswelt zergangen, die westliche Philosophie des Positivismus ersetzte die idealistische; und sie wußte die breiten Schichten des Industrievolks zu gewinnen. Die exakten Naturwissenschaften übernahmen die Führung. Weder die Kirchen noch die Kreise der humanistischen Bildung vermochten auf die Wandlungen im Volksleben tiefen Einfluß zu üben und die Volksbildung in der Ordnung zu halten. Vielmehr gerieten sie selber unbewußt in die mechanistische Denkart hinein. Die neue Aufklärung ging mit der Zeit; ihre Gedanken entsprachen dem hochkapitalistischen Wirtschaftssystem; sie ließen sich ebenso für die Arbeiterbewegung verwenden, die im neuen Reich zu einer großen inneren Macht heranwuchs. In den Gebildeten wurde eine intellektualistische Denkart herrschend, der jedes tiefere Wissen um die menschliche Seele, um das Zusammenwirken des Menschen in der Gemeinschaft, um Gott und Welt abging. Es war, als wenn die alten Bildungswelten angesichts der neu auftauchenden Fragen des Maschinenzeitalters gelähmt wären. Bildung wurde zu einer bloßen Sache des Intellekts, ja des Schulwissens. Die Verwüstung ganzer seelischer Provinzen war die Folge. So entstand eine Arbeiterschaft, die sich mit dem Volkstum in keiner inneren Verbindung mehr fühlte; und wirklich wurde auch an ihr gehandelt, als ob eine solche Verbindung nichts Wichtiges sei.

⁴ Kühne, Handbuch des Berufs- und Fachschulwesens, Leipzig 1922.

Die Wohnungsform der neu entstandenen Fabrikstädte, die ungehemmte Reklamewirtschaft und Rationalisierung nahmen dem Arbeiter den Beruf und die seelische Bindung an andere Schichten. Auch die geistige Welt, wenn man das Volksganze ansah, geriet aus den Fugen. Wo die Kirchen ihre Kraft verloren, da ging auch der Zusammenhang einer die Tiefen der Seele ausmessenden Überzeugung verloren. Die Künstler standen außer Verbindung mit dem Empfinden der größten Volksschichten; das Zeitalter mangelte eines eigenwüchsigen Baustils. Die Warenproduktion hatte keinen Zusammenhang mehr mit der Kunst. Ein europäischer Vorgang ereilte die deutsche Kultur verspätet, aber verstärkt: denn überall war die reine Geldgesinnung eingebrungen, hatte den künstlerischen Stil zerstört, die Volkssitten verarmt, auch anderswo hatte die Bildungskraft der Kirche eingeüßt, war der Intellektuelle an die Stelle des Geistigen getreten, hatte die Aufklärung, das tiefere Wissen um seelische Dinge verschüttet. Aber alles war in Deutschland besonders jäh gekommen.

Die innere Verarmung kam allmählich einzelnen zum Bewußtsein, und es wurden prophetische Bilder eines neuen Menschentums und neuer Grundlagen der Erziehung lebendig. Wie Carlyle und Ruskin in England, Tolstoi und Dostojewski in der östlichen Kirche, so haben in Deutschland Nietzsche, Lagarde und Langbehn gewirkt. Eine scharfe Kritik wandte sich gegen den modernen deutschen Menschen. Es entstand eine Gegenbewegung gegen die herrschenden Bildungsgedanken ähnlich jener Bewegung, die mit Herder und Möser vor 150 Jahren in Deutschland gegen die Aufklärung eingesetzt hatte; man kann sie als die neudeutsche Bewegung bezeichnen.

Die Feindschaft dieser Kritiker galt dem neuen deutschen Obrigkeitsstaat und seiner äußeren Machtentfaltung, sie galt den modernen Wirtschaftsherren und ihrem kleinbürgerlichen Gefolge in seiner geistlosen Behaglichkeit, sie galt der Kirche, die sich mit dem Staate zu äußerlich verbunden hatte, und vor allem der einseitigen Schulbildung.

In Nietzsches Idealen lebten antik heidnische Züge auf; sein starkmütiger Mensch pries die Adelstugenden, verriet nicht die Freude und nicht den gesunden frohen Leib, er leugnete keine tragische Spannung des Lebens und überwand das Leid durch

heroisch-skeptisches Ja. In dem Buch des Rembrandt-Deutschen und in Lagardes Deutschen Schriften wird der wahre Geist des deutschen Volkstums aufgerufen, eine »deutsche Renaissance« gefordert, die sich gegen die Mechanisierung des Lebens, gegen das Zweckhafte und Veräußerlichte des neueren deutschen Menschen wendet.

Diese prophetischen Rufer wiesen noch keine Straße, aber sie wühlten auf. Seit den neunziger Jahren ist ihre Wirkung zu spüren. Eine immer breitere Kritik gegen das Bildungsideal der Zeit setzt ein, und stärker und bestimmter wird eine Erneuerung der Erziehung gefordert: eine neudeutsche *pädagogische Bewegung* entsteht.⁵ Zunächst sieht sie vereinzelte Schäden, sucht einzelne Unterrichtsgebiete zu reformieren. Einige Kritiker greifen das gesamte Schulsystem an, aber sie selbst sind vielfach noch verstrickt in Irrtümer des alten Systems. Erst allmählich wird der ganze Zusammenhang sichtbar zwischen der herrschenden Weltanschauung und dem menschlichen Versagen der Wirtschafts- und Staatsordnung, zwischen dem Gang der religiösen Entwicklung in Europa und der großen inneren Unsicherheit, in der der europäische und besonders der deutsche Mensch steht. Um es vorwegzunehmen: erst gegen Ende des Kriegs und in den Jahren der deutschen Staatsumwälzung ist allgemeinere Einsicht in diese Zusammenhänge gewonnen worden. Sie äußerte sich in zahlreichen geschichtsphilosophischen Deutungen über den Sinn der abendländischen Entwicklung seit Luther, Calvin, Galilei und dem Tridentinum. Alles spätere Erziehungsdenken ist von diesen Geschichtsdeutungen abhängig. Sie haben auf der einen Seite geradezu gelähmt, auf der anderen den religiösen Zeitbegriff neu hervortreten lassen, nach einer dritten Richtung hin geistigen Radikalismus in das deutsche Geistesleben gebracht, einen Drang, den Zerfallerscheinungen bis an die Wurzel nachzuspüren, der seit dem Rousseauismus so in Deutschland nicht wieder vorhanden war.

Wir folgen den einzelnen Zügen dieser pädagogischen Bewegung, die, bevor sie zu ihrer vollen Reife kam, schon das Bildungs-

⁵ Vgl. R. Lehmann, Die pädagogische Bewegung im Beginn des 20. Jahrhunderts, Jahrbuch des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht 1920, S. 60 ff. Derselbe, Die pädagogische Bewegung der Gegenwart. München 1922. Herman Nohl, Die neue deutsche Bildung, Pädagogisches Zentralblatt 1921, S. 192 ff.

wesen und das Jugendleben auf ihre Bahn zog und so Schritt für Schritt geschichtlich zur Wirkung gelangte.

1. Eine schlichte, auf ein scheinbar enges Gebiet begrenzte Reformbewegung war symptomatisch. 1893 erschien Konrad Langes Buch über »Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend«, es brachte die *Kunsterziehungsbewegung* in Gang. Von 1900 bis 1905 fanden drei Kongresse von Pädagogen, Künstlern und Schriftstellern statt, die Kunsterziehungstage von Dresden, Weimar und Hamburg. Unter Führung von Alfred Lichtwark, dem Hamburger Museumsleiter, von Ludwig Pallat und dem Hamburger Lehrer Carl Götze ist seitdem einer neuen Auffassung der künstlerischen Bildung Bahn gebrochen worden. Dem alten kopierenden und rationalen Zeichenunterricht wurde der freigestaltende und nach der Natur arbeitende gegenübergestellt; an Stelle der historischen Kunstbetrachtung wurde zu einem edlen, seiner Schranken sicheren Dilettantismus angeregt, zu einer selbsttätigen Beschäftigung der Jugend mit den künstlerischen Materialien. Die Tendenzen Fröbels waren mit einem Male wieder lebendig. Auch auf die Bildung zum Wort achtete die Bewegung; die Künstler wandten sich gegen die schulmäßig rationale Behandlung der Dichtung, und in der Folge wurden besonders von Hamburger und Bremer Lehrern neue Wege für den Aufsatzunterricht gesucht. Götzes Zeitschrift »Der Säemann« verbreitete die Gedanken dieser Bewegung in der Lehrerschaft.

Sie wurde mächtig gestärkt durch die künstlerische Erneuerung, die um 1910 in Deutschland sich regte. Seit dem Wirken van de Veldes und des deutschen Werkbundes, seit Schultze-Naumburg und Ostendorf, dann Messel, Behrens, Gropius und andere Architekten wieder ein neues Bauen eingeleitet haben, seitdem man der Lüge im Ausdruck der Geräte und Bauten ins Gesicht zu leuchten verstand, begannen Städte, Fabriken und Landschaften ein neues, klares und wahrhaftigeres Aussehen anzunehmen. Die Malerei setzte einen Stil durch, der die akademischen Schulen durchbrach und für die irrationalen Bezirke der menschlichen Seele, für das Nächtliche, Leidhafte, schlechthin Kreatürliche Gestaltung fand. Unter dem Einfluß des schwedischen Turnens, aber auch von Nietzsches Auffassung der Antike her, entstanden neue Formen des Tanzes und der Gymnastik. Auch sie enthielten ein tieferes Wissen um den körperseelischen

Zusammenhang. Gymnastik und Tanz wurden der virtuoson Auffassung des Balletts und der Theater entrissen, sie wurden Ausdruck eines »neuen Adels«, und die Haltung aller neu entstandenen gymnastischen Systeme ist ergriffen, ernst und zugleich voll freudiger Gelöstheit. Diese künstlerische Renaissance der Jahre kurz vor dem Krieg hat der Kunsterziehungsbewegung Rückhalt gegeben.

2. Hatten sich hier kunstsinnige Menschen gegen einzelne Gebiete der deutschen Schulerziehung gewendet, so traten zugleich eine Reihe von Pädagogen hervor, die das gesamte Schulsystem als intellektualistisch entartet darstellten. Sie fanden, daß die Schule bürokratisch auf einen Normaltyp von Schülern zugeschnitten sei, auf den rezeptiven, gut lernenden oder beschaulichen Menschen. Man forderte, die Schule solle für das Leben erziehen und den Menschen selbständig werden lassen auf den Gebieten seiner Veranlagung; die *Individualität* des Kindes müsse erzieherisch benutzt werden. Diese Betonung der Individualität war um 1900 allgemein und stammte zum Teil aus der individualistischen Auffassung vom Menschen, wie sie Nietzsche vertrat. Pädagogisch war sie durch Ellen Keys »Jahrhundert des Kindes« angeregt. Ludwig Gurlitt, Lehrer an einem Steglitzer Gymnasium, führte von diesem Standpunkt aus gegen die höhere Schule einen Kampf, dem die Weimarer Erziehungstage eine größere Öffentlichkeit schufen. Berthold Otto entwickelte in Schriften und in seiner Schule in Lichterfelde eine neue Unterrichtspraxis, die das übliche Verfahren vollkommen umwendete: das Kind fragt, und der Lehrer hilft ihm, selber zur Antwort zu kommen. Das Kind stellt Aufgaben, der Lehrer hilft sie lösen. Es gibt keinen starren Lehrplan, keine starren Lehrziele. Das Leben des Kindes in seinen Gemeinschaften und seinen Interessen führt »auf natürlichem Weg« den Fragenkreis herbei, den es braucht; die Schule sucht auf diese Fragen zusammenhängende, gründliche Antworten zu finden. Das Kind arbeitet selbst, sein Gedankenkreis wird nicht mehr nach einem Schema aufgezwängt. Auch die Schulzucht soll sich natürlich ergeben: aus der Arbeit, aus dem Interesse, aus der natürlichen Autorität des Lehrers. Überall ist Raum für die Individualität zu schaffen: die Kulturansprüche setzen sich dann in der Gegenwart des ordnenden Lehrers von selber durch.

In dem herrschenden Schulsystem war Zucht, war Pflicht, war Autorität der gepriesene Pfad einer »Erziehung zur Persönlichkeit«. L. Gurlitt bemühte sich, nachzuweisen, wie wenig in diesem System selbständige und tapfere Menschen erzogen werden. Freiheit, Natürlichkeit wurden jetzt dagegen gesetzt wie zu Rousseaus Zeit. Die individualistische Begründung dieser Freiheitspädagogik verbarg eine Weile die allgemeine pädagogische Wahrheit, die in ihr mit gemeint war. Daß die Individuallage des Kindes seine Erziehung bestimme, ist ein Grundsatz jedes neueren erzieherischen Denkens, und Pestalozzi, der nie individualistisch dachte, hat ihn begründet. Unter dem Schlagwort einer »Pädagogik vom Kinde aus« ist dieser Grundsatz neu verstanden und freilich auch mißverstanden worden. Regsame Gruppen von Volksschullehrern, zumal in Hamburg, Bremen und Sachsen, suchten dieses Grundgesetz im Unterricht der Volksschule wieder zur Geltung zu bringen, so gut es das staatliche Schulwesen erlaubte.

Eine Reihe von Reformen ergab sich; alle wollten sie den Unterricht stärker individualisieren. Die Heimatbeziehungen im Lehrstoff wurden hervorgekehrt, zumal unter dem Eindruck der Heimatkunst und des volkshundlichen Interesses, das seit 1900 im Geistesleben auftrat, als die romantische Tendenz in der neudeutschen Bewegung. Man begann, den Kindern in der Schule die landschaftliche Mundart zu gönnen. Ferner setzten Versuche ein, die Kinder großer Schulen nach Begabungsstufen in gesonderte Schulklassen zu trennen. Sickinger führte in Mannheim eine solche Gliederung durch und fand Anerkennung. Auch die Forschung ging diese Wege mit; die differentielle Psychologie kam voran, besonders die Kinderpsychologie und Jugendkunde; und das Problem der Begabung wurde neu untersucht. — Für die höheren Schulen wurde größere Bewegungsfreiheit besonders der höheren Klassen verlangt; Gelegenheit zu selbständigem Arbeiten, Wahlfreiheit gewisser Fächer und die Auflösung des starren Klassensystems. Behutsame Vorschläge dazu hatten Friedrich Paulsen und Rudolf Lehmann gemacht; Berthold Otto hatte in seiner kleinen Schule das Äußerste gewagt; die Odenwaldschule Paul Gehees unternahm es zum ersten Male, die Unterrichtsziele der höheren staatlichen Schulen durch ein System von Kursen zu erreichen.

3. Die Reformbewegung entwickelte ferner eine neue *Arbeitspädagogik*, ebenfalls im Gegensatz zur rezeptiv-intellektualistischen alten Schule. Sollte die Individualität Spielraum erhalten, so mußten die erzieherischen Werte aller Arbeitsgebiete aufgesucht werden, nach denen die verschiedenen Begabungen drängen. Die alte Schule wußte mit den praktisch Begabten nichts anzufangen. Die Verfechter des Arbeitsschulgedankens, am tiefsten Georg Kerschensteiner, haben sich um dieses Problem theoretisch wie praktisch bemüht. Kerschensteiner wies als erzieherisch besonders wertvoll alle jene Arbeiten nach, die ein selbständiges Denken erfordern, das sich nach vollbrachter Arbeit an einem greifbaren Werkstück selbst kontrollieren kann. Das naturwissenschaftliche Laboratorium, vor allem eine Reihe von Handwerksarbeiten, erhalten damit einen neuen Rang in der Jugend-erziehung. Handarbeit kontrolliert sich am leichtesten selber. Diese Einsicht hat große Bedeutung. Für die Fortbildungsschulen und das ganze Berufsschulwesen ist damit ein Punkt gefunden, von dem aus sie zu Schulen der Menschenbildung entwickelt werden können. Die amerikanische Pädagogik des berufstüchtigen, selbständigen Menschen wird für die deutsche Bewegung wirksam; Einsichten Pestalozzis und Fröbels erneuern sich auch hier.

4. Die Arbeitsschulbewegung hat sich als *soziale Pädagogik* bezeichnet und damit die individualistische Begründung überwunden. Indem sie das Kind im Unterricht aktiv macht und seinen spontanen Regungen nachkommt, organisiert sie die Arbeit als gegenseitige Hilfe und bindet das Kind so an eine Gemeinschaft der Arbeit. Sie sucht damit, nach Kerschensteiners Ausdruck, »staatsbürgerlich« zu erziehen. Der Grundsatz einer »Pädagogik vom Kinde aus« ordnet sich so dem Gedanken der Gemeinschaftserziehung unter. Er wird am Anfang der pädagogischen Bewegung wenig genannt; allmählich beherrscht er alles. Besonders die Kriegszeit hat diesen Gedanken dann zum Schlagwort werden lassen. Es ging der Reformpädagogik auf, daß die alte Schule höchst individualistisch aufgebaut war und doch der Individualität keinen Raum gönnte: im Unterricht kannte sie nur die isolierte Beziehung des Schülers zum Lehrer. Die Beziehungen der Schüler untereinander, Kameradschaft, junges Führertum, gegenseitige Hilfe und Korpsgeist wurden erzieherisch und unter-

richtlich unbenutzt gelassen: diese mißachteten Kräfte verzehrten sich daher in der Feindschaft gegen die Schule. Die pädagogische Bewegung ward dessen wieder inne, was das Geschlecht Schleiermachers schon vertreten hatte, daß starke Individualität in starker Gemeinschaft wurzelt; und wie von Pestalozzi die Wohnstube als Hauptmacht der Erziehung gesehen wird, so sollte jetzt die Arbeitsgemeinschaft, die Kameradschaft erzieherisch gestaltet werden. Pestalozzi erfährt darum geradezu eine Renaissance; Natorp, Berthold Otto und Kerschensteiner berufen sich immer wieder auf ihn.

5. Es entstand weiter die Aufgabe, nicht nur den Unterricht von sozialen Spontankräften tragen zu lassen, sondern eine ganze Schule. Eine kraftvoll urwüchsige, echt erzieherische Natur: Hermann Lietz, ein Schüler von Wilhelm Rein in Jena, angeregt durch das englische Internat Abbotsholme, hat diese Aufgabe in seinen *Landerziehungsheimen* zu lösen unternommen. In Ilsenburg am Harz, Haubinda in Thüringen, Bieberstein in der Rhön gründete Lietz private Schulheime in ländlicher Einsamkeit, die ein rüstiges, jugendfrohes Leben entfalteten; Lehrer und Schüler waren in Kameradschaft verbunden, statt des eingewurzelten Mißtrauens der alten Schulzucht sah man hier zum erstenmal seit langem wirkliches Vertrauen zwischen Schülern und Lehrern. Es entstand in der Folge, meist von Lehrern von Lietz gegründet, eine ganze Reihe solcher Heime und damit ein Typus von höheren Schulen, an denen der praktische Mensch galt, an denen viel Handarbeit geleistet wurde, wo leibliche Tüchtigkeit und Gesundheit ein hoher, geradezu geheiligter Wert war, und wo eine Schulgemeinde zu einer Gemeinschaft des Alltags wie reiner Feierstunden verbunden wurde. Diese Heime waren die Sehnsucht aufgeweckter Jugend. Die »Freie Schulgemeinde« Wickersdorf, von Gustav Wyneken begründet, die Odenwaldschule Paul Geheeb's, Johannes Langermann gingen einen Schritt weiter; sie versuchten, den Gedanken der Selbstverwaltung und Selbstzucht mit dem der Schulgemeinde zu verbinden. Nach der Theorie der Schule von Wickersdorf soll die Schulgemeinde eine Stelle der Aussprache zwischen Lehrern und Schülern sein, an der sich eine öffentliche Meinung bilden soll, in der die Idee der Schule sich rückwärts festigt; es soll eine »sich selbst erziehende Gemeinschaft« entstehen, die fortan »das einzige Objekt und Subjekt der

Erziehung« sein soll. Der Gedanke der Schülerselbstverwaltung, aus Amerika in die deutsche Reformpädagogik eingedrungen, gewann hier ein eigenes Gesicht; aus einem pädagogischen Mittel wurde er zum Ausdruck einer starken Erziehungsgemeinschaft.

Friedrich Wilhelm Foerster hatte den Gedanken in Deutschland vertreten, vom moralpädagogischen Gesichtspunkt aus. Auch seine Moralpädagogik geht vom Kinde aus, von dem Drang zur Kraftentfaltung, der den jungen Menschen beseelt und der nach freiwilliger Bindung und Einordnung verlangt. Seine lebenskundlichen Betrachtungen ermunterten die Jugend zur Selbstzucht; und freiwillige Disziplin war das Wunder, das die von Lietz angeregten Schulgründungen der deutschen Jugend damals zeigten.

Nach einer zweiten Richtung suchte die »Freie Schulgemeinde« eine autonome Erziehungsgemeinschaft zu begründen, indem sie einen eigenen Gedankenkreis entwickelte, in der Nachfolge Fichtes. Sie wollte damit auch den Bildungsinhalt ihres Gemeinschaftslebens, möglichst auch ihres Unterrichts, innerlich vom alten Schulwesen lösen. Die Schule entwickelte ihre Lebensansicht und Lehre und verteidigte sie gegen die Zeit, versammelte produktive Männer und näherte sich damit den alten Gelehrtenschulen der humanistischen Zeit, die ja auch ihr eigenes Gesicht hatten und die geistige Wirkung großer Rektoren zuließen. Auch hier wurde, im Unterschied zur Staatsschule, der Individualität geistig eigenwüchsiger Menschen Raum gegönnt, und dieser Sondergeist vertrug sich mit dem Wesen der Gemeinschaftserziehung im Innersten. Freilich spiegelte die Wickersdorfer Schule auch die geistige Verwirrung und Grundlosigkeit dieser Zeit wider die Trennung der Erziehung vom Volke.

3. Jugendbewegung

Was Schulreformer und Kritiker forderten, das war in einer höchst eigentümlichen Bewegung schon Wirklichkeit geworden, und diese Bewegung hat damit der Schulbewegung am wirksamsten Bahn brechen und einem neuen Bildungsgedanken konkrete Form geben können. Wie der Bildungsgedanke des Neuhumanismus in den geselligen Kreisen am Weimarer Hofe, in der Jenaer und Berliner Gesellschaft und danach in unzähligen ähnlichen

Kreisen sich konkrete Gestalt gab, so verdichtete sich der neue deutsche Bildungsgedanke in der Jugendbewegung.⁶

Sie entsteht zur gleichen Zeit mit der übrigen pädagogischen Bewegung und an den gleichen Orten, im geschichtlichen Zusammenhang mit ihr: in Hamburg, in den Vororten von Berlin und breitet sich über das ganze deutschsprechende Land aus.

In Steglitz, der Wirkungsstätte Gurlitts und benachbart Berthold Ottos Schule, bildet sich kurz vor 1900 unter Führung des Studenten Karl Fischer ein Schülerbund. Er bereitet sich an den schulfreien Tagen ein wildes Eigenleben, das sich von den Mächten der äußeren Autorität durch eine Art Flucht frei macht. Junge Kerle, von der Schule zu einseitig verstandesmäßig beschäftigt, von der äußerlichen Zucht angewidert, die die Kirche als heuchlerisch verachten, den Staat mit seiner militärischen Disziplin ablehnen, öffnen sich auf Wanderungen eine Welt des Abenteuers, der Vagabundenfreiheit, der einfachsten Genüsse. Am Bach einen Brei auf offenem Feuer kochen, gilt ihnen mehr, als zu bürgerlichem Festmahl geladen sein; die Kundensprache sprechen mehr, als sich in gelehrtem Deutsch ergehen; im Heu schlafen, auf Flößen fahren, die Gastfreundschaft der Bauern genießen mehr, als bequem zu nächtigen; und rauhe Offenheit geht ihnen über höfliche Sitte. Daß man die anspruchsvollen Autoritäten ablehnt, macht Kraft frei, der natürlichen Autorität eines frei gewählten Führers schwärmerisch Gefolgschaft zu leisten. Entfloh man der lärmenden Stadtwelt und ihren Lügen, so begann die Stille der Heiden und des deutschen Waldlandes mit eins neu zu sprechen, legte ein neues Schweigen in die ehrfurchtarme Sitte der Zeit und weckte eine unbewußte, ungestaltete Frömmigkeit auf.

Die Steglitzer Schar machte Schule; aus ihr entstand der »Wandervogel«, der in Hunderten deutscher Schulstädte seine kleinen Gruppen hatte, zusammengefaßt zu einigen großen Bündeln. In allen Gruppen ging es um Selbsterziehung der Jugend durch die

⁶ Vgl. A. Messer, Die freideutsche Jugendbewegung, ihr Verlauf von 1913 bis 1923⁶, Langensalza 1924; V. Engelhardt, Die deutsche Jugendbewegung als kulturhistorisches Phänomen, Berlin 1923; Th. Herrle, Die deutsche Jugendbewegung, Stuttgart-Gotha 1922; Fr. W. Foerster, Jugendbewegung, Jugendseelc, Jugendziel, München-Leipzig 1923; E. Spranger, Humanismus und Jugendpsychologie, Berlin 1922; ferner die Literatur bei Messer.

Jugend; in allen wurde scharf Auslese getroffen. Dauernd erneuerte sich die Entscheidung für den Führer, die Wahl des Kameraden. Es entstand daraus immer neue Gruppenspaltung, Neugründung und Umwandlung der großen Bünde, so daß niemals eine Zusammenfassung aller Wandervögel, obgleich oft versucht, gelingen konnte. Indem man sich zwang, die Auslese ständig zu überwachen, »abzulehnen« oder »anzuerkennen«, war in dieser Bewegung, den einzelnen unbewußt, ein erzieherischer Trieb wirksam. Er erzeugte allmählich einen irrational bestimmten, scharf umrissenen Typus und damit einen bestimmten Bildungsgedanken.

Die Bünde schufen sich, ohne viel Beihilfe Erwachsener, ihre Organisation, gründeten Zeitschriften, gliederten sich in Gaue, hielten ihre Treffen im Gau und im Reich und verschafften sich so Rückhalt einer am anderen, der manch einem bitter not war, der sich in der Gegnerschaft gegen Sitte und Denkart der Eltern und der Schule mit seinen Kameraden einsam fühlte.

In Kürze, und das gab Grund zu den ersten tieferen Spaltungen, ergriff die Bewegung auch die Mädchen; sie erhielten ihre eigenen Gruppen, traten gelegentlich auch in die Knabengruppen ein. Sie nahmen dem Wandervogel viel von seinem rauen Naturburschentum, aber sie machten die Bewegung wirklicher; auch die Beziehungen der Geschlechter gingen nun in die Selbsterziehungsaufgabe ein; auch sie lösten sich von der altbürgerlichen Sitte los und suchten eine neue Regel, die einfacher sein und keine Lüge mehr dulden wollte.

Von den höheren Schulen griff die Bewegung auf die Universitäten über. Den Anstoß dazu gab der Hamburger Wanderverein, der 1905 entstand, dem Wandervogel verwandt, weniger triebhaft und mehr denkerisch. Aus ihm ging der erste studentische Bund der Jugendbewegung hervor: die Freischar, die bald an vielen Universitäten auftrat. Aus früheren Wandervögeln und sonstwie von der neudeutschen Bewegung erfaßten Menschen, besonders aus dem Kreis der abstinenter Studenten, entstanden eine Reihe ähnlicher Bünde. Sie kehrten sich von der studentischen Sitte ab, zumal von den Trinksitten, suchten die Idee der Universität neu zu erfüllen und üben in ihrem Leben gleichfalls eine neue Art.

Um 1913 war diese neue Sitte in allen Kreisen der Jugend

bewegung deutlich da. Sie entsprach durchaus den abstrakten Forderungen der Schulreformer. Der Bildungsgedanke, wie er in den neuen Landerziehungsheimen galt, stimmte mit dem aus der Jugend von selber erwachsenen Ideal wesentlich überein. Nietzsche war in beiden wirksam. Die Umwertung der Werte wurde wirklich begonnen, überlieferte Sitte und Lebensauffassung nicht nur abgewiesen, sondern überall eine neue Bindung teils anerkannt, teils, und darin wurden die Grenzen der Bewegung erfahren, bloß ersehnt.

Die Aufgabe einer so radikalen Selbsterziehung war freilich unübersehbar. Es ist kein Wunder, daß viele einzelne an ihr scheiterten, daß eine Generation sie nicht lösen konnte. Was zunächst gewonnen wurde, reichte nur in die Sitte der Bildungsbünde selber und in die nächsten persönlichen Beziehungen. Aber in diesem kleinen Bannkreis wurde eine wirklich jugendgemäße Lebensart ausgebildet. Die Jugend lernte das Schweigen, die Kraft des unverbrauchten Wortes; sie wußte wieder zu singen, sich ihres Körpers zu freuen und überwand so den Sport, der es auf die Leistung absieht, statt auf die Freiheit und Beseelung der leiblichen Haltung. Die Jugend bildete die rhythmische Gymnastik aus, sie versuchte zu mimen, fand neue Formen der Jugendbühne und Verständnis für das Volksspiel und die Gemeinschaftsbühne. Die Jugend lernte den Volkstanz als den formenreichen und zuchtvollen Tanz zum Gesang. Aus ihrem Kreis sind wieder volkstümliche Erzähler hervorgegangen. Die Kunsterziehungsbewegung, die auf Aktivität ausging, brauchte nicht länger zu theoretisieren: die Jugend verwirklichte ihre Forderung.

Soll schließlich die sittliche Gesamthaltung dieser jungen Menschen angedeutet werden, so ist wesentlich, daß der wahrhaftige, »echte Kerl«, der »soziale Mensch«, der in der Gemeinschaft sich zu bilden sucht für die Gemeinschaft, dieser Erziehung als Ideal gilt. Dieser soziale Mensch kann mit allen rüstigen Menschen aller Volksschichten Gemeinschaft halten, und es ist von ihm zu erwarten, daß ihm keine wertvolle Arbeit zu schmutzig ist, daß er sich überall zu helfen weiß und selbst einfache Bedürfnisse hat. Nicht als ob die Jugend diesem Ideal entsprochen hätte, aber sie wertete sich danach.

Das tiefste, was in diesen Bünden gelebt wurde, war das Wissen um die inneren Schichten der Seele, um die Irrationalität des Le-

bens, um die Reinheit und Güte erotischer Beziehungen; es war die Einsicht in die Notwendigkeit geistiger Sammlung und einer neuen Askese, eines neuen Opfers niederer Werte um höherer willen. Überall drang die Jugend dieser Bünde auf Wahrhaftigkeit. Durch alle Konventionen hindurch die Wirklichkeiten der Seele und ihre gültige Ordnung selber unmittelbar zu erfahren, ist ihr letztes Bestreben. Sie wagte in der Maschinen- und Intellektuellenwelt Sakrales anzuerkennen: die unberührte Natur galt ihr heilig so gut als die Frau, als das Kind, gegen dessen Vergewaltigung empfindlich zu sein man in der Schule gelernt hat; heilig galt ihr Volkstum und Vaterland und die Vaterländer fremder Völker. Und schließlich wurde die religiöse Frage dieser Jugend bewußt, für die das ausgehende 19. Jahrhundert wenig Raum gehabt hat. Da man aber überall das verbrauchte Wort des alten Geschlechts abwies, neues Wort weder besaß noch anfangs als notwendig empfand, so war es für den einzelnen wie für die Bewegung schwer, in dem Gewitter des allgemeinen Formwandels zu gedeihen.

Die neuen Bünde wurden im Jahre 1913 zum erstenmal zu einer großen Aussprache zusammengeführt und dabei zum Bewußtsein ihrer geschichtlichen Stellung gebracht. Zur Jahrhundertfeier der Leipziger Schlacht hatten die inkorporierten Studenten eine Feier am Völkerschlachtdenkmal anberaumt, die sich in den Formen der alten Kommerssitten bewegen mußte. Abstinente Studenten planten eine Gegenkundgebung, um eine neue lebensreformerische Gesinnung darzutun, die in Deutschland ebenfalls seit 1900 erwachsen war. Aus diesem Plan wurde unter dem Einfluß einiger Freischärler ein Tag aller Bünde der neuen Jugendbewegung, der gegen die »alte Welt« protestieren und zu einer Verständigung der neuen Jugend führen sollte. Ein einsamer Berg in den hessischen Wäldern, der Hohe Meißner bei Kassel, war Tagungsort. Vertreter von fünfzehn Verbänden trafen sich da im September 1913 in einem Umstand von an die zweitausend jugendlichen Menschen. Neben Bünden der Jugendbewegung waren die freie Schulgemeinde Wickersdorf sowie das Landschulheim am Solling, also zwei Schulen des von Lietz geschaffenen Typus vertreten, einige lebensreformerische Verbände und einige von der Jugend geladene Männer der älteren Generation.

In den Aufrufen zu diesem Jugendtag und in Reden auf dem

Berg sprach sich deutlich aus, daß diese Jugend in ihrem Sein, nicht nur in ihren noch unbestimmten Zielen, sich als eine Generation ansah, die von ihren Vätern durch eine Kluft getrennt war, und die daraus die einzige Lehre zog, die es gab: sich in ihrer Weise das Leben verantwortungsvoll zu ordnen. Schon in den Aufrufen hatte sie sich den Namen »Freideutsche Jugend« gegeben, weil sie sich »deutsch fühlte ins innerste Herz«, »frei aber in ihren Gemeinschaften von äußeren Bindungen und innerem Gewissenszwang«. In den Ansprachen kam zum Ausdruck, daß man sich »eine eigene Kultur« schaffen müsse, »unabhängig von den trägen Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer häßlichen Konvention«. Die Erziehung durch Staat und Kirche, Schule und Heer, die mit Sorgfalt darüber wachen, daß ja kein kleinster Zug sich ändere, muß durch die Jugend ergänzt werden, durch »Selbsterziehung aus eigener Verantwortung«. Diese Gedanken sprachen die innere Verfassung genau aus; diese Jugend war revolutionär, sie fühlte sich vom Festland ihrer Überlieferung abgerissen. Aber sie spürte gar nicht die titanische Revolutionsstimmung politischer und kirchlicher Umstürzler. Sie empfand vielmehr ihre Lage als tragisch, und ein überschwerer Ernst ist in aller jugendlichen Lebensregung dieser Bewegung stets mit enthalten. Sie spürt, daß sie zur Umgestaltung der Lebensordnung, die ihr doch notwendig scheint, noch nicht fähig ist; und so begehrt sie zunächst nichts als Raum für ihr Eigenleben, das der Selbsterziehung durch jugendliche Gemeinschaften gewidmet ist. So wurde jede Festlegung auf die Ziele der Lebensreformer vermieden. Wyneken hat dann auch schriftstellerisch den Gedanken einer »Jugendkultur« entwickelt. Der Rousseau-Herdersche Gedanke der Eigenwertigkeit der Jugend, wie jeder einzelnen Altersstufe des Menschen, ist hier erneuert worden. Auf diesen pädagogischen Gedanken vereinigte sich auf dem Hohen Meißner die anwesende Jugend. Die Formel, in der sie ihn zum Ausdruck brachte, lautet: »Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Zur gegenseitigen Verständigung werden Freideutsche Jugendtage abgehalten. Alle gemeinsamen Veranstaltungen der freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei.« Eine Reihe von Bündeln unterzeichnete diese For-

mel und trat zum »Verband der Freideutschen Jugend« zusammen, der im Sinne der Formel arbeiten sollte.

Die Meißnerformel enthielt nur das eine Ergebnis dieses ersten großen Treffens: den Gedanken der Selbsterziehung und Zweckfreiheit der Jugendbünde. Die Erwachsenenaufgaben wurden fortgeschoben, die Jugend vermied es, sich vorzeitig in Dinge zu mischen, für die sie sich nicht reif fühlte, sie wahrte sich ihr Jugendleben.

Jedoch lag den jungen Menschen mehr im Sinn, als die Formel unmittelbar sagte. Nicht Teilziele, wohl aber ein Ganzes von Erwachsenenaufgaben mußte aus dem Eigenleben dieser Jugend hervorgehen. Schon auf dem Meißner wurde auf die soziale Frage hingewiesen.⁷ »Entseelte Arbeit,« so hießes in einer Rede am Feuer, »macht die meisten unserer Brüder und Schwestern zu Werkzeugen von Werkzeugen und hetzt sie bis zur Austilgung der letzten Selbstbesinnung. Entseelter und entseelender Genuß kommt hinzu, lähmt alle Kräfte der Selbstprüfung und der Selbsthilfe, und unheilvolle Suggestionen machtlüsterner Fanatiker stürzen das Volk in Verwirrung und in den Kampf aller gegen alle. Da tut Hilfe not.« Und zur Frage des europäischen und zumal des deutschen Nationalismus lag in der Einberufung des Jugendtags selbst schon eine Entscheidung vor. In einer Rede Wynekens hieß es: »Möge der Tag nie erscheinen, wo wir gezwungen sind, den Krieg in die Täler eines fremden Volkes zu tragen. Vergessen wir nicht, daß die Größten jener Zeit (von 1813) Weltbürger waren in dem Sinne, daß sie das Heil der ganzen Menschheit dem eines einzelnen Volkes, auch ihres eigenen, unterordneten.« Verborgener war in der Lebensauffassung der Jugend schon eine neue Lebensauffassung der Erwachsenenstufe enthalten, die sich eines Tages nicht mehr auf den Selbstbildungsgedanken zurückziehen konnte. Man freute sich auf diesen kommenden Schritt. Die Erfahrungen der Jugendbewegung mußten Folgen haben für alle, die in der Schule tätig sein wollten. Es war aber auch sicher, daß die Stellung der Jugend einen anderen Geist der Politik aus sich hervortreiben müsse, daß sie ein anderes Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer, Kapital und Arbeit in sich berge und daß der Lebensstil der Jugend eine andere Ethik des Konsumenten mit

⁷ Freideutscher Jugendtag 1913, Reden, Hamburg 1919, S. 16 ff.; Messer a. a. O., S. 18.

sich brachte. Aus der theoretischen Kulturkritik der neudeutschen Bewegung mußte unter dem Einfluß dieser Selbsterziehungsbünde eine praktische Kulturkritik werden, die in einen Kampf mit der politisch-wirtschaftlichen Welt der Erwachsenen hineinführte: das lag im Sinne der freideutschen Bewegung. Wollte man aber als geschlossene Gruppe in der Welt der Erwachsenen wirken, so bedurfte es einer umfassenden Zielsetzung und eines neuen Wortes, die beide noch nicht geleistet waren, als schon eine erste Reihe kurz vor dem Krieg aus der Jugendbewegung in das Berufsleben eintrat.⁸

Unsicherheit und starke Konflikte ließen sich so nicht vermeiden. Die Älteren spannen phantastische oder nüchterne Pläne gemeinsamen Wirkens; sie gedachten neue Arbeits- und Lebensstätten auf genossenschaftlicher Grundlage zu errichten. Sie suchten in der Wissenschaft, in der Medizin und Politik den freideutschen Berufsgedanken zu verwirklichen und diesen Systemen neuen Gehalt zu geben. Man hätte diese Pläne jugendlicher Menschen nicht ernst zu nehmen brauchen, wenn sie sich nicht aus der geistigen Lage in Deutschland auch sonst ergeben hätten. Aber was die Jugend plante, war ja dasselbe, was die Kulturkritik seit Nietzsche und Lagarde forderte. Die herrschenden Lebensordnungen waren objektiv in ihrer Gültigkeit bedroht, die Angriffe Tolstois und Dostojewskis gegen die abendländische Kultur, die Angriffe Nietzsches auf die deutsche Bildung mußten beantwortet werden. Die pädagogische Bewegung versuchte eine Antwort in der Schule zu geben; sie ging zurück auf Pestalozzi und Fröbel und entwickelte ein neues System wahrhaft erzieherischer Mittel. Die Selbsterziehung der Jugend ging radikaler vor, kam so in ärgere Bedrängnis, ging aber in einer Richtung, in der die anderen einmal folgen mußten. Die pädagogische Bewegung war sich bewußt geworden, daß eine Umwälzung im inneren Leben des deutschen Volkes, nicht nur ein Suchen nach neuen Methoden, ihre Aufgabe war. Aber sie hatte keine Ahnung davon, daß für diese innere Umwälzung Zeit mangeln könnte, weil die äußere Umwälzung Europas unmittelbar vorstand.

⁸ Vgl. Hans Schlemmer, *Der Geist der deutschen Jugendbewegung*, München 1923, S. 60 ff.

ZWEITER TEIL

Jugend und Schule im Krieg

So standen die Dinge, als plötzlich, dem Volk unerwartet, in den Erntefrieden hinein die diplomatischen Verwicklungen kamen und der Krieg da war.

Vier Jahre hindurch, in höchster Anspannung aller Volkskraft, sind alle Altersklassen, alle Einrichtungen des Volkslebens von Kriegswirkungen betroffen worden. Weitere Jahre hindurch sind kriegsähnliche Zustände erneut wirksam gewesen. Ein verändertes Volk geht aus diesen Wirren hervor.

Das Kind, das Elternhaus, die Schule, die Straße, alle Lebensstätten der Erziehung haben unter den Kriegseinflüssen gestanden. Die reale Erziehung ist verwandelt worden. Damit sind alle pädagogischen Bestrebungen der Vorkriegszeit, ist auch das beharrende Schulsystem in eine neue Lage geraten.

Einzelvorgänge auf den Gebieten des Erziehungswesens mögen die Fülle der Verwandlungen zeigen und ebenso die Masse des Beharrenden, allen Störungen sich Widersetzenden. Aus Veränderungen, die am Einzelfall unbedeutend erscheinen, entsteht eine neue Gesamtlage: erst die Betrachtung der Nachkriegsvorgänge läßt diese Wandlung der Gesamtlage hervortreten.

1. Aufrechterhaltung der Schulen

Bei Kriegsbeginn hatten die *Schulen* meist Ferien. Die Militärbehörden bedienten sich der leerstehenden Schulgebäude für die Zwecke der Mobilisierung. Es konnte einige Augenblicke fraglich erscheinen, ob die Schulen in der Zeit der übermächtigen Volkserregung und während der Umstellung des ganzen öffentlichen Lebens auf die Kriegsbedürfnisse überhaupt weitergeführt werden könnten. Eine große Zahl von Lehrern trat in den ersten Augusttagen unter Waffen, die Schüler der höheren Lehranstalten, die über 17 Jahre alt waren, versuchten als Kriegsfreiwillige anzukommen. Dennoch sammelten sich die Schulen zu den fest-

gesetzten Ferienschlußfristen.¹ »Der Unterricht ist aufrechtzuerhalten und durchzuführen,« heißt es in einem Erlaß des preußischen Ministeriums vom 5. August. »Es entspricht nicht dem Ernste der Zeit, daß die Jugend müßig gehe.« Die bayerische Regierung überließ es den Ortsschulbehörden, zu entscheiden, ob der Unterricht beginnen solle: auf dem Lande waren der Ernte wegen Ferien erwünscht, in den Städten war es notwendig, die Jugend in den erregten ersten Wochen unter Aufsicht zu bringen.² In allen Ländern wurde die Befreiung einzelner vom Schulbesuch zur Aushilfe bei der Ernte oder auch bei Hausarbeit erlaubt. Auf Veranlassung der Reichsregierung wurden Notprüfungen eingerichtet für die Schüler, die in das Heer oder die freiwillige Krankenpflege eintraten; die Abschlußprüfungen sollten für sie ein halbes Jahr früher unter leichten Bedingungen stattfinden. 1915 schon konnte das preußische Ministerium dem Abgeordnetenhaus mitteilen, daß von 37 000 Schülern Preußens, die über 17 Jahre alt waren, 20 000 als Kriegsfreiwillige im Heer standen, 14 000 sich der Notprüfung unterzogen hatten.³ Auch die Universitäten hielten für Kriegsteilnehmer beschleunigte und erleichterte Prüfungen ab. Lehrern, die sich freiwillig zum Heeresdienst meldeten, durfte seitens der Schulbehörden kein Hindernis bereitet werden, auch wenn sie als unabhkömmlich galten; sie sollten ihr Dienst Einkommen und ihre Stellen behalten.

Der Unterricht mußte sich also behelfen. Den nicht ins Heer einrückenden Lehrern wuchs die Arbeit. Schulklassen wurden zusammengelegt; ein einziger Lehrer mußte zwei, selbst drei Schulklassen im Wechsel unterrichten. Manche Klassen konnten nur nachmittags unterrichtet werden. Ganze Schulen mußten, weil ihre Gebäude militärisch verwendet wurden, in andere Schulen übersiedeln oder klassenweise auf die anderen Schulen der Gemeinde verteilt werden. Auch an Intensität wuchsen die Aufgaben der Lehrer. »Es ist vaterländische Pflicht,« heißt es im

¹ Zum Folgenden vergleiche Zentralblatt der gesamten Unterrichtsverwaltung in Preußen, Jahrgänge 1914 ff.; Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten im Königreich Bayern 1914 ff.; die Zeitschriften Deutsche Schule, Pharus, Zeitschrift für Kinderforschung, Blätter für das höhere Schulwesen u. a.

² Bayerischer Erlaß vom 5. August 1914; Preußische Erlasse vom 20. September 1914; 17. Oktober 1914; 1. April 1915; 13. Juni 1916.

³ Zeitschrift für Kinderforschung, XX, S. 241.

preußischen Erlaß vom 7. August, »sich der Aufrechterhaltung ernster Zucht unter der Jugend während des Unterrichts und auch außerhalb der Schule noch mehr als bisher anzunehmen, die in den Reihen der Jugendpfleger entstandenen Lücken auszufüllen, die Familien zu beraten . . . Erzieherische Einwirkung ist mehr als sonst über den Bereich der Schule zu erstrecken.«

Die Lehrerschaft übernahm diese Mehrbelastung freudig und hat sie unter dauernd härteren Umständen bis zum Kriegsende tapfer getragen. Es wurde versucht, die Lücken durch Hilfskräfte einigermaßen zu füllen. Seminare und Oberlyzeen schlossen die Berufsvorbildung vorzeitig ab und stellten somit stellvertretende Lehrkräfte schneller zur Verfügung. Verheiratete Lehrerinnen durften bisher nicht im Schuldienst bleiben; jetzt wurde ihnen aushilfsweise die Rückkehr gestattet.

Am 1. April 1915 konnte das preußische Unterrichtsministerium feststellen, daß der Unterricht an Volksschulen fast überall hatte aufrechterhalten werden können. Zu Ostern mußten allerdings starke Einschränkungen der Unterrichtszeit stattfinden. Eine preußische Verordnung setzte fest, daß die Unterrichtszeit für eine Klasse nicht unter zwölf Wochenstunden sinken dürfe. Auch technische Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen auf der Unterstufe der Volksschulen als Klassenlehrer zu beschäftigen, wurde jetzt gestattet. Die Lücken in der Lehrerschaft vergrößerten sich trotzdem beständig. Von 4300 evangelischen Lehrern Württembergs waren bis Anfang 1916 im Heeresdienst 1700 und 500 von ihnen schon gefallen; insgesamt hat von den Lehrern höherer Schulen schon Ende 1915 der dritte, von den Volksschullehrern der vierte Teil unter Waffen gestanden. Man mußte für den Nachwuchs besorgt sein. So entschloß sich Preußen in der Not, aber auch aus erzieherischen Gründen, einer stärkeren Durchsetzung der Volksschulen mit weiblichen Lehrkräften zuzustimmen; es erlaubte an Mädchenschulen zwei Drittel, an gemischten ein Drittel weiblicher Lehrstellen. Lehrerinnen sollten auch an den Unterstufen der Knabenschulen unterrichten dürfen. Die Anstellungen sollten für den Frieden in Geltung bleiben. Maßnahmen der Not hatten so auch segensreiche Folgen. Die Schulerziehung hatte bisher in vielen deutschen Landschaften ganz überwiegend in der Hand männlicher Lehrer gelegen; während Hamburg seine Lehrerschaft mit Lehrerinnen stark, bis

zu 40 vH, durchgesetzt hatte, war in Preußen und anderen Ländern auch die Mädchenschulbildung überwiegend in männlicher Hand gewesen.

So wurde der äußere Schulbetrieb durch außerordentliche Anstrengungen aufrechterhalten. Unterbrechungen dieses behelfsmäßigen Systems ergaben sich aus verschiedensten Ursachen.⁴ Zunächst wechselten die Lehrer häufig. Einberufene gingen, Zurückbeordnete kamen, im Lazarett einer Stadt anwesende fremde Lehrer, Kriegsverletzte leisteten Hilfe, wurden aber von ihren Militärbehörden plötzlich wieder verlegt; außerdem waren sie oft stammesfremd, verwachsen nicht mit ihrer Arbeit. — Auch die Kinder wechselten häufiger als sonst. Die Eltern verzogen, weil sie der Kriegsindustrie nachgehen mußten, die sich nicht immer an die alten Industrieplätze binden konnte. Oft zogen die Mütter zu Anverwandten, während der Vater im Felde war. Viele Kinder wurden aufs Land geschickt aus allerlei Anlässen: um bei der Ernte oder Frühjahrsbestellung zu helfen, später, in der Hungerzeit, um sich bei Verwandten satt zu essen. Kinderversendungen durch die Wohlfahrtsbehörden auf Monate nahmen die Kinder aus der Stadtschule heraus und stellten sie in die Dorfschule. Später gab es Krankheiten, Kriegsepidemien, bald waren Lehrer, bald Kinder gleich in großer Zahl am Schulbesuch verhindert. Es gab auch genug Fälle, daß Kinder aus Mangel an Kleidern nicht in die Schule gehen konnten. — Zwischen 1917 und 1920 konnten viele Schulen aus Kohlenmangel einige Wochen hindurch im Winter nicht geheizt werden und mußten die Ferien verlängern. Störungen der Kriegsjahre wiederholten sich in den besetzten Gebieten; besonders ist durch die Ruhrbesetzung eine große Zahl von Schulen vom Militär beschlagnahmt worden. Wieder wurden Kinderversendungen nötig und Flüchtlingskinder umgeschult.

⁴ Vgl. zum Folgenden: Winzer, Allgemeine ernste Kriegsnachteile für die deutsche Volksschule, Langensalza 1921; H. Bohnstedt, Die Kriegshilfe unserer Schuljugend, Langensalza 1917; A. Matthias, Krieg und Schule, Leipzig 1915; Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, XLV, Nr. 12; Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs 1915 ff.; Leipzigs Volksschulen im Zeichen des Weltkriegs, herausgegeben von Max Engel, 1915; Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914/15, Karlsruhe 1915; Th. Bäuerle, Krieg und Schule, Nassau 1916; Kurt Krebs, Krieg und Volksschule, Gotha 1915.

Unterbrechungen hat dann eine eigentümliche Reihe von Hilfsarbeiten der Schulkinder für die Kriegsversorgung mit sich gebracht. Der Staat zog die Schulkinder während ihrer Schulzeit zu öffentlichen Arbeiten heran. Bei Kriegsbeginn hatte das zunächst ein heiteres Ansehen. Die Mädchen benutzten die Handarbeitsstunden, um Strümpfe und Wollsachen für die Soldaten zu stricken. Zu Weihnachten 1914 und 1915 sind in den Schulen unzählige Geschenksendungen fertiggestellt und ins Feld gesandt worden. In den ersten Kriegswochen sind viele höhere Schüler auf Rathäusern, auf der Post, beim Telegraphen, an der Straßenbahn, Eisenbahn, im Roten Kreuz zur Aushilfe beschäftigt gewesen. Eine pädagogisch bedenkliche Kriegsleistung war die Hilfe beim Goldsammeln, die von der Schule aus ermuntert wurde. In einzelnen Ländern erhielten die Schüler schulfreie Tage, wenn sie bestimmte Summen Goldes aufgebracht hatten, eine Maßnahme, die weder für das Ansehen der Schule noch für die Einschätzung vaterländischen Dienstes gut sein konnte. Seit Herbst 1916 war Deutschland darauf angewiesen, alle Lebensmittel und Futtermittel, die der Wald und die Wildnis hergaben, zu bergen. Regierungsverordnungen forderten die Schulen auf, sich an dieser Ernte zu beteiligen. Ganze Schulklassen haben freiwillig mitgesammelt, wenn sie von den Förstern gerufen wurden. Die Lehrer haben die Arbeiten geleitet, die Früchte sind oft in den Schulhäusern aufgestapelt, verpackt und versandt worden. Indessen mußte immer wieder Unterricht ausfallen. Waldbeeren, Eicheln, Bucheckern, Wildgemüse, Laubheu, Harz, Obstkerne wurden in gewaltigen Mengen eingebracht.

1917 ist die Schuljugend dann auch, zum Teil während der Schulzeit, klassenweise zu landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet worden. Als »ein schwerwiegendes Zugeständnis der Unterrichtsverwaltung« wird es in einem bayerischen Erlaß bezeichnet. Durch die Gemeindevorstände konnten die Kinder zu gemeinsamen freiwilligen Arbeiten aufgerufen werden; auf die Förderung durch die Lehrer wurde dabei gerechnet. So wurde die Unkrautbekämpfung durch die Schuljugend planmäßig betrieben, die Ernte von Feldgemüsen, Heu, Kartoffeln, auch das Kartoffelnlegen und Pflanzenstecken. Städtische Schuljugend der höheren Schulen wurde zu freiwilligen landwirtschaftlichen Arbeiten, mit Erlaubnis der Eltern und gegen Entschädigung, in Arbeitstrupps

in den Ferien, oft unter Führung von Lehrern, aufs Land geschickt.

Der Staat beanspruchte auch in anderer Beziehung Unterrichtszeit für seine Zwecke. Das schwerste Problem der deutschen Kriegführung war die Hungersnot der Heimat. Die Umstellung des Konsums eines ganzen Volkes forderte mannigfache Aufklärungsarbeit. Sie belehrte die Landleute über ihre Pflichten gegen die Städter, begründete die Zwangsmaßnahmen, ermunterte zur Sparsamkeit, unterwies das Stadtvolk, wie man die Ersatzlebensmittel genießbar macht, wie Kleidung verwendet, Wäsche behandelt und solche Dinge mehr. Neben der Zeitung und dem Vortrag wurde der Schulunterricht als Aufklärungsmittel verwendet; er führte am sichersten in jedes Haus. Plakate hingen in Klassenzimmern und Korridoren, Flugblätter wurden verteilt, viele Unterrichtsstunden für Kriegsbelehrungen geopfert.

Die Kinder waren mit diesem neuen Schulzustand wohl einverstanden, und auch die Lehrer suchten aus der Not Tugend zu machen. Sie bemerkten, wie sehr das Interesse des Kindes bei den Tagesereignissen war. Wie viel ferner als sonst ihm die Interessen der abgeschlossenen Schulwelt, römisches Altertum, Pflanzen, Tiere, biblische Geschichte lagen. Man gab sich nun Mühe, den Unterricht auf die veränderte Verfassung des Kindes einzurichten, besonders in der Volksschule und den Unter- und Mittelklassen der höheren Schulen. Es entstand eine ganze Broschürenliteratur, die von Lehrern verfaßt ist und Ratschläge gibt, wie man die Kriegseindrücke verwerten soll. Die Motive dieser Literatur, die den Zustand der Lehrerschaft selbst spiegeln, sind folgende: Zunächst muß dem veränderten Interesse der Kinder nachgegeben werden. In allen Unterrichtsgebieten wird an die Kriegsverhältnisse angeknüpft; man bevorzugt in der Erdkunde die Kriegsschauplätze, in der Physik die Technik der Kriegsgewehre, Flugzeuge, Unterseeboote; im Singen treten die Vaterlandslieder hervor, die die durchziehende Truppe singt. Was gesehen und gehört worden ist, wird vom Kind gestaltet: im Handfertigkeitsunterricht werden Flugzeugmodelle gebaut, im Zeichnen Soldaten, Schlachten, Schiffe gemalt, wie das Kind sie phantasiert. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht konnte im Frühjahr 1915 eine Ausstellung »Schule und Krieg« zeigen, in

der Schülerarbeiten zusammengestellt waren, zum Teil Liebesgaben für Soldaten, zum Teil aber Arbeiten, in denen sich das Kind plastisch-werk tätig seine Eindrücke vom Krieg verdeutlicht hatte.

Weiterhin bemühte man sich, das Interesse des Kindes sittlich zu leiten. Man nahm sich vor, den Antrieb, den das Volksbewußtsein durch die Eindrücke der ersten Augusttage erhalten hatte, im Kinde zu bewahren und daraus sittliche Kräfte zu entwickeln. Unter dem Eindruck des einheitlichen Volkswillens ist hier vieles geglückt. Zweifellos herrschte unter den Schulkindern ein reger Eifer, etwas für das Heer oder gegen Kriegsnot zu tun, Entbehrungen zu ertragen, sich freiwillig einzuschränken. Zumal älteren Schülern haben viele Lehrer einen starken Halt gegeben, als die Masse bereits unter den Entbehrungen litt und die große Form, die sie sich gegeben hatte, zu wanken begann. Auch gegen die rohe, von der Kriegsleidenschaft getrübe Auffassung der sittlichen Lage haben viele Lehrer angekämpft. »Die Kinder sollen den Ernst fühlen,« heißt es in einer solchen Anweisung, »nie mit dem Kriege spielen, den Feind nicht für schlecht halten,« man soll »Berichte von Grausamkeiten den Kindern vorenthalten«. »Die Tugenden der Solidarität des Volkes, der Ritterlichkeit, der Vaterlandsliebe sollen gepflegt werden« — »stolz sollen sie das Leid tragen lernen und die Entbehrungen.« Aber über den furchtbaren sittlichen Konflikt, der ein Krieg seinem Wesen nach ist, kann auch diese gutgemeinte Literatur nicht hinausführen. Denn man sieht sich auch gezwungen zu lehren, daß es gilt, »das Wohl des Vaterlandes über alles zu stellen«, »hart zu werden gegen Mitleid«. ⁵ Ja es fehlt nicht an Leuten, die die Schule dazu gebrauchen, die Kriegsstimmung des Volkes zu erhalten, »den Zorn gegen den Feind zu entfachen«, den Krieg als solchen zu rechtfertigen. Selbst die Haßpredigt hielten erbitterte Menschen für sittlich geboten; und Männer wie Natorp, Troeltsch, Förster mußten warnen, dieser Verbitterung in der Schule Raum zu geben. ⁶ Besonders der Religionsunterricht macht allerlei Sprünge, um Bergpredigt und Kriegsbegeisterung in Einklang zu bringen. Diese gesamte Literatur steht unter der Voraussetzung einer intellektualistischen Moralpädagogik, die noch den Durchschnitt

⁵ Vgl. Frankfurter Zeitung, 2. Oktober 1914, Der Krieg und die Jugend.

⁶ Vgl. Deutsche Schule 1916, S. 287 ff.

der Schulen und die Elternschaft beherrscht hat. Ihr Mißerfolg mußte offenkundig werden, als das Kriegsglück sich wendete, als nach dem Krieg die Kinder wie hier unter den Einfluß der Kriegspopaganda, so danach unter Einfluß der Parteipropaganda gerieten.

Der Charakter der deutschen Schule war mit alledem zeitweilig real sehr verändert worden. Statt des starr eingehaltenen lehrplanmäßigen Ganges wurde der Unterricht viel unterbrochen. Allgemein war die Klage, »die Kinder lernten nichts«, Eltern wie Lehrer äußerten sie. Wenn der Maßstab des Friedensschulwesens angelegt wurde, lernten sie freilich weniger, vor allem lückenhaft, und das hängt Kindern ihre Schulzeit, ja ihr Leben lang ganz anders nach, als wenn sie nur blutwenig, aber im guten Zusammenhang gelernt haben. Doch hatte die Schule der Kriegszeit auch einiges Gute. Der Abstand zwischen Schule und Leben war mit einem Mal kleiner geworden. Lehrer und Kinder kamen in ein vertrauterer Verhältnis als früher. Sie hatten nicht mehr den isolierten Unterricht gemeinsam, sondern ein Stück Leben. Als nach dem Krieg der »Schulgemeindeerlaß« kam und Aussprachen zwischen höheren Schülern und Lehrern anregte, fand er in der Schülerschaft weniger Widerhall, als es 1913 geschehen sein würde: die Lehrer waren nicht mehr die jenseits der Schranken stehenden Lehrbeamten wie sonst. Man hatte auch sie leiden und hungern sehen, man hatte Gespräche mit ihnen geführt über außerschulische Dinge, man hatte vor allem miteinander auch praktisch gearbeitet. Die Schule der Kriegszeit war aus Not um einige Züge praktischer geworden als die frühere. Immer mußte von Kochen, Essen, Kleidern, Futtermitteln, Heizmethoden verhandelt werden, der Blick war auf das Verwendbare gerichtet. Freilich weit über das Wünschenswerte hinaus. Am Kriegsende war das Interesse der Kinder nur noch beim Sattwerden und Warenerwerben; freie Aufsätze aus dieser Zeit zeigen erschreckend, wie frühzeitig das kindliche Denken von Erwachsenen Sorgen eingenommen worden ist. Eine Verzerrung des Kindlichen trat ein. Ein unternehmendes, nüchternes, auf niedere Güter höchst aufmerksames Geschlecht wuchs in dieser Zeit groß, und die Schule war gezwungen, der allgemeinen Erziehung in dieser Richtung nachzugeben, sogar sie zu stärken.

Die Störungen des Unterrichts verteilten sich nicht gleich-

mäßig. In den höheren Knabenschulen waren die Oberstufen besonders benachteiligt. Sekundaner und Primaner waren so viele im Heer, daß manche Klassen aufgelöst werden mußten. In späteren Jahren nahm die Hilfsdienstpflicht die älteren Schüler in Anspruch, obgleich bei den Einberufungen dieser Art auf das Studium Rücksicht genommen wurde. Die Anforderungen an die Schüler setzten sich von selbst herab. Die Vorbereitung auf die Hochschulen war vielfach ganz unzureichend. Daneben gab es Schulen, die wenig gestört durchkamen. Ebenso erging es den Volksschulen. Auf den Dörfern gab es Schulen genug, die ihren regelmäßigen Gang nahmen und denen die Kriegsansprüche mehr genützt als geschadet haben. Es gab auf der anderen Seite, vor allem in Städten, Schulen, die zeitweise nicht mehr leisteten, als die Kinder unter Aufsicht und in guter Tätigkeit zusammenzuhalten. Und gerade diese Leistung der Schulen, dieses Mindestmaß ihres Erfolges war in der Kriegszeit ein unentbehrliches Glied der Volkserziehung. In den Städten sind die Schulen nicht nur ihres Unterrichtszwecks wegen, sondern schon als geordnete Stätten des Zusammenseins der Kinder eine Notwendigkeit. Die kleinen Wohnungen und die engen Höfe ohne Pflanzenwuchs, die lärmende Straße sind kein Gedeih für die Kinder. Die Eltern können sich der Erwerbsarbeit wegen der Kinder nicht genug annehmen. Vollends im Kriege konnten sie es nicht. Die Schule hat die Jugend in dieser Zeit zusammengehalten und bewahrt, und die Lehrer haben darin mit Recht einen Volksdienst erkannt. Vor allem in den beiden letzten Kriegsjahren haben die Lehrer geradezu Kriegerdienste in der Heimat geleistet. Die Mehrarbeit ging nun schon jahrelang fort. Die Erregung der Zeit schwächte die Gesundheit aller; es kamen Haussorgen und Unterernährung im ganzen Mittelstand, auch im Lehrerhaus der Städte hinzu. Der Lehrerstand hat in dieser Lage Außerordentliches geleistet. Eine Stärke der Staatsschule trat ans Licht. So viel erzieherische Nachteile die bürokratisch verwaltete Staatsschule hat, so bringt sie doch einen Lehrerstand hervor, der in der besten Beamten-tradition steht und der in der Notlage des Staates bei sehr genügsamem Leben den Gedanken des öffentlichen Dienstes unbestechlich und zäh vertritt.

Man hätte annehmen können, die Veränderung der sozialen Verhältnisse werde den Besuch höherer Schulen einschränken.

Die Jugend schätzte den Soldaten, den praktischen Menschen mehr als je; auf der Schulbank zu hocken war nichts Verlockendes mehr. Die Besoldung geschulter Berufe wurde herabgedrückt; jahrelang hielt sie sich gleich niedrig mit der Bezahlung ungelerner Arbeit, in der Nachkriegszeit sank sie oft beträchtlich darunter; Überfüllung aller studierten Berufe war vor allem nach dem ungünstigen Kriegsende zu gewärtigen. Dennoch hielt die höhere Schule ihren äußeren Bestand aufrecht. Es wurden noch im Krieg höhere Schulen begründet. Die Zahl der Gymnasien betrug vor dem Krieg 346; bis 1916 stieg sie auf 350; die Realgymnasien stiegen in den Kriegsjahren von 187 auf 200, die Oberrealschulen von 111 auf 121.⁷ Auch der Besuch hat nur wenig geschwankt. Das Bestreben der Eltern, ihren Kindern eine möglichst hochwertige Berufsausbildung zu geben, hat sich also erhalten, ja in der Not gestärkt; weder sind die höheren Opfer gescheut worden, noch hat die Berufsüberfüllung nach Kriegsende abschreckend gewirkt, im Gegenteil hat die allgemeine Not, die Ratlosigkeit in der Berufswahl die Kinder auf den Schulen gehalten.

Das gleiche gilt für die Universitäten. Auch sie sind im Krieg geöffnet geblieben. Ihr Besuch ging freilich sehr zurück, viele Lehrer und die meisten Studenten waren im Felde. Die Studenten behielten ihr akademisches Bürgerrecht. Es besuchten die preussischen Universitäten⁸ im letzten Friedenssommer 27 744 männliche Studierende, in den Kriegsjahren 1915 noch 6369, 1916 7000 und 1917 nur 6200; außer diesen 3390 weibliche, 1000 mehr als im Frieden; das Bestreben, den Mädchen Berufsausbildung zu geben, nahm in den Kriegsjahren überall zu. Die Universitäten litten unter der Geldknappheit; aber auch an ihrer Fortentwicklung wurde nicht gezweifelt, nach dem Kriege wuchs ihr Besuch noch. Es bestanden bei Kriegsbeginn Pläne zu neuen Universitätsgründungen in Frankfurt a. M., Köln und Hamburg. Es gelang trotz der Zeitnot, die Frankfurter Universität im Herbst 1914 noch zu eröffnen, die erste deutsche Universität, die nicht staatlich ist, sondern auf einer Stiftung beruht und von der Stadt Frankfurt gestützt wird. Nach Kriegsschluß sind auch Köln und Hamburg eröffnet worden.

⁷ Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reichs 1920, S. 276.

⁸ Statist. Jahrbuch für den Freistaat Preußen 1923, S. 304, 306 und 1921, S. 273.

2. Kinder und Jugendliche

So war äußerlich die Schule, wenn auch mit Mühen, überall aufrechterhalten. Innerlich wurde ihre Aufgabe immer schwieriger; das veränderte Volksleben veränderte auch das Kind und den Jugendlichen.⁹

Das Kind wurde unter dem Einfluß des Kriegs gesundheitlich geschwächt, nervös, sittlich gefährdet. Eine ganz andere Jugend saß 1918 auf der Schulbank als 1914.

Von der Not der deutschen Kinder ist in der Welt viel Redens gewesen, meist ist jedoch nur an die körperliche Not dabei gedacht worden. Die seelische und erzieherische war nicht geringer. Und beide haben im engsten Zusammenhang gestanden.

Die gesundheitliche Schädigung der deutschen Kinder ist erst allmählich hervorgetreten, hat aber auch lange über das Kriegsende hinaus angedauert. Sie war verursacht durch die Lebensnot auf allen Gebieten, auch durch die seelisch-sittliche Entmutigung der letzten Kriegszeit. Auch bei normaler Ernährung wäre sie vermutlich zu spüren gewesen. Ihr Übermaß erhielt sie aber durch die Folgen der Hungerblockade.¹⁰

Unmittelbar wurden die Kinder nicht so früh von der Hungersnot betroffen als die Erwachsenen. Ehe eine Mutter ihr Kind entbehren läßt, hungert sie selber. Die Lehrer haben beobachten können, daß Schulkinder noch Butterbrot zum Frühstück mitbrachten, als die meisten Erwachsenen längst keine Butter mehr kannten. Die gesunden Familien haben äußerste Fürsorge für die Kinder gezeigt. Mütter und Väter sind meilenweit über Land gegangen, mit Henkeltopf und Körbchen, um bei der Landfreundschaft Fett und Milch zu erbetteln, und haben das noch heimlich tun müssen, nachts oder in der Frühe, um der Polizei nicht in die Hände zu fallen. Bis eines Tages nicht mehr genug zu beschaffen war und die Kinder nun schnell abmagerten; sie können Hunger weniger ertragen als Erwachsene. Zuerst wurde in den großstädtischen Armenvierteln, dann in den Gebieten der Arbeitslosigkeit, vor allem den industrietreibenden Gebirgen, die Kindernot allgemein. Das Erzgebirge hatte früh am meisten zu

⁹ Vgl. F. Giese, Kinderpsychologie, im Handbuch der vergleichenden Psychologie, I, S. 3, 495 ff.; Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, 1914—1923.

¹⁰ Vgl. F. Siegmund-Schultze, Die Wirkung der englischen Hungerblockade auf die deutschen Kinder, Sonderheft der »Eiche«, Mai 1919.

leiden. Später hat die ganze Stadtbevölkerung ihre Kinder nicht mehr richtig ernähren können. Am gefährlichsten war die Milchnot. Sie dauerte besonders lange über Friedensschluß hinaus an; noch 1924 war sie für die Industriebevölkerung nicht behoben. 1,2 Millionen Liter Milchanfuhr hatte Berlin 1913, nur noch 300 000 Liter Anfang Februar 1923; von dieser Menge konnten die Armen während der Inflationszeit nur wenig kaufen, weil sie das Geld nicht aufbringen konnten.¹¹

Die Gesundheitsschwächung der Kinder wurde offiziell mit Hilfe der Zensur in Abrede gestellt, um die Entmutigung des Volkes zu verhüten und dem feindlichen Ausland die Erscheinungen zu verbergen. Dieser Umstand hat verhindert, daß gründlichere Maßnahmen gegen die Kindernot von der öffentlichen Meinung gefordert, von Ärzten, Behörden und Schulen rechtzeitig durchdacht und erprobt wurden. Erst am Kriegsschluß wurde der Tatbestand öffentlich genügend erörtert, genaue Statistiken geführt und die erhöhte Kindersterblichkeit festgestellt.

Der einzelne Lehrer hat die Erscheinung früh bemerken können. Blässe, Blutarmut und Tuberkulose wurden von den Schulärzten überall vorgefunden — lungenkranke Kinder hatte es in den Schulen im Frieden kaum gegeben. Die Leistungsfähigkeit im Unterricht ging zurück. Die Kinder ermüdeten schnell; ihr Trieb zum Spielen und die Lust an der Arbeit nahmen ab, anhaltend aufzumerken wurde ihnen schwerer. Sie wurden überempfindlich; geistige Eindrücke fesselten sie weniger, allem Sensationellen gaben sie sich hemmungsloser hin als im Frieden. Seit 1917 ist das die allgemeine Klage der Lehrer.

Die Unterernährung wirkte zusammen mit den sonstigen Störungen gewohnter Ordnung und Pflege. Die Hauswirtschaft wurde sehr mühselig und darum schlechter bestellt; die Familien verarmten. Die Jugendämter stellten immer größere Zahlen von Kindern fest, die ohne Hemd waren, ohne Frühstück zur Schule gingen. Nach dem Kriege trat dann die Wohnungsnot ein, die noch jahrelang nicht behoben werden konnte; sie hat in den Städten die Gesundheit der Kinder noch geschädigt, als die Ernährungsnot schon gelindert war.

Das körperlich geschwächte Kriegskind war nun auch erzieherisch im Haus oft schlecht versorgt. Zunächst fehlten die Väter,

¹¹ Zeitschrift für Schulgesundheitspflege 1923, S. 258 ff.

die Soldaten waren. Ihre erzieherische Funktion können die meisten Mütter nur teilweise übernehmen. Wären wenigstens die Mütter wie sonst bei guter Kraft gewesen! Aber an ihnen zehrte die Sorge um den Vater, viele verwitweten, viele mußten hart um ihren Lebensunterhalt kämpfen. Soweit sie Heimarbeit übernahmen, konnten sie die Kinder noch unter den Augen haben. Mit der Durchführung des Hindenburg-Programms wurde aber Frauenarbeit auch in Munitions- und Gasfabriken, selbst in der Schwerindustrie, in großem Maß gebraucht. Die arbeitenden Mütter überanstrengten sich. Tagsüber mußten sie die Kinder einschließen oder in Kinderhorte geben. Haussorgen, Geburten, Unterernährung, früher Witwenstand haben an den Frauen der Krieger gezehrt; und ihre Nervosität übertrug sich auf die Kleinen.

Es war auch ein erzieherischer Schaden, daß vom Familienbewußtsein manches verloren ging. Viele Kinder wurden außer Hause getan, aufs Land geschickt zu Verwandten oder in die Kinderheime, zu Fremden an den Tisch gebeten, in der Schule oder in öffentlichen Küchen gespeist, oft getrennt von ihren Müttern. Vielleicht hat auch die Familienunterstützung, die überall eingreifende staatliche Fürsorge, das Verantwortungsgefühl der Familienglieder füreinander geschwächt. Durch tausend Umstände ist in der Kriegszeit das Gefüge der Familie gelockert worden.

Das Kind war so vielfach der Aufsicht entzogen, es sah sich schwächerer Führung gegenüber und nutzte diese Lage aus. Es fand Lust an einem ungeformten Leben.

Und nun stürmten auf das Kind der Städte die Eindrücke ein, die die aufgewühlte Erwachsenenkultur ihm bot. F. Giese hat dargetan, wie viel stärker heute in Westeuropa das Kind durch die Erwachsenenkultur beeinflusst wird als etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.¹² Es wird seinen eigenen Gesetzen weniger überlassen als vorzeiten. Man redet mehr auf es ein, man beteiligt es mehr am Erwachsenenleben. Die Menschen sind heute enger zusammen, zumal durch die Verkehrs- und Mitteilungstechniken. Von allem, was vorgeht, bekommt das Kind sogleich Kenntnis; auf der Straße sieht es mehr als das Kind unserer Vorfahren, und Fernes erfährt es durch Zeitung, Zeitschrift, Buch,

¹² Giese a. a. O.

Bild, Photographie. Die Erwachsenenkultur mit ihren Verwicklungen und Kämpfen spielt sich in größerer Nähe der kindlichen Zuschauer ab und nimmt dem Kind früher sein pflanzenartig-traumhaftes Dasein, in dem die Seele ruhend Kraft bildet. Wenn nun gar ein Krieg geführt wird im heutigen Ausmaß, der alle Lebensgebiete tief beeinflußt, so kommt das Kind gänzlich unter den Bann dieser Vorgänge.

Die Erregung der Erwachsenen bei Kriegsbeginn teilte sich den Kindern mit. Und die Kriegszurüstungen sind besonders sinnfällig und dem Kinde leicht verständlich. Die Straßen stehen voll Menschen, Truppen rücken durch, die Eisenbahnen fahren Kanonen, Gefangene kommen, überall ist Kriegsgerät zu sehen, Luftschiffe, Flieger, Antennen. Brüder, Väter, Verwandte werden einberufen, nehmen Abschied, kommen auf Urlaub, werden verwundet, krank, sterben. An allem nimmt das Kind teil. Was man sieht, wird übertroffen von dem, was sich der Phantasie darstellt. Vorträge, Bilder, Berichte vom Krieg, vom Töten, vom Untersinken der Schiffe, Flucht der Einwohner, Zerstörung der Städte und Dörfer, Vernichtung der Vorräte allenthalben. Ein volkserzieherischer Mißstand der neueren Staaten und der privaten Wirtschaft wurde offenbar, gegen den es innerhalb dieses Systems kaum Mittel gab. Straße, Presse, Unterhaltungsgewerbe durften mit dem Krieg wie mit einer prächtigen Sensation spielen, in allen europäischen Ländern. Es entstand eine ganze Schundliteratur vom Kriege, die sich auch der Tageszeitungen bemächtigte und in den Kriegsberichterstattem ihre Werkzeuge hatte. Diese Literatur hat aus dem großen Volksschicksal, das gesunde Menschen mit Ernst und Stille in ihrer Erschütterung zu tragen suchten, eine gemeine Sensation gemacht, die das öffentliche Volksleben beherrschen durfte. Nichts konnte deutlicher die chronische geistige Krankheit in Europa zeigen als dieser erziehungsmörderische Zustand. Das Kind merkt sich alles, studiert es und setzt die starken Eindrücke in Tätigkeit, in Spiel um. Das veränderte äußere Wesen der Erwachsenen wurde in allen Zügen nachgeahmt. Die Kinder eigneten sich Soldatenart an, sie sprachen in brutalem Ton von den Feinden wie die Schundliteratur und die Presse; selbst die Mädchen wurden rauher. Nachgeahmt wurde dann auch jener schlimme Typus von Erwachsenen, der in der zweiten Kriegshälfte eine ganze

Schicht bildete, der am Krieg Verdienende, vom großen Schieber bis zum armen Munitionsarbeiter. Jener Typus, der sich im unsinnigsten Luxusbedarf und Genußleben austobte, während Lebensmittel und notwendigste Güter zu Ende gingen. Auch die Kinder suchten zu rauchen, Geschäfte zu machen, an den Genüssen dieser Leute teilzunehmen, Kinos zu sehen. Sie erfuhren von geschlechtlichen Genüssen früher als sonst und suchten sie sich selber zu verschaffen. Aus dieser Nachahmung bildete sich in der Schuljugend ein Gruppengeist der Straße, den die Vorkriegszeit nicht kannte, der Jahre hindurch geradezu ein eigenes geschichtliches Leben führte.

Auch geordnete Familien vermochten gegen diesen Gruppengeist nicht immer aufzukommen, die Straße war stärker. Abermals ein Mißstand in der Lebensordnung neuerer Industrievölker wurde so durch den Krieg jedermann vor Augen geführt. Auf dem Bauernhof ist die Straße keine Gefahr. Die erziehende Kraft der Gemeinschaftskultur umgibt das Kind, wie es zu Haus umgeben ist. In der großen Industriestadt gibt es keine gemeinschaftliche Kultur; jedes Haus hat seine eigene. Barbarei und Kultur können im selben Haus beisammenwohnen. Auf der Straße der Städte aber ist die Unkultur der verwahrlosten Familien den gesitteten gegenüber im Vorteil. Und in der Kriegszeit drängte die entartete Kultur sich auf der Straße den Kindern besonders deutlich auf. Die sittlichen Schwächen der Erwachsenen kamen den Kindern jetzt besser vor Augen. Es war nicht mehr zu unterscheiden, was gemein und was in der Ordnung war. Wenn die Presse, der Staat, schließlich auch Eltern und Lehrer von den Feinden und ihren Gütern so sprachen, als handle es sich nicht um Menschen und um heilige Dinge, wie sollte man diese imposante Haltung nicht halb spielend in der nächsten Umgebung nachahmen! Asoziales Verhalten der Erwachsenen im Feld wurde für rühmend angesehen, in der Heimat mußten selbst Eltern und Lehrer, oft mit Hilfe der Kinder, die Staatsgesetze immer häufiger übertreten, denn wer sie nicht übertrat, mußte hungern; nur das Maß der Übertretungen war verschieden. Die Jugend fand sich darin nicht mehr zurecht.

Am gefährlichsten mußte die Unsicherheit der öffentlichen Meinung über Gut und Böse den Knaben zwischen zwölf und fünfzehn Jahren werden. Diese Altersstufe hat Freude an allem

Kampfspiel und Abenteuer, das entspricht ihren Wachstums-
gesetzen. Von den Abenteuerfreuden der Kriegsnachahmung und
der Hamstergeschäfte aus war aber ein naher Weg zur Verwahr-
losung.

Kleinere Kreise der Jugendpfleger hatten schon im Frieden in
den Großstädten eine zunehmende Verwahrlosung der Schulent-
lassenen bemerkt. Walther Classen in Hamburg und Siegmund-
Schultze in Berlin hatten nach Mitteln gesucht, die auf einer Ein-
sicht in die Zusammenhänge großstädtischer Verwahrlosung be-
ruhten. Die Öffentlichkeit nahm diese Vorkriegserscheinung nicht
so ernst, wie sie es verdiente. Der Krieg hat die Verwahrlosung
so allgemein werden lassen, daß alle verantwortlichen Volks-
kreise sie beachten mußten.¹³ Die Behörden bemerkten die Er-
scheinung schon bald. Eine Reihe militärischer Erlasse der stell-
vertretenden Generalkommandos wies im Sommer 1915 darauf
hin, ebenso Erlasse süddeutscher Ministerien und im Januar 1916
ein Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau. Die Polizei und die
Fürsorgestellen beobachteten in den Großstädten zunehmenden
Straßenhandel von Kindern; es mehrten sich die Fälle, daß
Jugendliche das Elternhaus heimlich verließen, sich herum-
trieben, stahlen, Banden bildeten, Hochstapelei trieben. Es fiel
auch auf, daß die Verwahrlosung die älteren Schulkinder ver-
hältnismäßig stärker ergriff als früher. Gegen Kriegsende, im
ersten Revolutionsjahr und noch in den schlimmsten Zeiten der
Inflation war auch in den kleinen Industriestädten eine verwil-
dete Jugend anzutreffen.¹⁴ Es gab eine förmliche Führerschaft,
die zum asozialen Verhalten anregte. Die Älteren machten die
verschwenderische, genußsüchtige Lebensart vor und erweckten
bei den Schulkindern Sehnsucht, ebenfalls Geld in die Hand zu
bekommen. Gelegenheit dazu fand sich, da man Kinder als Ar-
beitskräfte suchte, manche auch von gut verdienenden Müttern
ein größeres Taschengeld erhielten und es sich durch kleine Dieb-
stähle im Haus erhöhten. Die Kriminalität der Jugendlichen
stieg; um das Dreifache hat sich die Zahl der von Gerichten

¹³ Vgl. Siegmund-Schultze, Maßnahmen gegen die Verwahrlosung der Jugend,
Monatsberichte für Kinderhortwesen, II, S. 1 ff.

¹⁴ Verwahrlosung auf dem Lande: vgl. Erlaß des stellvertretenden General-
kommandos, I, Königsberg, vom 16. Dezember 1915.

verurteilten Jugendlichen vermehrt; zahlreichere Vergehen als im Frieden entgingen der Justiz.¹⁵

Fortzeugend ist hier ein Übel aus dem anderen entstanden. Unterernährung, mühsamere Schulzucht, verminderte Familienordnung machen das Kind schwächer und nervös; die Erregung der Erwachsenen macht es unstat, das üble Beispiel verdirbt die reifende Jugend; diese gibt wieder den Schulkindern das Beispiel. Letztlich quillt aber immer neue Verführung aus den wirtschaftlich-staatlichen Notzuständen und dem Kriege selbst. Die Presse verbreitet eine profane und rohe Auffassung vom Kriege, die sie in ein sentimentales Gewand hüllt und die sich sehr unterscheidet von der tragischen und wahren Auffassung der Frontsoldaten; diese verzerrte Auffassung der moralischen Lage teilt sich den Jugendlichen mit. Die Kriegswirtschaft ist herzloser als die Wirtschaft des Friedens, die ja auch im Abendland ihr moralisches Gesetz längst verloren hat und nur durch die soziale Gesetzgebung einigermaßen gehemmt wird: der Krieg zwingt sie, Kriegsmaterial schnell zu produzieren ohne Rücksicht auf Menschen und seelische Güter. Auch da entsteht ein Geist des Erwerbs und Wuchers und der sozialen Rücksichtslosigkeit, der die moralische Verfassung des Volkes zerfrißt. Und letztlich kommt der Staat in Drangsale, in denen er seine Gesetze nicht mehr besonnen und ausgleichend geben kann, sondern ohne Rücksicht auf mittelbare Folgen Vorschriften macht, die oft nicht durchführbar sind und mit dem Volksempfinden in Widerspruch stehen. Da sie sich häufen, so werden sie umgangen. Sind so die Erwachsenen nicht in Ordnung, wie sollen es die Kinder sein? Sie spüren gut das Böse und lernen schnell davon. Die Erwachsenen als Gesamtheit aber in ihrer moralisch unsicheren Lage haben es schwer, erzieherisch das zu heilen, was ringsherum verdorben wird.

3. Jugendfürsorge

Alle erzieherisch verantwortlichen Stellen haben im Kriege ihre Anstrengungen verstärkt, um der schnell wachsenden Entartung auf ihrem Feld zu begegnen. Die quantitative Leistung war auf den sozial-pädagogischen Gebieten erstaunlich groß. Dem Wert-

¹⁵ Vgl. auch K. Wittig, Der Einfluß des Krieges auf die Kriminalität der Jugendlichen und auf jugendliche Sträflinge, Leipzig 1916.

gehalt nach waren jedoch die Bemühungen sehr verschieden. Zu schneller Anpassung ihrer Organisationen an die neuen Ansprüche waren an sich die nicht rein staatlichen Gebiete besser befähigt als die staatlichen, also die Jugendpflege besser als die Schule. Zu wirksamer Arbeit kamen jedoch nur diejenigen Gebiete, die schon vor dem Kriege geistig auf die spezifischen Erziehungsnots der Großstadt und der Industrie gerüstet waren: diese Nots waren es, die jetzt allgemeinere Erscheinungen wurden. Die Wege der Jugendpflege und des freien Volksbildungswesens waren bis auf wenige Ausnahmen diesen Nots vor dem Krieg nicht gewachsen gewesen; die Einsicht in das Wesen der Jugend und der Bildung hatte ihnen gefehlt. Sie konnten daher im Krieg nur Niederlagen erleiden, Erfahrungen machen und bestenfalls umlernen. Ganz anders war die Wohlfahrtspflege geistig vorbereitet.¹⁶ Hier war ein größerer Kreis führender Sozialpädagogen, unter ihnen die besten Kräfte der Frauenbewegung, mit der Herausbildung besserer Methoden beschäftigt gewesen; sie hatten die Übel wirklich erkannt, die sie bekämpften. Die Wohlfahrtspflege erhielt bei Kriegsbeginn eine neue einheitliche Organisation. Sie vereinigte die private und behördliche Fürsorge und versah sich mit einem Stab beruflicher wie ehrenamtlicher Helfer. Die Arbeit wuchs gewaltig und wurde trotzdem in großzügiger, unbürokratischer Art angefaßt. Die Fürsorge für die Jugend stellte einen Hauptteil der Aufgaben dar. »Aufzucht der Kinder und Jugendwohlfahrtspflege im Zusammenhang mit der Familienfürsorge waren plötzlich Riesenaufgaben des Volkes geworden.«¹⁷ Dieses großzügige Werk der Jugendfürsorge ist auch in die Nachkriegszeit übernommen worden. Daß es in solchem Maßstab in der deutschen Gesellschaft aufgetaucht ist, das ist eines der Momente, die dem Nachkriegsdeutschland ein so verändertes Aussehen geben.

Erzieherisch von Einfluß waren die öffentlichen Kinderspeisungen in den Hungerjahren und in der Nachkriegszeit. An

¹⁶ Bericht der deutschen Zentralstelle für Jugendfürsorge; Monatsschrift für das Kinderhortwesen 1915 ff.; Elfriede Strnad, Die Entwicklung der Kinderfürsorge in Deutschland (Jahrbuch des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, III, 1921); Hertha Sicmering, Fortschritte der deutschen Jugendpflege 1913—1916 (Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge, herausgegeben von Klumker, II, S. 1).

¹⁷ E. Strnad a. a. O.

diesen Speisungen, die oft in der Schule stattfanden, nahmen Kinder aller Stände teil: Arbeiterschaft und Mittelstand waren ja von der Unterernährung in gleicher Weise betroffen. Der Eindruck öffentlicher Speisung auf das Kind ist gewiß bedeutsam; es teilt sich ihm früh das Bewußtsein sozialer Abhängigkeit mit, das sonst nur die Proletarierkinder kennen. Den Tisch haben ungekannte Wohltäter und Behörden gedeckt, die Auswahl der zu Speisenden besorgt der Arzt in der Schule: die Eltern sind fast ausgeschaltet. Das Leben auch des Kindes erhält einen stärker staatssozialistischen Zug.

Ähnliche Wirkungen hatte die Verschickung aufs Land. In der Hungerzeit bildete sich eine »Reichszentralstelle für die Vermittlung von Landaufenthalt für Stadtkinder«.¹⁸ Sie stützte sich auf die karitativen Vereine, auf die Gemeindeverbände, die Jugendfürsorgestellen und die Schulen, ließ unterernährte Kinder auswählen und vermittelte ihnen auf dem Lande Erholungsaufenthalt in Einzelpflege oder in Heimen. Sehr große Heime ließen sich besonders nach dem Krieg in früheren Militärlagern errichten. Der Truppenübungsplatz auf dem Heuberg im Schwarzwald konnte 1921 fünfzehntausend Kinder aufnehmen, Wöllersdorf bei Neustadt an der Nab dreitausend. Auch in neutrale Länder, nach Skandinavien, Finnland, Holland und in die Schweiz wurden durch die Zentralstelle Kinder versandt. 1917 sind insgesamt 574 502 Kinder aufs Land geschickt worden, dazu 33 000 ins Ausland; 1918 betrug die Aussendung noch 271 000, die Ziffer fiel in den Revolutionsjahren auf 120 000, 1922 betrug sie wieder 242 000.

Die Wirkung mußte erzieherisch wohltätig sein. Die Kinder der Städte lernten Bauernfamilien kennen, Natur und Arbeit der dörflichen Welt, vor allem wenn sie in Einzelpflege kamen. Andererseits muß die öffentliche Versendung, das Zusammensein in den Heimen wieder den Eindruck des staatssozialistischen Lebens machen: es muß den Kindern das Gefühl geben, daß die Gesellschaft sie behütet, daß aber diese Behütung oft auch schematisch und kalt ist.

Eine wirksame Abhilfe gegen die Erziehungsnot in den Städten wurde durch die Einrichtung einer ausreichenden Zahl von Kindertagesheimen und Kindergärten geleistet. Die Jugendfürsorge

¹⁸ Vgl. Jahresberichte der Reichszentralstelle für die Vermittlung von Landaufenthalt für Stadtkinder 1917—1922.

sorge hatte an diese Hilfe gleich bei Kriegsbeginn gedacht.¹⁹ Neue Horte entstanden überall, sie wurden zu Tagesheimen ausgebaut, die Zahl der Kindergärten vermehrt. Eine Aufforderung zum Besuch dieser Einrichtung lag schon in den vermehrten Gründungen; überdies wurde von der Kriegsfürsorge durch Vorträge und Einzelbelehrungen große Propaganda getrieben. Die Tagesheime der Kriegszeit nahmen auch die älteren Geschwister der kleinen Kinder, also auch die Schulkinder in ihren Freistunden mit auf. Tagesheim und Kindergarten versuchten die Mütter zu beeinflussen durch Elternabende, die über Kindererziehung belehrten und die Mütter gesellig fesselten. Man erkannte, daß die Arbeit am Kleinkind nur Frucht trägt, wenn Erziehungsarbeit an den Eltern sie ergänzt.

Die Einrichtung so vieler Bewahrungs- und Erziehungsstätten für das Kleinkind brauchte sehr viele Hilfskräfte. Die geschulten Hortnerinnen und Kindergärtnerinnen reichten nicht aus, ehrenamtliche oder ungeschulte Kräfte mußten eingestellt, manche Horte übermäßig besetzt werden. Vielfach konnte nur dilettantische Arbeit erwartet werden. Man behalf sich, indem man geschulte Einrichtnerinnen herumschickte. Doch sind diese Anstalten, auch wo sie von Nichtfachleuten betrieben wurden, im ganzen segensreich gewesen; die Kinder der Armen und der erzieherisch ungünstigen Familien waren in der Kriegszeit, wo sie von den neuen Einrichtungen Gebrauch machten, zweifellos besser aufgehoben als im Frieden. Manche Städte haben musterhafte Anstalten geschaffen. Günstig wirkte vor allem, daß in den Kriegsämtern und Fürsorgestellen auch Frauen Referate erhielten und jahrelang für die Verbesserung der öffentlichen Kleinkindererziehung tätig sein konnten.

Das Kindergarten- und Hortwesen hat durch den Krieg einen großen Aufschwung genommen. Die Öffentlichkeit hat sich überzeugt, daß für die Kleinkinder der Städte die ergänzende Erziehung im Kindergarten notwendig ist. Der Mangel an geschulten Erzieherinnen regte zu stärkerem Besuch der Kindergärtnerinnenseminare an, neue Seminare wurden gegründet. Die Zahl der staatlich anerkannten Seminare für Kindergärtnerinnen,

¹⁹ W. Polligkeit, Die Kriegsnot der aufsichtslosen Kleinkinder; Lili Droescher, Die Erziehungsaufgaben der Volkskindergärten im Krieg (Schriften des deutschen Ausschusses für Kleinkinderfürsorge).

Hortnerinnen und Jugendleiterinnen stieg während des Krieges von 25 auf 55; 47 weitere Seminare entstanden nach dem Krieg zwischen 1919 und 1923, nur fünf sind nach dem Krieg eingegangen. Der Zustrom wurde von den Vorkämpfern der sozialen Frauenbildung nicht immer begrüßt. Zum erstenmal gingen auch ungeeignete Kräfte mehr um des Erwerbs willen als aus Liebe zur Sache in diese Berufe.

Auch innerlich machte das Kindergartenwesen Fortschritte, seitdem es als eine große Volkssache auch von Außenstehenden angesehen wurde. Die Kindergärten hatten zwar unter Fröbels Namen gearbeitet, waren aber der Schablone arg verfallen; der Zusammenhang mit der neueren Erziehungsbewegung hatte ihnen gefehlt. Der Deutsche Fröbelverband und das Berliner Pestalozzi-Fröbelhaus hatten allerdings für eine tiefere Erfassung Fröbels und für Reformen im Kindergartenwesen gekämpft; sie drangen jetzt besser durch als früher. Fröbel wirkte neu. Nach dem Krieg bekam das System der Maria Montessori Anhang, es entstanden Musterkindergärten, und theoretisch wurde die Methode propagiert. In der Verteidigung gegen dieses System haben die Kindergärten Fröbelscher Art sich auf ihre Grundlagen besinnen lernen, und die Erneuerungsbestrebungen, die vom Pestalozzi-Fröbelhaus und vom Deutschen Fröbelverband ausgehen, haben stärkeren Widerhall gefunden, wovon die Zeitschrift »Der Kindergarten« Zeugnis ablegt.

In der gesamten Jugendfürsorge haben die Kriegserfahrungen bessere Organisationen, bessere Methoden, stärkere Selbstkritik durchgesetzt. Auch äußerlich hat der Staat einen viel größeren Teil seiner Gesamtarbeit diesem Gebiet zuwenden und auf die private Mithilfe sich stärker stützen müssen als früher. Der Säuglingsfürsorge, den Mütterberatungsstellen wurden mehr Mittel gegönnt. An den Schulen hat sich der Schularzt als allgemeine Einrichtung durchgesetzt; alle Großstädte, viele kleinere und Landkreise haben ihn eingeführt.²⁰ Die ärztliche Überwachung dehnt sich auf mittlere und höhere Schulen, vor allem auch auf Fortbildungsschulen aus. Schulschwestern werden in immer mehr

²⁰ E. Strnad a. a. O. Während in Preußen (nach König, Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten 1924, Heft 2, S.103) noch 1911 auf 25 Gemeinden eine schulärztlich versorgte entfiel, beträgt 1925 das Verhältnis 1 : 7,5. Vgl. Pädagogisches Zentralblatt 1925, S. 484 ff.

Orten angestellt. Aus der Schulschwester, der bloßen Gehilfin des Schularztes, entwickelt sich die Schulpflegerin, die sozialpädagogisch ausgebildet ist und die Vermittlung zwischen Schule, Haus, Schularzt und Wohlfahrtsbehörde selbständig übernimmt, mit Schutzaufsichten betraut wird und also ein selbständiges pädagogisches Amt inne hat.

In gleicher Richtung gehen Fortschritte, die das Wohlfahrtswesen überhaupt gemacht hat. Vor dem Krieg war die Fürsorge mehr und mehr spezialisiert worden. Im gleichen Bezirk arbeiteten getrennt nebeneinander Säuglings-, Wohnungs- und Tuberkulosefürsorgerinnen, Schulärzte und Schulschwestern. Im Regierungsbezirk Düsseldorf hatte man unter Marie Baums Einfluß an Stelle der Spezialisten die Einheitsfürsorgerin gesetzt, und in einigen Städten war das nachgeahmt worden. Die Einheitsfürsorgerin hat den großen Vorteil, daß sie alle Verhältnisse der Betrauten im Auge hat und ihre Hilfe an der pädagogisch wirksamsten Stelle anwenden kann. In der Kriegsfürsorge wurde dieses System allgemeiner verwirklicht und anerkannt. Eine Vereinheitlichung der Jugendfürsorge wurde in den Jugendämtern geschaffen, die ebenfalls in und nach dem Krieg in zahlreichen Städten eingeführt wurden; vorbeugende und heilende Fürsorge für die Kinder, Schulspeisungen, Jugendpflege und Vormundchaftswesen kamen in die Hand einer einzigen Behörde, die sich der privaten Fürsorgeorganisation bediente und die Wohlfahrtspflege der Jugend von erzieherischen Gesichtspunkten aus leiten sollte. Für die Jugendämter wie für die Familienfürsorge und die neuen Aufgaben der Wohlfahrtspflege machten sich sozialpädagogisch ausgebildete Kräfte nötig. Die Wohlfahrtsschulen haben sich vermehrt und innerlich gekräftigt. Die sozialpädagogischen Berufe sind aus ihrer Isolierung herausgetreten, die Pädagogik kümmert sich um sie mehr als früher; es kommt ihnen stärker zum Bewußtsein, daß sie mit Lehrern, Geistlichen, Volkshochschulen in einer Reihe stehen, und daß ihre Ausbildung mit den übrigen Gebieten der Volkserziehung die gleiche Grundlage haben muß. In dieser Beziehung bedeutet der Krieg einen bedeutsamen Wendepunkt; das Erziehungswesen hat sich einem neuen Bezirk anzugliedern begonnen. Was früher wenige Vorkämpfer verlangt hatten, ist durchgedrungen. Die Nachkriegszeit konnte diesen Fortschritt gesetzgeberisch im Jugendwohl-

fahrtsgesetz, organisatorisch bei der Neueinrichtung der Lehrerbildung zum Ausdruck bringen.

4. Jugendpflege

Am schwersten war die pädagogische Hilfe für die schulentlassene Jugend,²¹ die der Verwahrlosung am meisten ausgesetzt war. Die stellvertretenden Generalkommandos haben eine Reihe von Schutzbestimmungen erlassen, die sehr heilsam gewesen sind. In der Nachkriegszeit hat gerade die selbstverantwortliche Jugend bedauert, daß der geschwächte Staat diese Bestimmungen, der Privatwirtschaft zuliebe, wieder aufgehoben hat. So wurde in den Jahren 1915 und 1916 verordnet, »um der zunehmenden Zuchtlosigkeit zu begegnen«,²² daß Jugendlichen bis zu 18 Jahren weder Tabak noch alkoholische Getränke verkauft werden durften; zuwiderhandelnden Wirten konnte das Lokal geschlossen werden. Das öffentliche Rauchen, jeder Besuch der Gasthäuser von 6 Uhr abends ab ohne Beisein der Eltern oder Lehrer wurde den Jugendlichen verboten. Die Kinoreklame wurde beschränkt und überwacht, ebenso die ärgste Schundliteratur. Der Alkoholausschank wurde auch für Erwachsene eingeschränkt, später hörte er für das Inland fast ganz auf. Gegen die Verschwendung jugendlicher Munitionsarbeiter suchte man durch den Sparzwang für Jugendliche vorzugehen.

Die positive Jugendpflegearbeit litt unter dem Mangel an Jugendpflegern. Die Einberufenen waren schwer zu ersetzen, denn Jugendpflegearbeit beruht auf Begabung und Neigung; eine Schulung männlicher Jugendpfleger bestand überhaupt nicht. Die Jugendvereine gingen zurück; auch von ihren Mitgliedern waren viele im Feld, gerade die führenden. Die »freie sozialistische Jugend« wurde verboten und verfolgt. Nur einen Bruchteil der Jugendlichen erfaßte die Jugendpflege im Frieden: noch weniger im Krieg. Es entstand daher der Wunsch, durch eine große Organisation auch die Jugendpflege den Kriegsbedürfnissen anzupassen und sie zu erweitern.

²¹ Vgl. Hertha Siemering, Die deutschen Jugendpflege-Verbände, Berlin 1918, und Die deutschen Jugendverbände, ihre Ziele sowie ihre Entwicklung und Tätigkeit seit 1917, Berlin 1923.

²² Bayerische Bekanntmachung vom 4. Oktober 1914.

Hiermit trafen die Wünsche der Heeresleitung zusammen. Das Kriegsministerium war der Meinung, Schulen und Turnvereine sorgten nicht zureichend für den Nachwuchs des Heeres. Eine große Ausbildungsanstalt der Jugend zur Erhöhung der Wehrhaftigkeit wurde als Ergänzung für notwendig gehalten. Bald nach Kriegsbeginn wurde daher die »militärische Vorbereitung der Jugend während des mobilen Zustandes« angeordnet. Die Generalkommandos faßten Schulen, Jugendvereine, Turner zu gemeinsamen Ausschüssen zusammen, die für die schulentlassene Jugend aller Stände körperbildende Übungen nach militärischen Richtlinien veranstalteten. Man knüpfte dabei an den Jung-Deutschland-Bund an, der 1909 vom Feldmarschall von der Goltz gegründet worden war und seinerseits die boy-scout-Bewegung Baden-Powells auf Deutschland übertragen hatte.

Die Schulen wurden angehalten, die neue Organisation zu unterstützen. Es ergingen Aufrufe, »die Jungmannen vom 16. Lebensjahr ab im ganzen Land einheitlich für den Heeresdienst zu schulen und sittlich und körperlich zu Männern zu erziehen, wie sie das Vaterland braucht«. Die Ausbildung sollte Sonntags und an einem schulfreien Nachmittag stattfinden und sich auf die militärischen Übungen erstrecken, soweit sie ohne den Gebrauch der Waffe auskommen; sie sollte nach der Absicht des Kriegsministeriums keineswegs Kasernendrill enthalten, sondern allgemein körperlich-sittlich bilden. Als Ausbildende wurden Offiziere und ehemalige Militärs, auch Unteroffiziere genommen; man stellte die Jugendlichen zu Kompagnien zusammen und kleidete sie einheitlich aus Reichsmitteln. Übungen im Gelände, im Marschieren, zur Sinnesschärfung und Abhärtung wurden bevorzugt; militärischer Gehorsam, Gedächtnis für Befehle, Mut und Straffheit sollten erzielt werden. Der Erfolg war sehr gering. Die Organisation breitete sich zwar im ganzen Land aus, aber sie erfaßte im wesentlichen nur die Schüler höherer Schulen. Von den berufstätigen Jugendlichen erreichte sie vorwiegend diejenigen, die schon in Jugendvereinen organisiert waren. In die organisierte proletarische Jugend und die Armenviertel drang sie nicht ein. Sie konnte also die Jugendpflegearbeit kaum verstärken. Ihre Anziehungskraft war schon darum gering, weil die örtlichen Leiter ihrer Aufgabe in seltenem Falle gewachsen waren. Sie gerieten doch in den Kasernendrill hinein. Es machte sich

der Mangel eines volkstümlichen, geistvollen, jugendgemäßen Systems körperbildender Spiele und Übungen geltend, eines Systems, das von starken ethischen Antrieben ausgeht ähnlich dem der deutschen Pfadfinder. Das Kriegsministerium erkannte selbst, daß die Übungen sich in der Praxis zu eng an die militärische Ausbildung anschlossen; es erließ neue Richtlinien und versuchte auch die Übungsleiter besser auszubilden. Im wesentlichen ließ sich dadurch in der kurzen Zeit nichts ändern.

Als man sah, daß die Jugend sich nur unvollzählig einstellte, rief man nach dem Zwang.²³ Ein Reichsjugendwehrgesetz wurde gefordert, das auch über den mobilen Zustand hinaus gültig bleiben sollte. Gegen diesen Vorschlag machte sich viel Widerstand geltend. Die Jugendpflegevereine sahen voraus, daß ihre individualisierende Arbeit durch eine gesetzliche und überdies militärische Massenjugendpflege verdrängt werden müsse. Von seiten der Jugendbewegung wie von Schriftstellern und Pädagogen wurde vor allem erkannt, daß eine militärische Vorbereitung der Jugend gar nicht zur Stärkung der Wehrhaftigkeit führen könne. Wehrhaftigkeit beruhe nicht auf militärischen Techniken, die sich schnell lernen lassen: der Wandervogel behauptete, daß er die beste Bildung zur Wehrhaftigkeit, die beste Einheit körperlicher und sittlicher Bildung für die Altersstufe der Jugendlichen besitze.

Wohl unter dem Eindruck dieser Proteste ist von einem Gesetze abgesehen worden. Eine größere Beteiligung der Jugend versuchte man auf anderen Wegen zu erzielen: man gab allerlei Vergünstigungen für die Teilnehmer, die ihnen beim Eintritt ins Heer zugute kommen sollten.

Der Mißerfolg stammte nicht von einer Abneigung gegen körperliche Ausbildung her. Im Gegenteil ist die Lust am Sport in der deutschen Jugend, zumal nach der Kriegszeit, sehr gestiegen. Der Ursprung dieser Bewegung liegt nicht im Kriege selbst. Eine neue Freude am Körper, an Gymnastik, Wandern und Sport ist

²³ Bayerische Bekanntmachung vom 4. Oktober 1914; Georg Schmidt, Die Aufgaben der militärischen Jugenderziehung, Langensalza 1917; Müller-Meinungen, »Wir brauchen ein Reichsjugendwehrgesetz«, Flugschriften des Zentral-Ausschusses für Volks- und Jugendspiele, N. F. 1; Friedrich W. Foerster und A. von Gleichen-Rußwurm, Das Reichsjugendwehrgesetz; Wilhelm Hagen und G. Günther, Ein Aufruf und Arbeitsplan für die freideutsche Jugend usw., Hamburg 1918.

in der pädagogischen Bewegung schon seit 1900 vorhanden, vor allem in der Jugendbewegung. Sie liegt aber auch in der Richtung der fortschreitenden Industrialisierung und in Einflüssen des amerikanischen Volkslebens auf das industrielle Europa begründet. Diese Tendenz breitete sich im Kriege sehr schnell aus. In allen Jugendvereinen, auch solchen, die zuvor nie daran gedacht hatten, wurde Wandern, Turnen, Schwimmen eingeführt. Besonders hat der Rasensport sich die Jugend gewonnen. Die Nachkriegsjugend ist ein körperfreudigeres Geschlecht. Allerdings beherrschen die sensationellen Sportarten die Masse der Jugendlichen stärker als die bildenden Formen des Turnens und der Gymnastik.

Daß die Jugendpflege in der Kriegszeit nicht zu starker Wirkung kam, lag auch in ihr selber. Sie hatte im Frieden Methoden gebraucht, die dem psychologischen Zustand gerade der gefährdeten und erregten Jugend nicht gewachsen waren. Sie hatte es kaum bemerkt, daß neben ihr Formen eines jugendgemäßen Lebens entstanden waren, daß die autonomen Bünde ein ganzes System pädagogischer Werte gefunden hatten, die den Lebensantrieben dieser Altersstufe entsprechen. Die Vorzüge der Jugendpflege diesen Bünden gegenüber, daß sie einen Weg ins männliche und frauliche Leben wiesen, wurden durch ihre erzieherische Unbehilflichkeit meist unwirksam. Der Krieg bedeutete auch hier den Wendepunkt. Auf der neunten Konferenz für Volkswohlfahrt in Berlin sprach im November 1916 ein Vertreter der Jugendbewegung über die freideutsche Selbsterziehung durch die jugendliche Gemeinschaft; er fand bei den versammelten Jugendpflegern nicht nur Beifall; man nahm sogar eine Erklärung an, die die neue Stellung so scharf wie möglich ausdrückte.²⁴ »Alle unsere Jugendpflege,« so hieß es darin, »muß die Jugend zur Selbständigkeit und Selbstbestimmung erziehen. In diesem Sinne muß die Jugendpflege in Jugendbewegung einmünden.« Die Pädagogik der Selbständigkeit, Aktivität und Gemeinschaft ist seitdem in der Jugendpflege durchgedrungen. Die Jugendvereine suchen ihr Vereinsleben mehr auf die Tätigkeit der Jugend selber zu stellen und sind auch gegen die Sitten der Jugendbewegung duldsam. Alle Richtungen der Jugendpflege, proletarische wie kirchliche, haben diese Wendung vollzogen:

²⁴ Freideutsche Jugend III, 51.

sie haben sich damit auf das Kriegsende ideell vorbereitet und nach der Heimkehr der Soldaten dann einen großen Aufschwung erlebt.

5. Das freie Volksbildungswesen

Eine ganz ähnliche Geschichte hatte das freie Bildungswesen für die Erwachsenen: die unkritische, noch auf den Ideen der Aufklärung fußende Volksbildungsarbeit erlitt eine innere Niederlage, die zum Bruch mit den alten Grundsätzen führte. — Man erkannte, daß der Krieg eine gewaltige Erziehungsarbeit an den Erwachsenen nötig machte, und von Kriegsbeginn an wandte man sich mit Eifer dieser Aufgabe zu. Man glaubte, es sei möglich, in den Massen Verständnis für Kriegsursachen und Kriegsziele und für staatsbürgerliche Pflichten durch Vorträge, Broschüren, Reden zu erwecken, womit man in das Fahrwasser der gewöhnlichen Kriegspropaganda geriet; oder man suchte gar nur durch Volksunterhaltungsabende Gegenkräfte gegen die Notstimmung zu beleben. Die Arbeit wandte sich auch an die Soldaten. Ganze Volksbüchereien wanderten in die Lazarette und Soldatenheime, in der Etappe wurden Vortragsorganisationen und Unterhaltungsstätten errichtet. Erzieherisch hat dieses Aufklärungs- und Unterrichtswesen keine Bedeutung erlangt: weder konnte es wahre Vaterlandsliebe wecken, noch die Massen aus dem Bann der Kriegspsychose erlösen. Es rechnete in erzieherischen Dingen mit Massenwirkung und mit einer viel zu kurzen Zeit; es verriet damit, wie wenig es um das Wesenhafte von Bildung und Erziehung Bescheid wußte. Die Front bot an sich gute Gelegenheit zu tieferer Volksbildungsarbeit, und in manchen Kompagnien und Batterien sind auch geschulte Leute in kleinen Kreisen volkserzieherisch tätig gewesen, für die niemand eine Einrichtung geschaffen hatte. Was aber organisiert wurde, ging in der Regel fehl. Eine bedauerliche Unterlassung lag in der Organisation des Feldbuchhandels vor. Die Buchhandlungen in der Etappe hatten ein Monopol; sie stillten ein mächtiges Bedürfnis, volkserzieherische Gesichtspunkte waren jedoch ganz außer acht geblieben. Die Auswahl der Bücher geschah oft nach dem Geschäftsinteresse des Buchhandels; im Inland wenig gelesene Bücher wanderten an die Front, die meisten waren den Soldaten innerlich ganz fremd, am fremdesten die Kriegsliteratur.

Aus dem volkserzieherischen Unwesen der Kriegsjahre ist der Volksbildungsarbeit eine wertvolle Gabe erwachsen: Selbstkritik. Es wurde einer kleinen Gruppe von volkserzieherisch Tätigen klar, daß gegen die Mächte des Unterhaltungsgewerbes, des Geschäftsgeistes nicht aufzukommen war, solange man mit ihnen zusammenging. Es wurde deutlich, daß eine wirksame Bildungsarbeit den Kampf mit diesen Mächten aufnehmen muß, und daß sie mit den Mitteln der Aufklärung und der Massenwirkung gegen diese Mächte nichts ausrichten und zu erzieherischen Erfolgen zunächst nicht kommen kann. Man begann zu begreifen, daß Volksbildungsarbeit als Arbeit an Erwachsenen eine besonders verantwortliche und schwere Aufgabe auf lange Sicht ist, die von kleinen Arbeitsgemeinschaften aus nur allmählich eine Beziehung der handarbeitenden und wenig geschulten Klassen zu den geistigen Überlieferungen des Volkes anbahnen kann. Zugleich entstanden Pläne und Versuche zu solcher Arbeit, die auf den Grundgedanken der pädagogischen Bewegung beruhten.²⁵ Im Volksbüchereiwesen kämpfte Walter Hofmann in Leipzig für die Bücherei der intensiven, erzieherisch verantwortlichen und kritischen Arbeit. In Württemberg ergingen seit Ende 1917 von Theodor Bäuerle und Otto Wilhelm, in Hessen von Georg Koch, in Thüringen von Eduard Weitsch Pläne zum Aufbau intensiver Volksbildungsarbeit. Sie wiesen auf die dänischen Volkshochschulen hin und forderten ein den deutschen Verhältnissen entsprechendes Volkshochschulwesen für die Nachkriegszeit.

6. Die Schulreform

Es ist berichtet worden, wie sich die Schule auf den Krieg innerlich und äußerlich eingerichtet hat. Diese Umstellungen betrafen nicht die Sitten, Lehrpläne und das organisatorische Gefüge der ganzen Schule, nicht, was dem Geiste Dauer verleiht. Und doch zeigte die Kriegserfahrung nicht nur den Lehrern und Behörden,

²⁵ Vgl. das Volksbildungsarchiv; Veröffentlichungen der Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Leipzig; Otto Wilhelm, Von Volkshochschulen (Christliche Welt 1917, Nr. 19; Christlicher Anzeiger 1918, Nr. 19—22); Planck und Stürmer, Volkshochschularbeit, Stuttgart 1918; Georg Koch, Eine deutsche Volkshochschule (Volksbildungsarchiv 1917) und Die künftige deutsche Volkshochschule, Berlin 1918; E. Weitsch, Was soll eine deutsche Volkshochschule sein und leisten? Jena 1919.

sondern (von verschiedenen Ideen aus) dem ganzen Volk, daß die Schule den Zeitbedürfnissen, zumal der großen Notlage nicht angemessen sei.

Nun ist die Schule im Unterschied zum staatsfreien Bildungswesen ein zu mächtiges, mit den konfessionellen und politisch-wirtschaftlichen Mächten zu stark verbundenes Gebiet, als daß es sich selbsttätig organisatorisch auf eine veränderte Lage umstellen könnte. Die Schule ist ein besonders schwerfälliger Körper im Gesellschaftsleben; sie rechnet immer auf eine Generation weiter als andere Maßnahmen und wehrt sich stärker gegen Zeiterfordernisse; die Schule ist weit mehr als Wohlfahrtspflege und freies Bildungswesen eine Angelegenheit der Politik, zumal im deutschen Staatsleben. Innerpolitisch war in Deutschland seit dem August 1914 Burgfrieden verkündigt. Die Schule durfte demnach nicht erwarten, daß noch im Krieg an ihr etwas Wesentliches geändert würde.

Aber die Forderungen nach Schulerneuerungen sind im Krieg desto lauter geworden.²⁶ Die pädagogische Bewegung der Vorkriegszeit nahm so einen lebhafteren Fortgang; aus den kleinen Kreisen der Reformpädagogen und ihrer Freunde trat sie jetzt heraus, oder vielmehr sie wurde von den neuen Volksstimmungen benutzt und schulpolitisch auf einmal wirksam. Diese neue Schulbewegung war durch politische Motive hervorgerufen, die gleich bei Kriegsbeginn wirksam wurden. Der Kriegsanfang erzeugte zwei politische Volksstimmungen; die eine ist vaterländisch: das deutsche Volksbewußtsein wird mächtiger, allgemeiner erfahren; die andere ist demokratisch und sozial: die zurückgedrängten Volksschichten erwarten um dieses Volksbewußtseins willen stärkeren Einfluß auf die Regierung, die herrschenden Schichten versprechen sie. Der Kaiser prägte das Wort, daß er fortan keine Parteien mehr kenne, nur Deutsche. Der Kanzler stellte innere Reformen in Aussicht und versprach »freie Bahn

²⁶ Vgl. die pädagogischen Zeitschriften der Kriegszeit. Aus der kaum übersehbaren Literatur sind als charakteristisch und führend hervorzuheben: J. Norremberg, Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung der höheren Schule, Leipzig-Berlin 1916; J. Wyckgram, Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft, Leipzig 1918; G. Kerschsteiners, Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden und: Das einheitliche deutsche Schulsystem, beides Leipzig 1916; A. Fischer, Aufgabe und Entwicklung des deutschen Schulwesens nach dem Kriege. Leipzig 1916.

dem Tüchtigen«. Die Schranken zwischen den Klassen und Ständen sollten irgendwie fallen. Diese Worte hafteten im allgemeinen Bewußtsein, die Demokratisierung Deutschlands wurde bestimmt erwartet; das war die Folge davon, daß die Arbeiterschaft sich zur Vaterlandsverteidigung bekannt hatte.²⁷ Ein alter Zusammenhang machte sich geltend, der seit 1789 in den europäischen Nationalstaaten zwischen Demokratie und allgemeiner Wehrpflicht besteht.

Und ebenso machte sich geltend der Zusammenhang zwischen politischer Erneuerung und Erziehung, der in den Zeiten Fichtes, Humboldts und der Steinschen Reformen schon aufgetreten war. Innere Staatserneuerung muß mit Erneuerung des sittlichen Zustandes und der Gesamtbildung zusammengehen. Fichtes Reden an die deutsche Nation von 1810, Pestalozzis frühe Schriften, die solche Gedanken aussprechen, wurden nun wirksam, und sie enthielten bereits die innere Verbindung zwischen den neuen Volksstimmungen und der pädagogischen Bewegung. Die Diskussion hielt sich nicht immer auf der Höhe, formte Presseschlagworte, erzeugte eine große Literatur von Broschüren und Zeitschriftenaufsätzen, deren allgemeine Tendenzen, weil für die Kriegslage der Erziehung charakteristisch, hier zu schildern sind. Es sind keine neuen Ideen, die in dieser Diskussion geboren werden, sondern durchweg Forderungen aus dem Zusammenhang der pädagogischen Bewegung; es sind nur neue Motive, mit denen die Ideen sich größeren Kreisen mitteilen. Der Krieg als solcher hat auch hier wenig Ideen geboren, ist aber von starker Ideenbewegung erfüllt gewesen.

Als erstes wirkt das vaterländische Motiv. Man sieht, daß Deutschland durch den Krieg eine Machtstellung einnehmen muß, die seiner Volkszahl, den Bodenschätzen und der geographischen Lage nicht entspricht. Es kann sich also nur halten, wenn es Übermäßiges leistet, wenn es alle Kräfte mobilisiert, die es hat. Die inneren Kräfte des Menschen müssen erschlossen werden, die unendlich sind, während die äußeren begrenzt; die Selbsttätigkeit des Menschen ist anzuregen, um Ungemeines zu leisten. Auf Erhöhung der Selbsttätigkeit der Nation waren Fichtes Vorschläge gerichtet gewesen. Jetzt verhalf dieses Motiv

²⁷ Vgl. Die Arbeiterbewegung im neuen Deutschland, herausgegeben von Thimme und Legien, 1915.

dem Gedanken des »Arbeitsprinzips«, der aktiven Schule zur allgemeinen Geltung. Eine Reihe rein pädagogischer Forderungen erhielt aus diesem Motiv besondere Unterstützung. Zunächst die Forderung besserer körperlicher Ausbildung. Die Schulen und Behörden sind seitdem geneigter wie vorher, das Spielen und Wandern der Kinder zu unterstützen, Jugendherbergen, Bäder und Spielplätze einzurichten; das Turnen wird höher bewertet, vor allem in den höheren Schulen nicht mehr als rein technisches Fach von nebensächlicher Bedeutung angesehen.

Des weiteren wurde die Forderung »staatsbürgerlicher Erziehung« jetzt allgemein anerkannt. Die Bindung des Bürgers an den Staat und den Zusammenhalt des Volkes in sich, wie er im August 1914 sich ergeben hatte, sollte die Erziehung verewigen. Die höheren Schulen, zumal die Gymnasien, hatten sich mit den Ansprüchen staatsbürgerlicher Erziehung nicht noch mehr belasten wollen, solange man dabei an Unterweisungen dachte. Mit Recht wiesen sie jetzt darauf hin, daß die Jugend der höheren Schulen sich zum Staat bekannt hatte und zur Hingabe so fähig war wie nicht anders die Jünglinge des Leonidas. Immerhin gestand man allgemein, daß ein Durchdenken staatlicher Probleme in den höheren Unterricht irgendwie einzufügen sei. Und wenn man etwas tiefer jenem Motiv nachspürte, so fand man, daß über das Unterrichtliche hinaus die individualistische Denkweise in den Schulen praktisch überwunden werden müsse. Vor allem wünschte man in den Volksschulen das Wissen vom Staat und die vaterländische Gesinnung zu pflegen, ohne freilich immer die tieferen pädagogischen Bedingungen hierfür zu sehen, die etwa Kerschensteiner aufgewiesen hatte.

Die Mobilisierung aller Volkskräfte bedeutete, daß man der Berufsbildung mehr Aufmerksamkeit zu widmen hatte. Die Überwindung des alten Gedankens von der allgemeinen Menschenbildung als Vorstufe für alle Berufserziehung war von der pädagogischen Bewegung angebahnt worden. Die pädagogische Literatur der Kriegszeit beschäftigte sich gerade mit diesem Gedanken. Das Wechselspiel von Berufsbildung und Allgemeinbildung wurde neu gesehen; noch beherrschte das Schulsystem das alte Dogma, daß eine humanistische Allgemeinbildung die universale Berufsvorbildung sei, daß die Schule »dem Utilitaris-

mus keinen Einlaß gewähren dürfe«.²⁸ Verfechter des Gymnasiums vertraten den Gedanken auch im Krieg noch mit Schroffheit. Demgegenüber hat im Krieg vor allem Spranger die tiefe allgemeinbildende Bedeutung der Berufsbildung aufgewiesen und die Entwicklung bejaht, die Schule und Berufsgliederung in organischen Zusammenhang bringt, ohne der Schule ihren humanistischen Sinn zu nehmen. Das Echo, das diese Denker fanden, hat einer neuen Entwicklung Bahn gebrochen. Berufs- und Fachschulwesen sollen stärkere Pflege finden; sie nähern sich den humanistischen Schulen, indem auch ihr allgemeinbildender Gehalt herausgearbeitet wird, und erhalten dadurch eine neue Würde. Die alten humanistischen Schulen dagegen werden sich noch mehr dem Berufsgedanken nähern; die innere Einheit des gesamten Schulwesens wird so in einem wesentlichen Punkt gefördert. Die Teilung der aristokratisch-humanistischen und der banausischen Schulbildung beginnt überwunden zu werden. Was Kerschensteiner gefordert hatte, traf jetzt auf breiteres Verständnis.

Aus dem gleichen Motiv wurden die Bestrebungen gestützt, die eine bessere Berufsberatung der Jugendlichen durchzusetzen suchten und für die Erforschung der Berufseignung neues Interesse warben. Vor allem wurde das Problem erörtert, wie alle Begabungen in allen Volksschichten den ihnen entsprechenden Berufen besser zugeführt werden könnten. Vom Aufstieg der Begabten ist unendlich viel Redens gewesen; es war ein Problem, das aus der sozialen Bewegung der Kriegs- und Revolutionsjahre genährt wurde. In Deutschland ist mehr als anderswo die Berufsstellung und somit die soziale Stellung eine Frage der Schulbildung, Emporkommen aus eigener Kraft ohne Schulhilfe ist etwas Seltenes. Und so häufig es auch ist, daß Kinder armer Eltern durch die höheren Schulen laufen bis zur Universität, sahen die sozial gehemmten Volksschichten doch ein Unrecht darin, daß ihre Kinder, soweit sie für die Ansprüche der höheren Bildung »begabt« waren, nicht mit öffentlichen Mitteln auf den Weg der Schulen gebracht wurden. Wenn das Erlebnis der Augusttage 1914 dauerhaft sein sollte, so mußte versucht werden, den Bildungsgegensätzen ihre Schärfe zu nehmen. Der Aufstieg begabter Kinder in die höheren Schulen wurde als geeignetes Mittel

²⁸ Rehm, Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium, München 1916.

angesehen. Wie bedeutsam der Gegensatz der Bildungsklassen war, dafür gab die Kriegszeit ein eindrucksvolles Beispiel. Das Einjährig-Freiwilligensystem hatte die Folge, daß der Unterschied von Offizier und Mann bis auf kaum nennenswerte Ausnahmen mit dem von höherer Schule und Volksschule gleichbedeutend war. Gegen diese Teilung wurde eine wachsende Volksstimmung im Kriege lebendig. Es wurden Vorschläge gemacht, wie man Kinder der Volksschulen für die höheren Schulen auslesen und mit staatlichen Erziehungsbeihilfen versehen könnte. Es wurden Schulen gefordert, die den Übergang von der Volksschule zur höheren Schule noch im vierzehnten Jahr ermöglichen, »Aufbauschulen«, die in sechs Jahren zur Hochschulreife führen sollen. Die Probleme der Begabtenauslese, der Erziehungsbeihilfen und der Aufbauschulen sind seitdem nicht wieder fallen gelassen worden. Die Nachkriegszeit mußte auf diesen Gebieten vor allem zu Neueinrichtungen schreiten, sie waren eine Zeitlang die volkstümlichsten Forderungen, für die sich dann auch die liberalen und sozialistischen Parteien einsetzten.

Aus dem vaterländischen und sozialen Motiv heraus wurde nun auch die alte Lehrerforderung der nationalen und sozialen Einheitsschule neu aufgegriffen,²⁹ im Zusammenhang damit die Forderung nach Vereinheitlichung des Lehrerstandes und nach neuer Lehrerbildung. Die organisatorische Einheitsschule erleichtert nach der Meinung der Zeit den Begabtenaufstieg am besten; sie ermöglichte die Mobilisierung aller Volkskräfte; sie ist auch die Gewähr dafür, daß das Erlebnis von 1914 erhalten bleibt, sie schickt die Kinder beider Bildungsklassen in die gleiche Grundschule: sie erfüllt alle Wünsche, die aus der Volksstimmung sich ergeben. Auf einmal hatte die Lehrerschaft die Öffentlichkeit auf ihrer Seite. Wenn man auf Fichte jetzt hinwies, so konnte man Süverns Einheitsschulplan nicht umgehen; was aus dem Krieg von 1813 sich ergeben hatte und in der Restaurationszeit fallengelassen war, das durfte im Weltkrieg nicht noch einmal ver-

²⁹ W. Rein, Die nationale Einheitsschule, ² Osterwieck 1918; J. Schmidt, Das Problem der nationalen Einheitsschule, Jena 1916; E. Spranger, Kultur und Erziehung, 1. Auflage 1919; A. Fischer, Über Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungsfragen, 1918; Der Aufstieg der Begabten, Sammelschrift, herausgegeben von Peter Petersen, Leipzig 1916.

lorengehen. Mit größter Energie meldete jetzt die Lehrerschaft der Volksschule neu ihr Verlangen nach der allgemeinen einheitlichen deutschen Schule und dem einheitlichen Lehrerstand in der Öffentlichkeit an. Die Sozialdemokratie hatte diese Forderungen von alters her in ihrem Programm stehen; sie war jetzt regierungsfähig geworden, und so war Aussicht, daß sie auch entsprechend werde handeln können; auch von bürgerlicher Seite hoffte man auf Hilfe in dieser nationalen Sache. Als vollends die Revolution kam, schien die Einheitsschule gesichert. Die Volkstimmung schien in dieser Frage so eindeutig, daß jede kommende Schulorganisation auf sie Rücksicht nehmen mußte.

Die Kriegsdebatte brachte nun ein tieferes Problem zum Bewußtsein, das in dem Einheitsschulgedanken sich verbarg; und sie versuchte auch die Lösung. Es war ja nicht nur organisatorisch ein Gegensatz zwischen Volksschule und höherer Schule vorhanden. Es bestand auch in der objektiven Verfassung der deutschen Bildung ein Gegensatz zwischen dem humanistisch-antiken Geist und dem volksmäßig-deutschen. Indem das vaterländische Empfinden stärker, in der Heimat geradezu pedantisch und reizbar wurde, machte es vielen Patrioten Schwierigkeiten, eine so starke Bildung durch fremdländisches Kulturgut zu billigen, wie die neusprachlichen und altsprachlichen Gymnasien sie zeigten. Diese erzieherisch sehr dilettantischen Bedenken wurden aber gestärkt durch eine philosophische Erörterung über die innere Einheit der deutschen Geisteswelt, die im Krieg auflebte und die ein wahres Problem der deutschen Kultur aufwühlte, ein Problem, das in der neudeutschen Bewegung von Anfang an gelegen hatte. Wie dort neben dem antikisch gesinnten Nietzsche romantisch-nordisch empfindende Männer wie Lagarde und Langbehn standen, wie in der Jugendbewegung griechische Körperbildung neben einer romantischen Heimatfreude und Volkstümlichkeit ihren Platz hatte, so ist in der gesamten deutschen Bildung ein romantisch-nordisches und ein antikisches Element enthalten, die sich ebenso oft feindlich begegnen wie sich in tiefsinniger Ehe zusammenfinden. Das Christentum in seinen zwei Ausprägungen kommt hinzu und macht aus der deutschen Bildung ein widerspruchreiches Gebilde. Daß seine innere Einheit ein Problem war und keine vollbrachte Leistung, das war in der neudeutschen Bewegung erneut

bewußt geworden. Es war auch klar, daß der Mangel eines festen Volksbewußtseins mit dem Mangel dieser Einheit zusammenhing. So wurde jetzt im Krieg versucht, das Problem neu zu lösen.

Es fand eine radikale Theorie Beachtung, die schon vor dem Krieg vorhanden war. Sie versuchte die fremden Bestandteile deutscher Bildung abzustoßen, sowohl äußerlich, indem sie der Jugend das langdauernde Studium fremder Sprachen und Literaturen nehmen, das altsprachliche Gymnasium womöglich beseitigen wollte, als innerlich: indem sie einen Bildungsgedanken auf der Grundlage deutschen Volkstums zu schaffen meinte.³⁰ Richard Benz bekämpfte in seinen Flugschriften das humanistische Prinzip der Bildung. Er sah in der Renaissance den Anfang vom Ende der deutschen Kultur. Aus ihr stamme die rationale und mechanische Auffassung des Lebens; aus ihr die reflektierte historisch-intellektuelle Haltung gegenüber den Kulturgütern früherer Geschlechter. Er zeigte, wie alle Künste und wie das Wort in dieser Haltung untergegangen, die gläubige deutsche Volkskultur vernichtet worden sei. Wie es Herder und das Geschlecht des jungen Goethe wollten, so sei die deutsche Bildung neu und volkstümlich zu begründen durch ein Wiederaufleben der alten Überlieferungen. In der Fortsetzung dieser Gedanken konnte die Jugendbewegung in dem lebendigen Verhältnis, das sie zur Heimat und Volksgeschichte, zu Märchen, Volkslied, Spiel, Tanz und Wort hatte, einen Anfang neuer Laienbildung erblicken.

Es war ein Zurückbiegen dieser radikalen Denkart, wenn man die humanistischen Schulen dadurch volkstümlich zu machen suchte, daß man dem deutschkundlichen Unterricht einen breiten Raum auf Kosten des fremdsprachlichen einzuräumen gedachte. Denn hierbei dachte man noch immer an ein gelehrtes, rationales Verhältnis zur deutschen Überlieferung, an ein »Bewußtsein«, nicht an ein lebendiges Anknüpfen. Andererseits war das gelehrte Verhältnis zur Vergangenheit im Verstehen, im historischen Bewußtsein Basis des modernen Denkens geworden, es mußte Inhalt der höheren Bildung bleiben; und wenn man die Volksüberlieferung zum Mittelpunkt machen wollte, so

³⁰ Vgl. Rich. Benz, *Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur*, Jena 1915; C. Burdach, *Deutsche Renaissance*, Berlin 1916, 2. Auflage 1918.

mußte Kenntnis und Verstehen der lateinisch-germanischen Überlieferung mitgesetzt werden, in der die deutsche Überlieferung nur ein Glied ist. Darauf kam es also hinaus: in dem deutschen Volksschicksal, in der deutschen Volksüberlieferung die Beziehungsmittel der höheren Bildung zu sehen. Solcher deutschkundlichen Richtung redete die Theorie Ernst Troeltschs das Wort, die in dieser Kriegszeit das Problem der deutschen Bildungseinheit neu aufgriff.³¹ Troeltsch bejahte die Vielfältigkeit in den deutschen Bildungselementen; er sah, daß gerade sie das deutsche Wesen ausmachten, und daß Versuche, die längst ins Blut gegangenen Einflüsse wieder auszuschneiden, utopistisch seien. Der antike Humanismus, die mittelalterlich-christliche und die nordisch-romantische Geistesrichtung sind nach Troeltsch die deutsche geistige Welt; Weite und Totalität quellen aus ihnen, aber eine Richtung müsse vorherrschen, wenn das Ganze nicht verfließen solle; und das Vorherrschende könne nur die nordisch-germanische Überlieferung sein. Sie vermittele die Einheit auch der verschiedenen Bildungsschichten.

Damit war ein Gedanke entwickelt, der das Bildungsgut der höheren Schulen auf einen eigenen Abschluß hin zu organisieren fähig war. Über die allgemeinwissenschaftliche Vorbereitung auf Hochschulstudien hinaus sollte der höheren Schule zugemutet werden, eine Anschauung der deutschen Überlieferung zu entwickeln, die jedem Berufsleben eine Vergeistigung zu geben vermochte. In dieser Aufgabe ließ sich auch ein innerer Anschluß an die Volksschule erkennen; die Volksschule hat es gerade mit dem Einfachsten der Volksüberlieferung, mit Heimat und Muttersprache zu tun.

Auf diesem Boden wurde im Kriege vor allem die Ausdehnung und Vertiefung des deutschen Unterrichts im Anschluß an die noch ungenützten Anregungen Rudolf Hildebrands propagiert. Deutschunterricht sollte zur »Deutschkunde«, zu einer Lehre von deutscher Art und Kultur erweitert und in allen höheren Schulen zum Kernfach des humanistischen Unterrichts werden. In Erweiterung des Grundgedankens der Heimatkunde sollte diese Lehre von der deutschen Kultur auch die Einflüsse der Nachbarkulturen und der Antike verständlich machen und so das Studium fremder Literatur und Geschichte organisch mit dem deut-

³¹ Ernst Troeltsch, *Deutsche Bildung*, 1919.

schen Unterricht verbinden. Es wurde ein besonderer Typus der höheren Schule gefordert, der unter Einschränkung des fremdsprachlichen Studiums diese erweiterte Deutschkunde zum Hauptgehalt machen sollte: das deutsch-humanistische Gymnasium, später meist als »deutsche Oberschule« bezeichnet. Dieser Plan konnte sich auf Fortschritte der geisteswissenschaftlichen Forschung und der Universitätsstudien stützen, wie sie durch Wilhelm Dilthey, Ernst Troeltsch, durch das Lamprechtsche kulturhistorische Institut in Leipzig vor dem Krieg verbreitet waren. Man konnte argumentieren: daß die neuhumanistischen Schulen um 1800 auf der Antike aufbauen mußten, um sich von der französischen Kultur unabhängig zu machen; seitdem sei aber in Deutschland eine eigene Philosophie, Sprache und Dichtung entstanden, welche die Fremdkulturen verarbeitet in sich trägt: diese heimische Geisteswelt müsse als Unterlage eines deutsch-humanistischen Gymnasiums dienen können. Gegner traten zahlreich genug hervor; sie fragten mit Entsetzen, ob denn deutsches Wesen und alle naiven Erzeugnisse des Volkes Studienobjekte der Jugend werden sollten. An den Hochschulen zweifelte man, ob die neue Schule die wissenschaftliche Vorbereitung für das Hochschulstudium bringen könne. Dennoch erwarb sich der Plan Sympathie in weiten Kreisen.

In allen Schulen wurde dem Unterricht im Deutschen größerer Wert gegeben als zuvor, und bei der Schulreform, auf die man allgemein rechnete, wollte man mindestens die Stundenzahlen des Deutschen erhöhen. Der tiefere Sinn dieser Bestrebung liegt weniger in der Betonung des Nationalen, denn ob Unterricht Vaterlandsliebe wecken kann, wo sie nicht reichlichere Quellen im Volksleben hat, ist eine offene Frage; er liegt vielmehr in dem Bedürfnis, die vielspältigen Interessen des wissenschaftlichen Unterrichts an einen Mittelpunkt anzuschließen, dem Schulwesen damit von innen her Einheit zu geben, den Schritt zu einer deutschen Einheitsschule inhaltlich vorzubereiten. — In derselben Richtung lag es, daß man die Wiedereinführung der philosophischen Propädeutik in die höheren Schulen forderte.

Ein weiteres Motiv der Kriegserörterungen über die Schule ging auf größere Aktualität des Unterrichts. Die alten Gymnasien führten ein gegenwartsfremdes, kontemplatives Dasein in einer besseren Welt. Es war eingangs gezeigt worden, wie im 20. Jahr-

hundert die Schulen weltmännischer geworden waren, auf Berufsleben und Gegenwart sich stärker bezogen. Jetzt schien der Krieg dieser Tendenz vollends Recht zu geben, indem er zeigte, daß es nicht für ein idyllisches Gelehrten-dasein, sondern für ein weltkundiges Tatleben zu erziehen gilt, will man den Ansprüchen des Volkes genügen. Und wenn auch die Gymnasien sagen konnten, daß sie fürs Leben erziehen, gerade indem sie so zur geistigen Sammlung in jener gegenwartsfremden Sphäre anleiten, setzte sich so schwierigen Zusammenhängen gegenüber das dringlichere Bestreben durch, im Unterricht das Ferne und Ganzvergangene einzuschränken, das Gegenwärtige hervorzuziehen. Die Erdkunde meldete daher für die Zukunft neue Ansprüche an. Sie suchte die wirtschaftspolitischen Gesichtspunkte in die Schullehre einzubeziehen. Die Geschichte verlangte, daß die Lehrpläne dem Studium des letzten Jahrhunderts mehr Zeit widmen möchten; geschichtliches Verständnis sei dem deutschen Volke in seiner dauernd gefährlichen Lage besonders notwendig. Neben der politischen sollte die Kulturgeschichte mehr Raum beanspruchen dürfen; Deutsch, Erdkunde, Geschichte sollten letztlich in einer Lehre von der menschlichen, von der deutschen Kultur, sollten als »Kulturkunde« zusammenwirken. Schon im Kriege drangen einige Reformen durch. Unterm 2. September 1915 veröffentlichte die preußische Unterrichtsverwaltung einen neuen Geschichtslehrplan, in dem die neueste Geschichte einen breiten Raum einnahm und auch die Zahl der Geschichtsstunden ein wenig erhöht wurde. Auch die Erweiterung des erdkundlichen Unterrichts wurde in Bayern durchgesetzt. Für die Einführung staatsbürgerlichen Unterrichts in der Friedenszeit traf man Vorkehrungen, indem man Sonderkurse für die Lehrer dieses Faches einrichtete und Staatsbürgerkunde als Prüfungsfach zuließ. In der Schulreform der Nachkriegszeit sind alle diese Bestrebungen weitergeführt worden.

7. Die Jugendbewegung im Krieg

Es ist nun die Frage, wie sich die in der Jugend erwachsene Selbsterziehungsbewegung zum Kriege verhielt.³²

Die Bewegung ist nicht zum Stillstand gekommen, sie hat große Verwandlungen erfahren. Unter den Kriegs- und Revolutions-

³² Literatur bei Messer a. a. O. und Kriegsgaublätter der Wandervogelbünde.

stürmen hätte sie ganz ersterben können. Aber es scheint, daß religiöse und ethische Bewegungen durch die politisch-wirtschaftlichen Erschütterungen hindurchgehen, nur verwandelt durch Erfahrung, Erfolg und Niederlage, indem sie altern, doch nicht sterben.

Die Älteren aus der Jugendbewegung haben nach dem Krieg geklagt, daß die echte, auswählend-strenge, die erzieherische Jugendbewegung untergegangen sei. Die erste Blüte verwelkte. Aber die Bewegung trug doch ihr Leben weiter, wenn auch anders, als man 1913 wünschte.

Daß vom alten Geist so viel verloren gegangen ist, haben schon die Kriagsverluste bedingt. Ein ungeheuerliches Totenopfer hat gerade die freideutsche Jugend gebracht. Von Wandervogelführern sind Tausende gefallen. In den Kriegsfreiwilligenregimentern, die 1914 am Yserkanal zusammengeschossen wurden, war die Hoffnung nicht nur der Nachwachsenden, auch der älteren Freunde der Bewegung. Monat für Monat sind in den Rundbriefen der Bünde neue Namen mit Kreuzen versehen worden: gerade die den besten Klang in der Bewegung gehabt hatten. Manche studentischen Bünde der neuen Jugend sind ganz vernichtet worden.

Zum Krieg wie überhaupt zu den politischen Fragen hatte die freideutsche Jugend der Vorkriegszeit keine klare Stellung. Sie hatte nur wenige grundsätzliche Gegner des Heeresdienstes unter sich. Die studierenden Freideutschen hatten sich mit Eifer politischen Fragen zugewendet; aber sie hatten sie nicht erfahren können, waren ihnen nicht auf den Grund gekommen. Die freideutsche Jugend ging wie die übrige freiwillig in den Krieg und erfuhr auch die notvolle Begeisterung der ersten Augusttage. Wie andere Volksschichten faßte sie den Krieg als einen reinen Verteidigungskrieg auf, der Deutschland aufgenötigt worden war. In allen war ein echtes Vaterlandsgefühl vorhanden; eines, das die patriotische Phrase schon darum haßte, weil es nicht aus der öffentlichen Meinung übernommen, sondern von der Jugend selbst erworben war: auf den Wanderungen zu allen deutschen Stämmen, die man so lieben lernte, wie sie vor dem Zeitalter des Hochkapitalismus und der Machtentfaltung gewesen war. Es gab Wandervögel, denen zwischen Siebenbürgen und Schleswig alle Mundarten bekannt, jede Sonderart lieb, überall das arbeitende

bodenständige Volk durch den Umgang vertraut war. Sie wurden jetzt zähe und entschlossene Soldaten. Auch die bewußt antinationalistischen Freideutschen traten freiwillig ins Heer, wie ja auch der sozialistische Arbeiter mitging. Nach dem Krieg sind Kriegsbriefe von Gefallenen aus der Jugendbewegung erschienen. Sie zeigen die Haltung, die der Freideutsche im Feld zu bewahren suchte.⁸³ Unsicher im Politischen, blieb er im allgemeinen sicher im Menschlichen. Er verachtete die Kriegsliteratur, ließ Feindeshaß nicht gelten, erkannte die tragische Verflechtung des Menschen in die Gesellschaft. Die Jugendbewegung hat den Krieg aufgefaßt als feierlichen Opfergang um der Volksgemeinschaft willen wie in mythischer Zeit.

Der Wandervogel hatte es im Felde nicht leicht, zu bestehen. Mied er den Alkohol, so schied er sich von den Trinksitten, die besonders im Offiziersstand galten. Er war von der ihm heimischen Sitte ganz verlassen und auf sich gestellt. Man brachte es fertig, in der Etappe Wandervogeltreffen zu verabreden und »Feldgaue« zu organisieren. Rundbriefe hielten manche Bünde zusammen. Im übrigen verschwanden die Krieger aus der Bewegung. Sie lernten das Volk in der Kameradschaft neu und anders kennen als früher auf den romantischen Fahrten; das wahre Verhältnis der deutschen Bildungsklassen ging vielen erst in den Gräben und Batterien auf.

In der Heimat waren wenige Studenten zurückgeblieben, die jüngeren Wandervögel standen allein. Die großen Geschehnisse lähmten sie zunächst. 1915 im Sommer begannen jedoch die Wandervogelgruppen ihre Wanderungen wieder. Die älteren Mädchen hielten die Organisationen; die Feldsoldaten aus dem Wandervogel ermutigten die Daheimgebliebenen, des Kriegs wegen sich an froher Jugendart nichts abgehen zu lassen. Die Gaublätter begannen wieder zu erscheinen, und so hat sich, auch in den Schwierigkeiten der Hungerjahre, der Wandervogel immerhin erhalten und Nachwuchs aufgenommen.

Für den Fortgang der Bewegung war wichtig, daß der Leiter des freideutschen Verbandes, der Hamburger Knud Ahlborn,

⁸³ Vgl. u. a. Scra, in memoriam, Jena 1919; Zwei Brüder, Tübingen 1918; dichterisch ausgedrückt bei Walter Flex, Der Wanderer zwischen zwei Welten; vgl. auch Otto Braun, Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten, Berlin 1920; Walter Fränzel in der »Tat«, 1915.

bald nach Kriegsausbruch die Zeitschrift »Freideutsche Jugend« gründete, die zwischen den verstreuten Freideutschen Verbindung hielt und ein eigenes Schrifttum der Bewegung anregte. Bisher hatte man literarische Reflexionen in der freideutschen Bewegung nicht geschätzt. Die »Zergliederung der Freuden« und Bespiegelung eigener Art widersprachen den Voraussetzungen der Bünde. Viele haben auch dauernd der Zeitschrift feindlich gegenübergestanden und in ihr nie den wahren Ausdruck der Bewegung gesehen. Zwischen den schreibenden und den wirklichen Führern wurde sehr unterschieden. Doch war die Zeitschrift wichtig, sie zwang dazu, die Haltung der Jugend öffentlich zu vertreten; sie offenbarte die Schwächen der Bewegung, erzeugte heftige Selbstkritik. Es zeigte sich, daß die Selbsterziehung sich nicht loslösen kann von der Erwachsenenkultur. Eine zu frühe Festlegung zu vermeiden, war möglich für den Jugendlichen; die Älteren wurden zum Ja oder Nein gezwungen. Zum Krieg, zum Staat, zur sozialen Frage mußte eine klare Haltung gewonnen werden. Aber nicht nur dies; auch die unbestimmte Religiosität der Jugend mußte sich entscheiden, mußte ein Wort finden, mit der Kirche, mit dem Christentum sich auseinanderzusetzen. Berufe mußten gewählt werden: welche? Aus dem Umgang der Geschlechter mußte sich die Ehe ergeben: welches war die Regel, die Ordnung, die das Leben des freideutschen Menschen in diesen Bezirken bestimmte?

Allgemeine Lösungen ergaben sich nicht. Es zeigte sich, daß man lange und schwer arbeiten mußte, wenn man zu zusammenhängenden Lösungen kommen wollte. Es zeigte sich, daß man in die geistigen Bewegungen innerhalb der Erwachsenenkultur einzutreten hatte, den Zusammenhang der Jugend aufgeben mußte, das Opfer bringen, das in der Berufsentscheidung liegt. Man mußte aus der Jugend ausscheiden, wie die Krieger ausgeschieden waren. Dieses Ergebnis haben die Kriegsjahre gebracht. Das Band zwischen den einzelnen ist geblieben, aber die Älteren haben sich Wirkungskreise gesucht, in denen sie im Sinne ihres Ausgangspunktes an irgendeiner Stelle arbeiten konnten. Die Kriegsdebatten zeigten die Probleme, die es für solche Arbeit gab; sie erwiesen, daß diese Probleme allein von der Grundlage der Jugend aus nicht gelöst werden konnten.

Es hätte also so kommen können, daß die eigentliche Jugend

bewegung fort dauerte, da sie Nachwuchs erhielt und im Jugendleben ihren Sinn erfüllte; daß aber die freideutsche Bewegung als kulturelle Richtung, die nun auch Erwachsene umfaßte, sich auflöste. Keineswegs war dies der Fall. Auch die freideutsche Bewegung ging noch Jahre weiter; sie umfaßte in Zukunft auch Männer und Frauen und behielt mit der eigentlichen Jugendbewegung, also der nunmehr jüngeren Generation, innere Führung. In diesen engen Zirkeln war wieder geheilt, was vorher zerbrochen war: die Verbundenheit der Jugend mit dem Alter.

Es war für solch eine Entwicklung wertvoll, daß der Verband der freideutschen Jugend weiterhin den Versuch machte, die gesamte Jugendbewegung zu sammeln. Noch vor Kriegsausbruch waren innere Schwierigkeiten entstanden. Bei der Abwehr eines Angriffs von bayerisch-katholischer Seite entzweiten sich Gustav Wyneken und die Mehrzahl der freideutschen Vertreter. Wyneken forderte eine geschlossene öffentliche Stellungnahme. Die Jugend fürchtete aber, durch diesen angriffslustigen älteren Führer vorzeitig zu öffentlichen Handlungen verleitet und auf eine bestimmte Lebensauffassung festgelegt zu werden. Man verdrängte daher Wyneken und die neuen Schulen, als Verbände unter Leitung Erwachsener, aus der freideutschen Jugend. Hinter Wyneken stellte sich eine Opposition, die diesen Beschluß nicht anerkannte. So trat man mit einer Spaltung, die bis 1917 andauerte, in die Kriegszeit ein.³⁴

Die Haltung des freideutschen Verbandes ist in diesen Kriegsjahren bestimmt durch zwei Absichten. Einmal suchte man die unparteiische Stellung der reinen Erziehungsbewegung zu bewahren. Zum zweiten wollte man die Jugend sammeln und rüsten, damit sie bei Kriegsende bereit sei, sich politisch für ihre Ziele einzusetzen. Beide Absichten widersprachen einander. Auf den Tagungen im Frühjahr 1916 in Jena und Göttingen wurde betont, politische und konfessionelle Programmlosigkeit »entspreche dem Wesen der freideutschen Jugend als einer Erziehungsgemeinschaft, die keine Bindungen kenne und ehrlich genug sei, nicht früher zu einer Sache Stellung zu nehmen, als bis sie ein Urteil darüber hat«. Der Führer des Verbandes sagte jedoch auch: »Er wisse, daß man unter Umständen selbst einen ungleichen Kampf aufnehmen müsse. Er würde es aber vor-

³⁴ Vgl. Freideutsche Jugend II, S. 372.

ziehen, daß die freideutsche Jugend sich einmal nicht für irgend eine gute Sache, sondern für die ihr selbst aus ihrem Wesen heraus erwachsenen Aufgaben einsetze, und bis dahin ihre Kräfte sammle und sich rüste.«

Es wurde nun auf diesen Voraussetzungen eine veränderte Organisation geschaffen von reinen Jugendbünden; unter ihnen mußte man zum ersten Male auch solche zulassen, die sich »Sonderziele« setzten und »bei der Auswahl ihrer Mitglieder besondere Vorbehalte« machten. Diese diplomatischen Formeln bezogen sich auf Jugendbünde, die schon gewisse politische Bindungen eingegangen waren. Schon vor dem Krieg gab es im Wandervogel Bestrebungen, die unter dem Einfluß der Rassentheorie den Ausschluß der Juden herbeiführen wollten. In der untheoretischen Jugendbewegung der Vorkriegszeit wirkte diese Denkart praktisch in der Auslese, aber unaufdringlich. Seitdem man nun auch theoretisierte, geriet man in die Gedankengänge der »deutschen Renaissance«, ihrer Geschichtsphilosophie, ihrer politischen Theorie. Es waren ähnliche Gedankengänge, die in der Schulbewegung zur Idee eines deutschen Gymnasiums geführt hatten und zur Betonung der nordisch-germanischen Geistesrichtung, den Ideen der Romantik und des dänischen Bischofs Grundtvig verwandt. Aus den Landsgemeinden, den 1914 entstandenen Bünden älterer Wandervögel, löste sich 1915 von Hamburg aus ein »völkischer Bund älterer Wandervögel« (der »Greifenbund«) heraus. Er trat mit Plänen der Volkserneuerung hervor, die bereits politische Entscheidungen enthielten. So wurde von einer Neuaussiedlung aufs Land viel gesprochen. Dieser Bund wurde in die freideutsche Jugend aufgenommen. Seitdem ist in der Jugendbewegung eine »völkische« Bewegung vorhanden. Besonders nach dem Krieg hat sie Zuwachs erhalten durch heimkehrende Soldaten. Sie stützt sich in ihrer politischen Theorie auf Fichte. Politisch neigt sie der Rechten zu, wenn sie auch ihren Gegensatz gegen die Altersauffassungen der nationalen Politik und einen undogmatischen Charakter festzuhalten sucht.

Um die gleiche Zeit trat auch ein Zweig der Jugendbewegung aktiv hervor, der politisch zur Linken hielt. Es war längst deutlich, daß aus den Überzeugungen der Jugend heraus der bürokratisch-liberale Staat »abgelehnt« werden mußte, zumal in der Form, wie er im Krieg das Volksleben beherrschte, auch das

geistige. Diese Gruppe sah, daß von dem Kulturbegriff der neuen Jugend aus die soziale Revolution gefordert werden mußte. Ernst Joel ist im Juli 1915 mit der Zeitschrift »Der Aufbruch« nach dieser Seite vorgestoßen. Sie rief auf zu einer »sozialen Jugendbewegung«, die den Kampf der Arbeiterschaft um eine gerechtere Wirtschafts- und Rechtsordnung begleiten sollte. Statt des »eudämonistischen, trennenden Klassenkampfes« wurde »ein geistig gerichteter Kampf« gefordert; der Jugend die Aufgabe gestellt, »gegenüber den Interessenkämpfen den Gedanken der reinen Menschlichkeit zum Ausdruck zu bringen«, den »Klassenkampf zu vergeistigen«. Dieselbe studentische Gruppe gab Flugblätter an die deutsche Jugend heraus, in denen knappe Auszüge aus deutschen und ausländischen Schriftstellern für die Feldsoldaten besonders gedruckt wurden: aus allen diesen Texten sprach weltbürgerliche humane Gesinnung, oder sie wiesen auf die Lügen unserer Gesellschaft hin. Die Zeitschrift »Aufbruch« führte kurze Zeit einen jugendlichen Kampf.³⁵ Sie suchte die alte Idee der Universität zu Ehren zu bringen, sie bezeichnete, staatsfremd, die sittliche Unsicherheit in den Fragen der Politik, besonders die sittliche Verderbnis des Machiavellismus: bis sie militärisch verboten wurde. Auch die Kreise des Göttinger Professors L. Nelson und um den Münchener Pädagogen Fr. W. Foerster traten gegen die Machtphilosophie auf und gewannen Teile der Jugendbewegung. Ein Kreis in Berlin suchte eine »Zentralarbeitsstätte für Jugendbewegung« zu errichten, die sich die Aufgabe stellte, die freideutsche Jugend mit der proletarischen in Verbindung zu bringen.

So bereitete sich aus der Jugend heraus doch eine politische Entscheidung vor. Hatte man 1913 auf dem Meißner meinen können, die neue Jugend werde sich zurückhalten, bis sie eines Tages mit einem eigenen politischen Programm hervortreten könnte, und versuchte der Verband der freideutschen Jugend diese Zurückhaltung auch in der Kriegszeit durchzuhalten, so erwies sich die politische Aufwühlung als übermächtig. Es war die erste große Niederlage der Jugendbewegung: die Erwachsenenkultur machte Eroberungen und zerbrach die abweisende Haltung der autonomen Jugend. Die einen mußten als Soldaten ihr Ja sagen, die in der Heimat Gebliebenen begannen sich vorhandenen poli-

³⁵ Der Aufbruch, herausgegeben von E. Joel, Jena 1915.

tischen Systemen zuzuwenden, und beide politische Flügel der Erwachsenen gewannen Teile der Jugend: beide bargen in ihren gedanklichen Systemen Tiefen, in denen die Jugend eigene Ideale wiederfand.

Immerhin hielt der größte Teil der Jugend im Krieg noch mit einer Entscheidung zurück. Doch wurde auch er politisiert, setzte sich mit den politischen Gedanken eindringlich auseinander. Die Zeitschrift »Freideutsche Jugend« zeigt, wie die Jugend dabei mit den geistigen Bewegungen, auch mit den Modeströmungen der Kriegsjahre in Fühlung war. Erzieherisch war dieses »Problematisieren«, diese starke Anteilnahme am äußeren und inneren Geschehen, die oft verächtlich an der Jugend getadelt wird, von größtem Wert. Denn diese großen Strömungen, die nicht allein Deutschland, sondern alle kriegführenden Völker durchdrangen, gaben der Jugend Erfahrungen, die ihr fehlten, sie befreiten ihre Denkart aus der Enge der Vorkriegszeit. Sie zeigten der Jugend, daß ihre Probleme nicht den kleinen, subjektiven Schulnöten entstammten, daß sie vielmehr Weltprobleme waren. Die falsche Lebensart Europas, so sah man jetzt immer mehr, hatte eine falsche Wirtschaftsgesinnung erzeugt, der Individualismus, der Unglaube, hatte die modernen Kriege geboren, wie er das Elend des Proletariats verschuldete. Die Lüge im Leben der Erwachsenen, die die Jugend bekämpfte, wenn sie in innerer Wahrhaftigkeit ihr eigenes Leben außerhalb der Erwachsenenwelt hatte führen wollen, es war dieselbe Lüge, die den Kriegszusammenbruch Europas verursacht hatte. Die neue Volkskultur, die die jungen Deutschen ersehnten, war etwas, das in der ganzen westeuropäischen Welt wiedergeboren werden muß. Die religiöse Frage ist überall nicht ernst genommen worden; die »Gemeinschaft« ist nicht nur eine Jugendidee, sie ist die sittliche Basis des Menschenlebens und aller Kulturen, der die heutige Welt zum Unglück abgestorben ist. Wenn sich die Zeitschrift mit Laotse, mit den Indern beschäftigte, wenn Dichter wie Werfel, Rilke und Dostojewski gelesen wurden, so quoll das alles aus den gleichen Fragen. Ein neues Brudertum mit allen Menschen, mit den Erniedrigten und Beleidigten vor allem, wurde verkündet, ein neues Europa, neue Politik, die den Krieg innerlich überwindet. Hatte man früher eine unbestimmte romantische Religiosität gehegt, die das Wort, das Logische und das

Bekenntnis mied, so nahm man jetzt in der Jugend die wirkliche religiöse Frage auf, so gut von katholischer, protestantischer wie jüdischer Grundlage aus.

Unter vielen in der Heimat Verbliebenen und den verwundet zurückgekehrten Älteren aus der Bewegung ergab sich aus den erweiterten Erfahrungen nun eine grundsätzliche Ablehnung des Krieges. Sie schlossen sich der pazifistischen Strömung an, die in den letzten Kriegsjahren in der Arbeiterschaft mächtig wurde, die in den Munitionsarbeiterstreiks sich mit äußerte und schließlich in der Revolution. Eine chiliastische Stimmung bemächtigte sich vieler Deutscher damals, auch der Jugend; die Katastrophe, die sie über Deutschland hereinbrechen sahen, bejahten sie mit Schmerzen und vermuteten in ihre eine Weltkatastrophe, die zum Untergang der alten Welt, zum Erscheinen einer neuen Gemeinschaftskultur, eines gläubigen Volkes in Europa würde führen müssen.

So näherte sich das Kriegsende, und eine ganz verworrene Lage der Jugendbewegung bereitete sich vor. Äußerlich schien der Verband der freideutschen Jugend noch einmal eine Sammlung der Geister zuwege zu bringen. Im August 1917 hatten westdeutsche Jugendgruppen einen Jugendtag auf den Loreleyfelsen am Rhein berufen. An die siebenhundert Freideutsche und Wandervögel, darunter viele Feldsoldaten, haben sich hier erneut zur ersten Meißnerformel bekannt. Sie verkündeten als ihren Willen, die freideutsche Jugend solle wieder der Name für eine große Jugendbewegung werden wie bei ihrer Entstehung auf dem Hohen Meißner, nicht der Name für eine Jugendpartei. Sie verlangten Auflösung des Verbands, den sie in eine bloß der Bewegung dienende Organisation verwandelt wissen wollten. Im Oktober 1917 wurde auf dem Solling von den Führern der Bewegung eine solche Organisation verabredet, Wyneken und Ahlborn vereinigten sich darauf wieder, und auf dem Nürnberger Vertretertag Ostern 1918 wurde der Verband aufgelöst und ein bloß der Bewegung dienendes Arbeitsamt an seine Stelle gesetzt. Der größte Wandervogelbund sowie der Bund der älteren Wandervögel traten jetzt der freideutschen Jugend bei, die nun, äußerlich stärker als je, das Kriegsende erwartete, wo sie ihre Aufgabe zu finden meinte. Man machte sich keine Vorstellung davon, welche andere Lage eintreten mußte, wenn die Soldaten

zurückkamen, deren innere Entwicklung man nicht mehr hatte verfolgen können. Vollends was eine Niederlage für die Freideutschen bedeuten müsse, war unübersehbar. Innerlich war die Bewegung als Ganzes also keineswegs auf gemeinsame Aufgaben vorbereitet.

Aber die Jugendbewegung hatte im Krieg noch einen Erfolg, den herbeizuführen sie von sich aus gar nichts getan hatte. Sie hatte durch ihr bloßes Dasein geworben. Der Gedanke eines Eigenlebens der Jugend setzte sich im Krieg in der Öffentlichkeit überraschend schnell durch. So scharf man die Ausführungen Wynekens über die Notwendigkeit einer isolierten »Jugendkultur« theoretisch bekämpfte, so mußte man doch Wahrheiten jener Lehre zugeben: daß Jugendbildung auf dem Gemeinschaftsleben der Jugend beruht; daß dieses Leben in sich seine Sittlichkeit hat, der man Raum geben muß; daß Jugend, soweit sie verantwortlich handelt, sich selbst bestimmen und ihren Führern folgen darf; daß aus dem Gemeinschaftsleben der Jugend gerade in diese Zeit Kräfte kommen, die den Individualismus praktisch zu überwinden trachten und so dem älteren Geschlecht sogar weiterzuhelfen vermögen! Es war vielleicht eine Kriegsfolge, daß diese Einsicht sich durchsetzen konnte. Der Krieg nämlich zeigte, daß die gesellschaftliche Sitte nicht die moralische Würde besaß, die man ihr zugeschrieben hatte. Wenn die Jugend sich von dieser Sitte als einer unwahrhaftigen Lebensart abgewandt hatte, so konnte man sie nicht mehr mit gutem Gewissen tadeln.

Nach zwei Seiten setzte die Jugendbewegung im Krieg sich durch. Zunächst machte sie Eindruck auf die Teile der Jugend, die nicht in den streng auslesenden Bünden Platz fanden. Die Bejahung jugendlicher Kraft, ohne Preisgabe der inneren Zartheit, die stolze ausschreitende Haltung, die Art zu wandern, die Tracht, das Volkslied, das Du innerhalb der Bünde und zwischen allen, die irgendwoher das »Gemeinschaftserlebnis« kannten, und vieles Drum und Dran der Wandervogelsitte: es wurde von zahlreichen Jugendgruppen nachgeahmt. Freilich meist äußerlich; so schmerzlich es den Angehörigen der alten Bünde war, diese Formen begannen Gemeingut auch solcher zu werden, die die inneren Bindungen an die Jugendgemeinschaft nicht anerkannten und nicht nach dem Auslesetypus geartet waren, auf den es ehemals angekommen war. Im Kriege bereitete sich

das alles vor; bei Kriegsende wurde eine allgemeine Erscheinung daraus.

Der zweite, unbeabsichtigte Erfolg der Jugendbewegung im Krieg wurde schon erwähnt: die Jugendpfleger nahmen von ihr Kenntnis, billigten den Gedanken der Selbstbildung und des Eigenlebens der Jugend und suchten die Jugendpflege im Geiste der Jugendbewegung zu erneuern.

In beiden Erfolgen lagen Aufgaben und Gefahren. Die Jugendbewegung hat in Zukunft erzieherische Verantwortung nach außen auf sich nehmen müssen. Sie hatte auf einmal Anhänger, die den Geist der Bewegung nur teilweise begriffen, ihn mißverstanden, und die also erzogen werden mußten. Die Jugendbewegung sah sich selbst, ohne es zu beabsichtigen, vor die Aufgabe gestellt, in der Jugendpflege mitzuarbeiten. Sie hat das nach dem Krieg versucht.

Und Gefahren: denn Verflachung ist nicht zu vermeiden, wenn Mengen von Anhängern und Nachahmern entstehen. Von der Selbstzucht und Strenge der alten Bünde, die im Stillen gelebt hatten, wußte die Öffentlichkeit nichts; von dem lauten und äußerlichen Wesen der Nachahmer erfuhr sie bald mehr als gut war. Der Gemeingeist der alten Jugendbewegung wich, man betonte die Unterschiede, und aus dem jungen »Volk im Volke« wurde ein kaum übersehbares Gewirr ganz verschiedenartiger, ja feindlicher Gruppen.

DRITTER TEIL

Erziehungswesen der Nachkriegszeit

1. Staatsumwälzung und Erziehung

Die Kriegszeit war für Europa mit dem Waffenstillstand nicht beendet, vollends für Deutschland nicht. Es folgen die Jahre der Revolution; an der Ruhr, in Berlin, Mitteldeutschland und München gibt es Bürgerkriege. Teile des Volksgebiets gehen in fremden Besitz über und werden in erbitterte Kulturkämpfe gedrängt; Oberschlesien erlebt Bandenkrieg und Aufstände, das linke Rheinufer und schließlich das Ruhrgebiet werden militärisch besetzt; schon äußerlich sind es weitere Kriegsjahre, die nach 1918 folgen. Häufig herrscht Belagerungszustand; bis 1923 ist die soziale Revolution immer neu zu spüren; politische Morde geschehen. Und auf eine Zeit, deren Ende noch nicht abzusehen ist, bleibt die Wirtschaft in Unordnung. Die Inflation wirkt moralisch fürchterlich; als sie zu Ende ist, tritt an ihre Stelle Arbeitslosigkeit. Die Geschichte alles dieses Elends ist zugleich wieder eine Geschichte der erziehenden Mächte. Die Verwirrung aller Mächte, die es mit der Lebensnot zu tun haben, dauert an.

1918 zerbricht der alte Staat mit vielen seiner Ordnungen, durchaus nicht allen. Die Militärlager werden geplündert, die Offiziere beleidigt, die Gesetze mißachtet. Als die Ordnung im Staatlichen wieder herbeigeführt ist, stellt sich heraus, daß die Wirtschaft und die Interessengruppen den Staat bestimmen, daß die spezifisch staatlichen Kräfte geschwächt sind. Erzieherisch bedeutet es, daß der neue Staat für seine Ideale nicht in der Jugend so zu werben vermag, wie es der alte gekonnt hatte oder wie es andere Parlaments- und Nationalstaaten können. Das Volk bleibt zunächst von beiden Seiten her in Opposition. Da die europäische Politik den Staat nicht hält, so ist die Mehrheit, auf die er baut, eine Notmehrheit; ein staatsbildender neuer Wille wächst ihm nur langsam zu. Die Volksgegensätze, 1914 durch einen großen Entschluß der Entzweiten überbrückt, sind ärger wie je vorhanden.

Wie die Erwachsenen, so wird auch die Jugend politisch. Daran ist einmal die schon besprochene verfrühte Teilnahme des heutigen Kindes an der Erwachsenenkultur schuld. Es sind aber auch die Erwachsenen ausdrücklich für diese Politisierung tätig gewesen. Die neue Verfassung hat dem Zwanzigjährigen das Wahlrecht verliehen, und die Erwachsenen aller Parteiungen haben mit Eifer alles getan, um die Jugend rechtzeitig für ihre Partei-richtung einzufangen. In fast jeder Schulklasse gibt es, fünf Jahre nach der Revolution, politische Parteien schon unter den Kindern! Vorzeitig suchen die Kinder vom Erwachsenen zu erfahren, zu welcher Partei er sich hält, und sie sehen je nachdem mit Vertrauen oder Mißtrauen zu ihm auf. Die Zeit hat damit eine schwere Sünde auf sich geladen. Während die Einsicht in das Eigenleben der Jugend zu einer Deutlichkeit gekommen ist wie nie zuvor, während Jugendkunde und Kinderpsychologie aufblühten und aus der Jugend selbst die Forderung selbständigen Jugendlebens verwirklicht worden ist, hat man achtlos die Jugend politisiert, nicht für einen als Staat sich produktiv auswirkenden Gesamtwillen, sondern zumeist doch für den bloßen Kampf der Interessengruppen um die Macht. Erzieherisch ist diese politische Gefangenschaft der Jugend ein Mißstand allerschlimmster Art. In die soziale Ordnung sich schaffend einfügen lernt die Jugend nur, indem sie diese Ordnung kennenlernt und achtet, bevor sie kritisiert; die Nachkriegsjugend muß ansehen, wie die Erwachsenen der Jugend diese Ordnungen vorzeitig verdächtigen. Das Kind wird damit nicht zum Revolutionär oder Gegenrevolutionär erzogen, wie die Erwachsenen meinen, sondern es wird nach dieser Seite hin asozial.

Verderblich wirkte nun auch die Wirtschaftskatastrophe. Hatte schon im Krieg der Ehrliche gehungert, der Uehrliche gedeihen können, so war in der Inflationszeit zu sehen, auch für die Kinder, daß wer Schulden zu machen verstand, scheinbar reich wurde, wer von seiner Hände Arbeit lebte, etwa als Handwerker, kaum das Brot kaufen konnte. Junge Burschen konnten vom Handeln und Spekulieren den großen Mann spielen, das Alter verhungerte. Wer am leichtfertigsten konsumierte, behielt am meisten. Jegliche Ordnung des Güterverbrauchs wurde verwirrt. Es war billiger, einen luxuriösen als einen einfachen Gegenstand zu kaufen. Eine eindringlichere Belehrung der Jugend über den

Nutzen asozialen Verhaltens konnte es nicht geben. Verschwendung bei bitterstem Mangel war überall zu sehen und durch keine Staatsmaßnahme zu verhindern außer durch wirtschaftliche Sanierung, wie sie seit Januar 1924 endlich sich anbahnte. — Die Folge dieser Vorgänge war die Materialisierung der Jugend. Daß der Durchschnitt der Erwachsenen aus Schwäche der Materialisierung verfällt, scheint in abendländischen industriellen Ländern nicht zu vermeiden; die Kindheit dagegen ist traumhaft und gläubig, sie sammelt idealische Kraft, mit der die Jugend eines Tages Beruf und Ehe mindestens beginnen muß, wenn sie nicht gleich scheitern will. Auch hier wurde das Kind aufgestöbert aus seinem Glauben und vorzeitig alt. Was sonst nur die Jugend des Proletariats erleidet, das erlebte jetzt die eines ganzen Volks. Schon der Krieg hatte die Materialisierung begonnen. Nach dem Krieg, wenn man den Durchschnitt bedenkt, ist ein neues Geschlecht von ihr befallen worden.

Will man ein Beispiel dafür, wie wenig die menschlichen Pläne, Absichten, Ideen die Geschichte selber sind, so halte man sich den Widerspruch gegenwärtig zwischen den ruinösen realen Wirkungen dieser Nachkriegsjahre mit ihrer moralischen und allgemein geistigen Zersetzung und den zahlreichen Anregungen, die die erzieherischen Ideen und Einrichtungen in dieser selben Zeit gewonnen haben. Die beste verantwortliche Erziehungstätigkeit liefert die Jugend nur den erziehenden, volksgestaltenden Mächten selber aus und kämpft mit diesen Mächten um die wachsenden und sich formenden Seelen.

Ideale Anregung und praktische Aufgaben brachte die Staatsumwälzung in dem Programm der Demokratie. Sie brachte nicht die echte Demokratie als Wirklichkeit, sofern man mehr darunter versteht als den formalen Gehalt dieses Begriffs. Ein aufbauendes Mithelfen aller Volkskreise am politischen Willen ist in den ersten Jahren der Nachkriegszeit schon deshalb nicht Wirklichkeit gewesen, weil ein solches Mithelfen Erziehung und Überlieferung braucht. Aber als Programm, als Aufforderung ist der Gedankenkreis einer Gesamtmitwirkung am Staatswillen seit 1813, 1848 und 1871 erneut in das deutsche Volk gekommen. Der Begriff der Demokratie enthält zweierlei ganz Verschiedenes. Er ist die Bezeichnung einer Staatsform unter anderen Staatsformen und in dieser Bedeutung eine sehr umstrittene

Einrichtung, deren Zukunft in Deutschland und anderswo fraglich ist. Er kann zugleich aber die Bezeichnung für das erzieherische Prinzip im politischen Leben sein. Er verlangt, daß die Regierung in einem Volk nicht nur als ein Not- und Zwangszustand sich auswirke, sondern auf die Freiwilligkeit, auf die staatspolitische Verantwortung der verschiedenen Volkskräfte, auf ihr Eigenleben sich stütze; daß jedermann mühelos den Übergang vom Befehlen zum Gehorchen und von da wieder zum Befehlen im Sinn des Gemeinwillens vorzunehmen verstehe. Er bedeutet die Grenze der bloßen Macht in der Politik: die Forderung an die Macht, erzieherisch vorzugehen, die Regierten mündig und zur Selbstordnung fähig zu machen.

Da historisch die beiden wesensverschiedenen Bedeutungen des demokratischen Gedankens verbunden sind, so treten sie auch in dieser Verbindung neu auf. So auch in der deutschen Staatsumwälzung von 1918. Von Anfang an war es öffentliche Meinung, daß die neue Staatsordnung, da sie den demokratischen Anspruch enthält, volkserzieherisch auszubauen sei. Die Stimmung des August 1914 gab sich jetzt erneut kund: Deutschland muß, um den neuen gewaltigen Volksaufgaben gewachsen zu sein, der Volkserziehung mehr Aufmerksamkeit schenken. Der neue Staat muß die pädagogische Bewegung anerkennen und fördern. Er muß die alten Wünsche der Lehrerschaft erfüllen. Er muß das Schulprogramm Süverns durchführen, wie der Staat die Wege des Freiherrn vom Stein weitergehen muß. Bedeutsam war, daß nun auch Ideen der sozialen Revolution, der russischen, wirksam wurden. Der Rätegedanke, der 1918 die deutsche Revolution eine kurze Zeit beherrschte, enthielt ja ebenfalls ein demokratisches Prinzip. Im Gedanken der Wirtschaftsdemokratie erhielt er sich in der Arbeiterschaft und in der Jugend. Ein Betriebsrätegesetz konnte im Februar 1920 erlassen werden. Den Arbeitern wurde ein erster Weg eröffnet, wie sie aus bloßen Objekten der Wirtschaftsführung, aus bloß Regierten zu Mithelfern werden konnten. Auch diese Neuerung machte Erziehung nötig; nicht nur wissenschaftliche Ausbildung der Betriebsratsmitglieder, sondern Volkserziehung des Arbeitgebers, Ingenieurs, Arbeiters und Konsumenten, wenn man die Sache tiefer nahm.

Schließlich bezog sich die pädagogische Volksbewegung auf die politische Niederlage. Der Zusammenhang von 1918 brachte

den von 1806 in Erinnerung; und wie der Neuaufbau Preußens und Deutschlands durch ein erneuertes Erziehungswesen damals unterstützt worden war, so wollte man auch jetzt durch innere Kraftsteigerung die Verluste an Menschen und Ländern, Gütern und Idealen ersetzen. Der idealistische Gedanke der Volksregeneration durch Erziehung lebte auf.

Aus diesen Motiven heraus ist in dem Revolutionsjahr eine pädagogische Erregung, Tätigkeit, Gründungslust ohne Maß hervorgegangen. Die Schulerörterungen der Kriegsjahre, die vaterländischen Impulse des August 1914, die sozialen und demokratischen Antriebe der Staatsumwälzung verbanden sich mit dem, was die pädagogische Bewegung der Vorkriegszeit gewollt hatte, und mit standespolitischen Motiven zu einem Wirrwarr von Aktionen, einem Optimismus und Eifer, der in dem höchst geschwächten und verarmten Volke nicht zu erwarten war. Es ging auch über die Kraft, was sich damals das deutsche Volk vorgenommen hat. Es war ein seltsamer Augenblick der deutschen Erziehungsgeschichte. Zwanzig Jahre lang war eine pädagogische Erneuerungsbewegung da, vier Jahre war sie zum Warten verurteilt; mit dem politischen Zusammenbruch kam ihre Zeit zum Handeln; aber das konnte nur eine Zeit krampfhafter, fiebriger Bemühungen sein. Die Volksmeinung erwartete auf einmal Ungeheures von der Erziehung, zumal die Arbeiterschaft, die im November 1918 die Macht in Deutschland übernahm. Trotzdem ist nur ein Bruchteil der Reformgedanken Wirklichkeit geworden; Gegenwirkungen bei der fortdauernden politischen Friedlosigkeit Europas und der innerdeutschen Verhältnisse hemmten die Bewegung; Müdigkeit von den Kriegsanspannungen kam hinzu, Geldnot und Abbau und die Unausgereiftheit der Hauptgedanken; vom Hin und Her aller dieser Motive wird die Nachkriegszeit der deutschen Erziehung bestimmt.

2. Erste Erfolge der Schulreform

Die Staatsumwälzung äußerte sich pädagogisch am stärksten auf dem Gebiet des staatlichen Schulwesens, das sonst allen Neuerungen durch die Gewalt seines gesetzgeberischen und bürokratischen Apparates den festesten Widerstand bietet. Hier waren auch durch die pädagogischen Erörterungen des

Krieges, durch Lehrerbewegung, Jugend, Schulreformer die mannigfaltigsten Ideen vorbereitet. Waren in der Kriegszeit alle Versuche unterblieben, die das Schulgefüge selbst betrafen, so griffen jetzt an vielen Orten einzelne Lehrer mutig zu, ohne auf Behörden und Gesetzgebung zu warten. Einige führten Methoden des Arbeitsunterrichts ein, andere zogen die Eltern in das Schulleben hinein, wieder andere fingen an, den Lehrplan eigenmächtig zu gestalten und vom Gesamtunterricht auszugehen. Schon äußerlich bekundeten sie den Umsturz, indem es vorkam, daß die Schulbänke mit Hilfe fachkundiger Väter zersägt, Tische und Stühlchen für die Kinder gebaut, die Bänke im Kreis gestellt wurden, so daß aus der ehemals starren, schematischen Ordnung eine freie, familienartige entstand. — Die Politisierung ergriff schnell die Lehrervereine, sie hatten zahlreiche Versammlungen, sandten ihre Forderungen an die Regierungen, die in diesen Tagen mühelos für jedermann zu sprechen waren. Hierdurch kam die Schulreform sogleich in Fluß. Die energischste Tätigkeit entfalteten die Lehrer in den Bezirken, wo die pädagogische Bewegung vor dem Krieg am weitesten vorangekommen war: in Hamburg, Bremen und Sachsen. Der Erfolg war am größten in *Hamburg*¹ als dem Mittelpunkt der Erneuerungsbewegung; hier war die Jugendbewegung am weitesten gekommen, waren schon 1912 Versuchsschulen gefordert und seit 1914 Ausschüsse zur Beratung von Reformen tätig. Schon wenige Tage nach der Revolution fand eine Versammlung der Lehrer aller Schulgattungen statt. Ein Lehrerrat wurde eingesetzt und die Einheitsschule beschlossen. Einzelne Hauptforderungen der Lehrer wurden sogleich erfüllt. Am 7. Dezember wurde vom Arbeiter- und Soldatenrat der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen Hamburgs abgeschafft. Durch Beschluß vom 6. Februar wurde die kollegiale Schulleitung eingeführt. »Der Lehrkörper tritt als selbstbestimmendes, mitverantwortliches Glied in die Schulpflichtverwaltung ein«; der Schulleiter soll vom Schulkörper gemeinsam mit den Eltern auf ein Jahr gewählt werden, lediglich die Durchführung der Beschlüsse der Lehrerkonferenz soll seine Aufgabe sein. Zu Ostern 1919 mußten sich sämtliche Leiter der Hamburger Schulen zur Wahl stellen; ein Viertel der alten Rektoren

¹ Vgl. Otto Karstädt, Jahrbuch des Zentralinstituts IV, 1922, S. 119 ff.; Hamburgische Gesetze vom 18. Mai 1919 und 13. April 1920.

wurde nicht wiedergewählt; drei Frauen waren unter den neuen. Es wurden ferner an allen Schulen Elternräte geschaffen, aus dem Schulleiter, zwei Lehrern und neun Vertretern der Elternschaft bestehend. Als ihre Aufgabe wurde bezeichnet, der augenblicklichen Not der Jugend zu steuern, die Frage der Bekleidung und Speisung bedürftiger Schulkinder mit zu lösen, die Beziehungen von Haus und Schule zu pflegen. Im Schulaufbau wurde die Einheitsschule dadurch vorbereitet, daß sämtliche Sexten der neunklassigen höheren Schule abgeschafft wurden; vierjähriger Besuch der allgemeinen Volksschule wurde als Voraussetzung für den Besuch der höheren Schulen festgelegt; die Schuldauer der höheren Schule wurde auf acht Jahre heruntergesetzt.

Für die Schulgeschichte Deutschlands war nun das Anregendste, was in Hamburg für die innere Umwandlung der Schulen geschah. Die vom Krieg zurückgehaltenen Schulversuche wurden jetzt von verschiedenen Seiten aus unternommen. Junge, aus der Jugendbewegung hervorgegangene Lehrer verbanden sich mit den älteren Vorkämpfern der neudeutschen Schulbewegung. Der Staat gewährte eine Freiheit, die wohl nirgends in der Welt staatlichen Schulen in diesem Maß vergönnt worden ist. Alle Schulen erhielten Lehrplanfreiheit. Von Ostern 1919 ab wurden drei Versuchsschulen gegründet; eine Gruppe von Lehrern aus der Jugendbewegung erstürmte sich mit Hilfe des Arbeiterrats eine Schule und behielt sie! Die erste Schule ohne Lehrplan, ohne Stundenplan und ohne Schulordnung. Neben dieser radikalen Schule des »Wendekreises« standen die von Carl Götze und W. Lottig geleiteten Schulen, die für die Zukunft den dauerhafteren Typus entwickelten. 1920 kam dann Wilhelm Paulsens Barmbecker Schule hinzu; und eine Reihe weiterer Volksschulen, sowie als höhere Schule die Lichtwarkschule schlossen sich der Reformbewegung an. Sie alle vereinigten sich zur Schulengemeinschaft, die in weiteren drei Jahren auf 24 Schulen mit etwa sechshundert Lehrern anwuchs.

Durch zweierlei unterscheiden sich diese neuen Schulen von allen öffentlichen deutschen Schulen, die es bis dahin gab. Erstens durchbrechen sie die starre Schulorganisation und entwickeln den Schulungsinhalt aus den »natürlichen« Bedürfnissen des Kinderlebens; und zweitens begründen sie die Schule auf dem Gemeinschaftsleben. Der Lehrer ist von überlieferten und geregelt-

ten Methoden ganz entbunden; die gewohnten Zielsetzungen brauchen ihn nicht mehr zu beeinflussen. Aus dem Interesse des Kindes und der Lebensgemeinschaft der Schulen heraus kann die Bildungsgestalt frei keimen; es wird darauf vertraut, daß ein so gefördertes Kind den späteren Lebensansprüchen auch dann gewachsen bleibt, wenn auf die Zukunft keine Rücksicht genommen wird. Die Schule als eine reiche, unbegrenzt bildende Lebensstätte und Werkgemeinschaft der Jugend darf der Gegenwart und dem Eigendasein des Kindes leben. Die Geschlechter sind nicht getrennt; auch die Jahresklassen nicht immer; freie Gruppen bilden sich, in denen jüngere und ältere aller oder wenigstens dreier Jahrgänge gemischt werden. Zwang und die gebräuchlichen Schulstrafen fallen fort. Konfessionelle oder politische Zwecke oder Beeinflussungen werden ferngehalten. Es besteht der Wahllehrkörper und die Wahlelternschaft. Die Eltern greifen mannigfach in die Schule ein, betrachten sie als ihr eigen, opfern für sie, leben mit ihr. Lehrer und Eltern bilden zugleich eine Volkshochschulgemeinschaft. Das laienkünstlerische Leben der Jugendbewegung durchdringt das ganze Schulleben. Es ist die Schule, wie die Jugendbewegung sie gedacht hat, versucht in der Bevölkerung einer Millionenstadt! Die Erfüllung auch dessen, was die neuere Pädagogik sich vorgenommen hat: ein Erziehungsleben im Geist der Gemeinschaft, das höchst individuell gerät; allerdings abhängig von einem sehr ungleichen Können der Lehrer!

Auch in allen anderen Ländern setzten sich die Revolutionsregierungen sogleich für die »Demokratisierung der Schule« ein. In Preußen trat Wyneken für kurze Zeit in das Kultusministerium ein als ein Wortführer der Jugendbewegung, obgleich nur ein kleiner Teil der Jugendbewegung damals noch zu ihm hielt. Auf seine Anregung wurde in Preußen und Bayern versucht, den Schülern größere Selbständigkeit zu geben und das Vorgesetztenverhältnis zwischen Lehrern und Schülern in Kameradschaft, den äußerlichen Zusammenhang der Schulklassen in eine Schulgemeinde umzuwandeln, wie sie in Wickersdorf bestand. *Schülerausschüsse* sollten gewählt werden, sollten einige Lehrer ihrer Wahl als Vertrauensleute zu sich bitten und Mitwirkung am Schulleben zu gewinnen suchen. »Große, bisher ungenutzte Volkskräfte sind durch die Revolution frei geworden«, hieß es im Erlaß des sozialdemokratischen Kultusministers von Bayern,

»Geist und Methode der bisherigen Gewaltherrschaft haben die Schülerselbstverwaltung unterdrückt«: Lehrer und Schüler sollen sich der Volksaufgabe annehmen.² Diese ganze Aktion von oben her schlug vollständig fehl. Nicht nur die Lehrer, auch die Schüler wehrten sich gegen die Selbstverwaltung; nach den ersten Revolutionsstürmen arbeitete auch das Elternhaus dagegen; nach einem Jahr war die Einrichtung überall erstorben, wo sie nicht schon vor den Erlassen Boden gehabt hatte. Die behördliche Anordnung der Schülerausschüsse hat sogar einer wirklichen Mitarbeit am Schulleben mehr geschadet als genützt; die Anordnung wurde politisch mißverstanden, sie war in der Lehrerschaft der höheren Schulen pädagogisch nicht vorbereitet.

Was sich aber in allen Ländern durchsetzte, waren die Forderungen, über die sich die Volksschullehrerschaft einig war. Es waren zunächst meist negative Dinge, Abschaffung von lästigen Einrichtungen, gegen die noch aus der Zeit des aufgeklärten Liberalismus eine Abneigung bestand, gleichsam 1848 unterbliebene Reformen. Bedeutsam war für die Durchsetzung dieser Forderungen wie überhaupt für den Gang der Schulreform, daß die Revolutionsregierungen Fachleute in die Ministerien aufnahmen. Die Führer oder Vertrauensleute der Lehrerorganisationen erhielten die Referate für das Volksschulwesen, mitunter auch die Ministerien.

Der erste Schritt zur Schulpolitik im Sinne der Lehrerschaft war die *Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht*. Nach dem Gesetz hatte zwar auch vor der Revolution die Schulüberwachung allein dem Staate gehört; in der Praxis waren aber besonders auf dem Land mit der Orts- und Kreisaufsicht vielfach die Geistlichen betraut. In Preußen waren 1918 zwei Drittel aller Aufsichtsstellen von Geistlichen nebenamtlich verwaltet. Die alte Herrschaft der Kirche über die Schule wirkte in diesem Brauche nach. Jetzt wurde die Ortsschulaufsicht überhaupt abgeschafft, die Kreisaufsicht aber Fachleuten, also meist Männern aus dem Volksschullehrerstande übertragen. Wo die geistliche Behörde wie in Braunschweig zugleich oberste Schulbehörde war, wurde sie abgetrennt, wie überhaupt die Realunion von Kirche und

² Preußischer Erlaß über Schülerselbstverwaltung vom 27. September 1918; Bayerische Bekanntmachung vom 1. Dezember 1918; Hamburger Verordnung vom 21. Mai 1921.

Staat durch die Staatsumwälzung aufgehoben wurde, ohne daß eine völlige Trennung erfolgte. Aus der Zeit der engen Verbindung von Kirche und Schule stammte auch die Verbindung von Kirchen- und Schulamt, die den Dorflehrer meist zum Organisten und Chorleiter machte, mitunter ihn auch als Mesner zum niederen Kirchendienst verpflichtete. Auch diese Unterordnung des Lehramts unter das Pfarramt empfand die Lehrerschaft als drückend. In einigen Staaten, in Baden und den Hansastädten, war die Trennung der Ämter schon eingeführt; in Württemberg war die Ausübung niederer Kirchendienste dem Lehrer verboten. In der Revolutionszeit wurde dieses Verbot niederer Dienste allgemein, das Organistenamt wurde vom Lehramt in Bayern, Sachsen, Thüringen geschieden; es wurde Angelegenheit eines privaten Vertrags zwischen Lehrer und Kirche. In Preußen erwies sich die schnelle Regelung als unmöglich, solange die vermögensrechtliche Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat noch nicht vollzogen war; die Revolution schuf hier keine klare Lösung.³

Weitere Maßnahmen richteten sich gegen die Schulleitung, die bisher durch die Behörden eingesetzt wurde und eine starke äußere Autorität darstellte, der Aufsichts- und Disziplinarbefugnisse zustanden. Jetzt setzte sich der demokratische Gedanke einer *Selbstverwaltung der Schulen* durch. Dem Schulleiter wurde das Aufsichts- und Strafrecht über die Lehrer entzogen. Die Lehrerkonferenz wurde an der Schulleitung beteiligt, der Schulleiter wurde zum Vorsitzenden dieser Konferenz, der nur in ihrem Auftrag oder für die Behörden handelt. Auch die soziale Sonderstellung wurde aufgehoben; so beseitigte Preußen die Rektorprüfung und öffnete damit allen Lehrern den Weg zur Schulleiterstellung. Eine Reihe von Ländern gaben der Konferenz ein Vorschlagsrecht bei der Schulleiterwahl. In Anhalt sollten Regierung, Kollegium und Lehrerorganisation zusammenwirken, um den Schulleiter zu bestimmen; in Sachsen wählt ihn der Schulvorstand auf Vorschlag des Kollegiums, seine Tätigkeit gilt als ein Ehrenamt.

Die Wirkung dieser Neuerungen ist unterschiedlich. Nur in Wahlkollegien und an den Gemeinschaftsschulen ist sie sinnvoll.

³ Vgl. Preußische Verordnungen vom 1. und 20. September 1919; Sächsisches Übergangsschulgesetz vom 22. Juli 1919; Bayerische Verordnung vom 5. Mai 1919.

Wo matte Kollegien sind, wirkt die kollegiale Schulleitung erschlaffend. Die höheren Schulen haben ihr praktisch wenig nachgegeben und sind damit klug verfahren; auch an Volksschulen ist man nach einigen Jahren wieder zu stärkeren Befugnissen der Schulleiter gekommen. Ohne eine innere Umstellung des Kollegiums auf den Geist neuer Erziehung ist die kollegiale Leitung nur durch Zufall gedeihlich. Sie ist wie die Schülerselbstverwaltung ein Bruchstück der Schulreform, das nicht isoliert verwirklicht werden kann.

Nächst Schülern und Lehrern hat die Selbstverwaltung auch die Elternschaft heranzuziehen versucht. Es wurden an allen Schulen *Elternbeiräte* eingerichtet.⁴ Zumal die Arbeiterschaft hat dadurch die Demokratisierung der Schule zu fördern gesucht. Sie haben durchweg beratende Funktion. Sie werden durch Elternversammlungen gewählt, meist gehören ihnen auch der Schulleiter und Vertreter der Lehrerschaft als Beisitzer an; mindestens halbjährlich haben sie zu tagen. Da Voraussetzung für ihre Mitarbeit an der Schulgestaltung ist, daß die Eltern einen Einblick in den Unterricht haben, so ist eine gewisse *Öffentlichkeit des Unterrichts* mit der Einrichtung von Elternräten verbunden. In verschiedenen Ländern wird den Lehrern nach der Revolution gestattet, versuchsweise Eltern beim Unterricht zuhören zu lassen, einige Länder geben den Eltern sogar ein Anrecht darauf. Die Schule sucht damit volkstümlicher zu werden. Es war ein Übelstand der gut geordneten deutschen Schulen, daß die Eltern dem Staat, im Vertrauen auf das Berechtigungswesen, die Bildung der Kinder gänzlich überließen und selber die Schule mieden wie eine Behörde, mit der man ungern zu tun hat. Elternbeiräte könnten daran einiges ändern, allerdings nur, wenn die Lehrer es wollen und sich darum bemühen. Denn einer erzieherischen Arbeit an den Eltern bedarf es, wenn die Elternbeiräte und Elternversammlungen pädagogischen Nutzen bringen sollen. An vielen Orten ist die Elternmitverwaltung ein unorganisches Glied der Schulen, meist sogar der Herd einer fruchtlosen Politisierung. Regsame Lehrerkollegien haben jedoch wertvolle Mitarbeit aus der Elternschaft

⁴ Sächsische Verordnung vom 23. Februar 1920 und Gesetz vom 23. Januar 1919; Preußische Verordnung vom 5. November 1919; Bayerische Verordnung vom 5. Mai und 28. August 1919; Thüringisches Schulverwaltungs-Gesetz vom 9. Mai 1923; Elternratsgesetz vom 8. April 1921.

herausgeholt, Mitarbeit in den Werkstätten und im Schulgarten, bei Festen und Wanderungen. Die letzte schwere Aufgabe wäre, über die Eltern und Wohnstuben hinweg Einfluß auf die Kinder zu gewinnen, Volksschule und Erwachsenenbildungsarbeit so zu verbinden.

In Bayern hat sich statt der Elternräte die »Schulpflegschaft« ausgebildet. In ihr sind Vertreter der Gemeinde, der Elternschaft und der Lehrerschaft vereinigt, und sie haben die Aufgabe der Schulpflege, die von Schulleitung und Schulaufsicht scharf getrennt ist. Sämtliche Schulen einer Stadt und eines Bezirkes sind solchen Stadt- und Bezirkspflegschaften unterstellt. Auch sonst wurde die Demokratisierung der Schule in die leitenden Behörden hinauf erstreckt; so sind durch die Regelung des Jahres 1919 Lehrerräte den Bezirks-, Kreis- und Landesschulbehörden als beratende Organe beigegeben. Sie werden bei der Ernennung der Schulräte und bei der Beratung von Gesetzesvorlagen gefragt. In Preußen sind beratende Bezirkslehrerräte eingerichtet worden. Das Ministerium zieht einen Erziehungsbeirat von Schulsachverständigen zur Beratung zu, so daß ein Ansatz zur Bildung eines Landeslehrerrats auch hier erkennbar ist.⁵

Somit war eine Anzahl Forderungen der Lehrer schnell erfüllt worden; mit anderen stieß die Lehrerschaft auf starken Widerstand. Das galt vor allem in der Frage der *inneren Ablösung der Schule von der Kirche*. Das 19. Jahrhundert und stärker noch das 20. zeigt ein weltanschaulich gespaltenes Volk. Stand früher eine humanistisch gebildete, bald christlich, bald pantheistisch und heidnisch denkende Oberschicht einem christlich gläubigen Volke gegenüber, so hat in diesem Jahrhundert die Aufklärung, und oft in entarteter, materialistischer Form, auch große Volksschichten erreicht, besonders die Arbeiterschaft; und das protestantische Christentum wiederum hat seine frühere Geschlossenheit unter dem Einfluß der neuhumanistischen Gedankenwelt in Deutschland verloren. Im Gegensatz der orthodoxen und liberalen Richtung kommt das zum Ausdruck. Die einheitliche Volkserziehung in der staatlichen Schule geriet dadurch in innere Schwierigkeiten. Die deutschen Länder waren ungleich in der Duldung der liberalen protestantischen Richtung, sie hielten aber der materialistischen oder humanistischen freien Denkart gegenüber am

⁵ Preußische Verordnung vom 10. April 1919.

christlichen Charakter der Schulen fest, in der Form konfessioneller oder auch simultaner Schulen. Nicht nur viele Eltern des Arbeiterstandes, auch viele Lehrer, die sich innerlich von der Kirche entfremdet hatten, mußten den Staatswillen lästig empfinden. Die Kirchen bestimmten den Gehalt des Religionsunterrichts und banden damit den Lehrer in seinem Gewissen. Ein Teil der Lehrerschaft hat in dieser Lage den Gedanken der weltlichen Schule vertreten. Sie wünschte, daß kein Kind und kein Lehrer gezwungen sein möchte, sich am Religionsunterricht zu beteiligen; sie wünschte, daß die Erteilung von Religionsunterricht an jeder Schule zu gewährleisten sei, daß er aber durch die Kirchen selbst zu geschehen habe oder durch Lehrer, die sich freiwillig dazu bereit erklären. Die Gestaltung des Schullebens und des Unterrichts sollte in einem religiösen Geiste geschehen, zu dem Eltern und Kinder aller Kirchen und Weltanschauungsgruppen ihre Zustimmung geben könnten. Eine andere Richtung wünschte einen historischen, von der Kirche unabhängigen Religionsunterricht, für den Vorbilder schon erarbeitet waren, als Pflichtunterricht, neben den der kirchliche Religionsunterricht zu treten habe.

Im Sinne der radikalen Wünsche wurde in den ersten Revolutionsmonaten entschieden.⁶ Preußen bestimmte im November 1918, das Schulgebet sei fortzulassen, Schulfeiern dürften keinen religiösen Charakter tragen, Schüler nicht zum Besuch des Gottesdienstes angehalten werden, der Religionsunterricht sei wahlfrei, über die Teilnahme der Kinder haben die Erziehungsberechtigten zu bestimmen, Schüler über vierzehn Jahre bestimmen selbst. Ähnlich ging Bayern vor. Wie Hamburg bestimmte Sachsen im Übergangsschulgesetz vom 22. Juli 1919: »Religionsunterricht wird in den Volksschulen nicht mehr erteilt.« Die konfessionellen Schulgemeinden wurden in Sachsen aufgelöst, die politische Gemeinde wurde Träger der örtlichen Schulpflege.

Aus den kirchlich denkenden Kreisen und besonders im katholischen Westen erhob sich jedoch heftiger Widerstand, der in Preußen schon am 1. April 1919 die Aufhebung der ersten Verordnung erzwang. An der Wahlfreiheit des Religionsunterrichts wurde festgehalten; die Befreiung wurde aber abhängig gemacht von einem besonderen Antrag. Die religiösen Schulfeiern wurden

⁶ Vgl. Jahrbuch des Zentralinstituts (III), 1920, S. 152.

wieder eingeführt; Schüler, die am Religionsunterricht teilnehmen, zur Teilnahme an den Feiern verpflichtet; den Lehrern blieb erlaubt, aus Gewissensbedenken den Religionsunterricht abzulehnen. Bayern mußte unterm 6. September 1919 ausdrücklich verordnen: der Religionsunterricht in seinem Inhalt wird in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft erteilt. Die Kirchen haben zwar keine dienstliche Aufsichtsbefugnis, können aber Einspruch erheben gegen den Religionsunterricht ihnen unliebsamer Lehrer. In Baden wurde die gleiche Regelung in der neuen Verfassung festgelegt: es blieb hier bei dem Zustand der Vorkriegszeit. Nur in einigen kleinen Ländern wurde die Gestaltung des Religionsunterrichts der Schule selbst vorbehalten oder kirchlich-dogmatischer und schulisch-historischer Religionsunterricht getrennt.⁷ Eine einheitliche Lösung brachte also die Revolution hier nicht; vielmehr sollten sich gerade um diese Frage die schulpolitischen Kämpfe der nächsten Zeit drehen, ja, sie sollte das Hemmnis werden für den Plan einheitlicher Ordnung des ganzen Schulwesens.

Andere Reformforderungen der Lehrer scheiterten an der finanziellen Not des Staates. Wollte man die Volksschule pädagogisch erneuern, so mußte die Klassenbesuchsziffer herabgesetzt, mußten verhältnismäßig mehr Lehrer in Dienst gestellt werden. Die Kriegsjahre hatten überfüllte Klassen gesehen; jetzt galt es, die Schäden dieser Zeit zu beheben. Die Regierungen teilten diese Wünsche. Es wurden Festsetzungen getroffen, die die Pflichtstundenzahl der Lehrer verminderten, die Zahl der Lehrstellen vermehrten. Sie konnten aber nur mangelhaft durchgeführt werden, weil die fortschreitende Geldnot die Finanzminister zu immer neuem Einspruch veranlaßte. Die Sparmaßnahmen der Regierungen und Gemeinden trafen zum erstenmal im Jahre 1921 die Schule in größerem Umfang, aufs schwerste jedoch im Jahre 1924 nach der Stabilisierung der deutschen Währung.

3. Schulversuche

Die ersten Maßnahmen der Revolution gingen somit auf bloße Befreiung hinaus, auf Befreiung der Lehrer von nichtfachmänni-

⁷ Vgl. Weimarer Verordnung vom 14. März 1919; Altenburgische vom 28. Mai 1919.

scher Aufsicht, vom Gewissensdruck im Religionsunterricht, von autokratischer Schulleitung, auf Freiheit in der Lehrplangestaltung. Welchen Wert diese Loslösungen hatten, hing davon ab, wozu die einzelne Schule, der einzelne Lehrer sie brauchte. Kommt es auf den einzelnen an, so ist eine Fülle des Mißbrauchs unvermeidbar. Nicht am guten Willen der Lehrer fehlte es, aber viele Ideen der pädagogischen Bewegung waren so wenig durchdacht, waren so isoliert verfochten worden, daß ganz dilettantische Versuche in Hunderten von Schulstuben die Folge waren. Widerstand der Eltern gegen das Reformieren war nichts Seltenes und konnte später, zumal wenn politisches Mißtrauen gegen reformlustige Lehrer hinzukam, zu einer starken Gegenmacht vereinigt werden.

Sollte fruchtbar Dauerndes aus dem Reformeifer der Revolutionstage übrigbleiben, so mußte zweierlei folgen: eine einheitliche Schulgesetzgebung mußte der Willkür und dem Dilettantischen einzelner Reformer, dem Widerstand der Reformgegner Grenzen setzen, und es mußten die Reformer selbst zu klar durchgestalteten Schulversuchen kommen, in denen eine Erfahrung über die Lehren der pädagogischen Bewegung gemacht werden und Selbstkritik einsetzen konnte.⁸

Freiheit für solche einheitlichen Schulversuche wurde nun in der Revolutionserregung an vielen Stellen gewährt, und die Jahre nach Kriegsende sind an Schulversuchen daher so reich wie die Zeit der Philanthropine!

Vier Gruppen solcher Versuche sind für diese Epoche kennzeichnend. Sie sind alle von den wenigen Schulversuchen der Vorkriegszeit angeregt, von Berthold Otto und Hermann Lietz.

Es wurde gezeigt, wie in Hamburg aus der Revolution unmittelbar, ja durch revolutionäre Handlungen neue Probeschulen entstanden, in den »Gemeinschaftsschulen«. Auch in Bremen bildeten sich drei solcher Schulen, angeregt durch Heinrich Scharrelmann. Große Schulorganismen von Großstädten mit Hunderten von Kindern und großen Kollegien versuchen die Ideen einer

⁸ Vgl. Literatur bei O. Karstädt, Neuere Versuchsschulen und ihre Fragestellungen; im Jahrbuch des Zentralinstituts, IV, 1922, S. 87 ff.; F. Karsen, Deutsche Versuchsschulen der Gegenwart, Leipzig 1923; F. Hilker, Deutsche Schulversuche, Berlin 1924; F. Karsen, Die neuen Schulen in Deutschland, Langensalza 1924.

»Pädagogik vom Kinde aus« zu verbinden mit den ethischen Anschauungen der Jugendbewegung, aus der ihnen die jüngeren Lehrer zuströmen! »Chaos ist der Anfang«, heißt es in den Leitsätzen einer solchen Schule in Bremen. »Je stärker es auftritt, desto stärker der Zwang zur Selbstordnung.« Aus der Auflösung der alten Schulformen sollten neue hervorgehen, aus den Kräften der Kinder selbst, mit Hilfe eines gemeinschaftlich arbeitenden Kollegiums. Alle Gegensätze der Menschen dieser Zeit, alle Schranken des humanen Idealismus der Jugendbewegung traten bei diesem Unternehmen zutage. Die Arbeitsleistung und Treue zum Werk ist erstaunlich, der es trotzdem gelang, durch alle Reibungen hindurch einen folgerechten Schulaufbau zuwege zu bringen, an die Stelle des bürokratischen Halts einen rein pädagogischen und menschlichen zu setzen!

Eine zweite Gruppe von Schulversuchen ging aus den Reformbestrebungen der sächsischen Lehrerschaft hervor. Hier war es der Gedankenkreis des Arbeitsschulprinzips, den auszuprobieren man in Leipzig, in Dresden eine große Volksschule mit einem freiwillig zusammentretenden Lehrerkollegium und mit Lehrplanfreiheit verlangte und erhielt. Auch in Chemnitz, in Magdeburg sind Volksschulen als »Versuchsschulen« freigegeben worden. In Stuttgart ist, als private Einrichtung, Volksschule und höhere Lehranstalt verbindend, durch Rudolf Steiner eine große Schule auf anthroposophischer Grundlage eingerichtet, die auch einige Züge mit den Hamburger und sächsischen Schulversuchen gemein hat.

Über das Schicksal dieser Schulen wird entscheidend sein innerlich, wie sie die Mängel einer »Pädagogik vom Kinde aus« praktisch und gedanklich überwinden, äußerlich, ob sie gegen politische Widerstände und Schulgesetzgebung sich halten werden.

Eine dritte Gruppe setzt die Entwicklung fort, die die Schulen von Hermann Lietz begonnen haben: Schulheime auf dem Lande mit dem Ziel der höheren Lehranstalten. Diese Gruppe privater Schulen hat im Krieg und in der Inflationszeit wirtschaftlich schwer um ihr Leben gekämpft; dennoch hat sich die Zahl solcher Schulen vergrößert. Die vier Heime von Lietz sind auf sechs angewachsen mit über vierhundert Schülern; Hermann Lietz, der 1919 an Kriegsnachwirkungen starb, hinterließ ein Testament, das seine Heime einer gemeinnützigen öffentlichen Stiftung in

die Hand gibt. Als neue Schulen dieses Typus, jede von eigentümlicher Art, entstanden Schulen in Hellerau, in Gandersheim, die freie Schul- und Werkgemeinschaft Letzlingen bei Gardelegen, Martin Luserkes »Schule am Meer« auf Juist, Langermanns Schule in Oberstdorf. Die stärkere Betonung des Werkunterrichts ist für die Nachkriegsepoche dieser Schulen kennzeichnend. Mit Wynekens Gedanken der »Jugendkultur« haben sie vollends gebrochen; an die Stelle des kulturoptimistischen Enthusiasmus, der den Wickersdorfer Kundgebungen von 1910 eigen war, ist etwa in dem Programm B. Uffrechts für die Letzlinger Schule eine ernste pädagogische Bescheidung getreten. Es verkündigt die Ansicht, »daß bewußter erzieherischer Wille weitgehend aus der Erziehung ausgeschaltet werden sollte, um den überpersönlichen erzieherischen Mächten mehr Spielraum zu lassen« — an Stelle dieses bewußten Erziehungswillens »soll das Vermögen einer Gemeinschaft treten, sich am Leben und allen seinen Formen absichtslos zu freuen«. Eigenwerte der Jugendstufe sind »Werte, die man nur haben, aber nicht erstreben darf«, »sie können daher einer Gemeinschaft nur erhalten werden, indem man sie nicht berücksichtigt.« »Alle Versuche, den Unterricht irgend ins Belieben der Schüler zu stellen«, werden abgelehnt. »Der Unterricht gilt als der beste, dessen sachlich gerichteter Wille sich den Schüler ganz unterwirft.« Ähnlich will Luserke an Stelle des Verhältnisses von »Führer und Gefolgschaft« in der Schule das von Meister und Lehrling wieder zu Ehren bringen. Die Bewegung, die mit Lietz und B. Otto begann, gewinnt auf einzelnen freien Schulen damit eine wirklichkeitsgemäßere Form, wie das auch der allgemeinen Wandlung der Jugendbewegung aus ihrer idealistisch-enthusiastischen Phase in eine religiös-fragende, realistisch arbeitende entspricht.

Die Schulen des Lietzschen Typus beeinflussten jetzt auch die staatlichen Schulen. Es wurde angehenden Lehrern höherer Schulen erlaubt, einen Teil ihrer Ausbildungszeit auf Landerziehungsheimen zu verbringen. Viele großstädtische höhere Schulen gründeten sich Landheime, in denen einzelne Klassen einen Teil der Schulzeit verbrachten: arbeitend, lernend, körperlich sich tummelnd.⁹ Ein Berliner Gymnasium siedelte mit einem Teil seiner Schüler auf die Insel Scharfenberg im Tegeler See und

⁹ Über die Landheimbewegung vgl. Päd. Zentralblatt 1925, 10. Heft, S. 479 ff.

organisierte sich dort als selbständige Schule, als »Schulfarm«! Auch hier werteten Schüler und Lehrer ihre Wandervogelerfahrung aus.

Eine vierte Gruppe von Schulversuchen, das Äußerste wagend, ist aus der Jugendbewegung unmittelbar gekommen. Einzelne Bünde oder Familien begannen, ohne jegliche Verbindung mit den Aufgaben der staatlichen Schulen, einheitliche Lebensstätten nach ihren ethischen Gedanken zugleich als Schulstätten einzurichten: die »Siedlungen«. Man kaufte ein Bauerngütchen oder pachtete etwas Land und ein verlassenes Häuschen, einen Schuppen, suchte sich durch Landbau und Handwerk zu ernähren und von den Überschüssen eine kleine Schule zu bestreiten. Ohne Zutun bewußter Erziehung sollten die Kinder in die neuen Lebensregeln eingefügt werden. Für diese Art, die Schulreform praktisch anzufassen, war neben schnell vergangenen Gründungen die Siedlung des Malers Heinrich Vogeler in Worpswede auf dem Barkenhofe kennzeichnend. Auch einige Gymnastikschulen lehrten neben der Gymnastik ein Handwerk und suchten wirtschaftliche Selbstversorgung zu erreichen. Solche Schulstätten der Jugendbewegung in den wilden Jahren nach Kriegsende enthalten alle nur Bruchstücke eines Ideals, das im ganzen nicht verwirklicht werden konnte. Diese Utopie wäre als eine Art Kloster vorzustellen, das Erwachsene und Jugendliche, Familie und Jugendbund, geistige Sammlung und wirtschaftliche (unkapitalistische) Selbstversorgung in mannigfacher Gliederung vereinigte, also zugleich wäre: Zelle neuer Gesellschaft, Schule fürs Werkleben der Zeit und Stätte geistiger Sammlung. Dieses Ideal ist im Zusammenbruch so vieler Siedlungsversuche gescheitert, aber es kehrte im Ruf nach einer in der Haltung einheitlichen Schule überall da wieder, wo Lehrer aus der Jugendbewegung die Schulversuche mit trugen.

4. Das Reich und die Schule

Die Reform der Schulgesetzgebung ließ sich nicht mit eilfertigen Verordnungen der ersten Revolutionswochen bewirken. In der vaterländischen Erhebung war der Gedanke volkstümlich geworden, das Schulwesen des ganzen Reiches einheitlich zu regeln, wie es auch der Lehrerschaft vorschwebte. Der organisa-

torische Umbau so vieler Systeme forderte durchdachte Pläne, Verständigung zwischen allen Gruppen im Reich und somit Zeit. Man griff das Werk sogleich an. Im Januar 1919 wurde die verfassungsgebende Nationalversammlung gewählt; im Juli wurden die Verfassungsabschnitte über Bildung und Schule verhandelt. Sie sollten die Richtlinien für die Erneuerung des Erziehungswesens bringen. Die Zeit zwischen der Revolution und der Annahme der Verfassung ist ausgefüllt von lebhafter Propaganda für die Reformideen, die im Krieg erörtert worden waren. Die herrschenden Parteien, Sozialdemokratie und Demokraten traten für Reformforderungen ein, auch die Christliche Volkspartei, die allerdings in der Frage der konfessionellen Schule von den Forderungen der Lehrerschaft abwich.

Die am 11. August erlassene neue *Reichsverfassung* regelt in den Artikeln 142 bis 150 das Bildungswesen.¹⁰ Sie bekennt sich zunächst zu dem Grundsatz, daß neben Ländern und Gemeinden auch das Reich an der Gestaltung des öffentlichen Unterrichtslebens teilnimmt — im älteren deutschen Staatsrecht war die Schule ausschließlich Landessache gewesen. Grundsätzlich wird unter den Faktoren, die das Unterrichtswesen gestalten, die Kirche nicht genannt. Die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht wurde verfassungsmäßig festgelegt. Die Lehrer an öffentlichen Schulen werden ausdrücklich als Staatsbeamte bezeichnet. Auch den Eltern gegenüber setzt sich eine unbedingte Herrschaft des Staates über die Schule durch. Bestand im alten Staatsrecht nur der Zwang, die Kinder »nicht ohne den Unterricht zu lassen, welcher für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist«, so wurde jetzt in Artikel 145 der allgemeine Schulzwang eingeführt, die Pflicht der Eltern, ihre Kinder mindestens acht Schuljahre lang in die staatlich beaufsichtigte Schule und bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr in eine öffentliche Fortbildungsschule oder in gleichwertige Schulen zu schicken. Weiter wird die soziale Einheitsschule vorgesehen: die öffentliche Volksschule soll eine für alle gemeinsame Grundschule enthalten, auf der sich das mittlere und höhere Schulwesen »organisch« aufbaut. Private Schulen unterliegen der staatlichen Genehmigung, sie dürfen in Lehrzielen, Einrichtungen, Stellung der Lehrer nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen und eine Sonde-

¹⁰ Vgl. Anschütz, Die Verfassung des Deutschen Reichs, Berlin 1921, S. 228 ff.

rung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht fördern. Unterricht und Lehrmittel in den Volksschulen und Fortbildungsschulen sollen unentgeltlich sein. Der Platonisch-Fichtesche Gedanke der Staatlichkeit des Erziehungswesens ist streng durchgeführt. Die gleiche Behandlung aller Staatsbürger in Erziehungsfragen wird angestrebt. Für den Aufbau des höheren Schulwesens auf der allen gemeinsamen Grundschule »ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend«. Erziehungsbeihilfen für die Minderbemittelten sollen bereitgestellt werden.

Eine bedeutsame Einschränkung mußte sich die Staatsherrschaft jedoch gefallen lassen: die volle innere Lösung der Schule von der Kirche gelang nicht. Zwar wurde die Simultanschule als Regelfall festgestellt.¹¹ Die Christliche Volkspartei setzte aber nach langen Kämpfen, in denen das ganze Verfassungswerk in Gefahr geriet, das sogenannte Schulkompromiß (des Artikels 146 Absatz 2) durch, das neben der Simultanschule die Bekenntnisschule weiter gestattete. Innerhalb der Gemeinden sollen danach auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung als öffentliche Schulen eingerichtet werden, soweit ein geordneter Schulbetrieb dadurch nicht beeinträchtigt wird. Ein Reichsgesetz soll das Nähere bestimmen. Ferner nahm die Verfassung eine Bestimmung auf, wonach Religionsunterricht ordentliches Lehrfach aller Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien Schulen bleiben soll. Der Religionsunterricht ist in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgesellschaften zu erteilen, wobei es dem Staat überlassen bleibt, diese Übereinstimmung festzustellen oder zu gewährleisten. Nur die Wahlfreiheit des Religionsunterrichts für Lehrer wie für Eltern oder religionsmündige Schüler wird von den Revolutionsmaßnahmen festgehalten. Das Programm der Lehrerschaft ist in diesem Punkt unerfüllt geblieben; statt der alle Gegensätze verbindenden allgemeinen Volksschule soll es

¹¹ Diese Auslegung der Reichsverfassung ist späterhin von der Christlichen Volkspartei wieder bestritten worden.

in Zukunft Simultanschulen, Bekenntnisschulen, weltliche und schließlich Schulen bestimmter Weltanschauung geben.

Über den Inhalt des öffentlichen Unterrichts enthält die Verfassung nur vage Bestimmungen. Der Unterricht soll »im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung erteilt werden«; als Lehrfächer der Schulen werden Staatsbürgerkunde und Arbeitsunterricht besonders genannt. Alle diese Kennworte knüpfen an die Schuldebatten der Kriegsjahre an und nehmen ihre Hauptforderungen auf. Auch das Streben der Volksschullehrerschaft nach einer besseren Ausbildung und nach einem einheitlichen Lehrerstand fand Anerkennung: »Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln.«

Die Reichsverfassung enthält nur den Rahmen, das Programm, das von der Reichs- und Landesgesetzgebung auszuführen ist. Eine großzügige Reichsschulgesetzgebung wäre also nach dem Abschluß des Verfassungswerks zu erwarten gewesen. Das Reichsministerium des Innern versuchte bald nach der Revolution die Grundlagen dafür zu schaffen. Im Frühjahr 1917 hatte die Sozialdemokratische Partei die Reichsregierung veranlaßt, nach Kriegsschluß ein Schulparlament einzuberufen, das sich über die Schulreform gutachtlich äußern sollte. Dieser Anregung wurde nun nachgegeben. Vom 11. bis 19. Juli 1920 tagte im Reichstagsgebäude die *Reichsschulkonferenz*, zusammengesetzt aus Vertretern der Reichs-, Landes- und Gemeindebehörden, der pädagogischen Berufsverbände, der Jugendbewegung im weiteren Sinne, der Volksbildungsvereine, Gewerkschaften und einer Reihe bekannter Pädagogen.¹² Hier waren nun zum erstenmal Schulsachverständige aus allen Lagern beisammen; Anhänger der alten wie der neuen Wege in der Schulerziehung. Die Konferenz beriet in sieben Ausschüssen die einzelnen Reformfragen und besprach die wichtigsten in den Vollversammlungen. Einheitliche Beschlüsse konnten nicht zustande kommen; in den meisten Fragen mußte man froh sein, ein Kompromiß der Mehrheit zu erreichen,

¹² Vgl. Die deutsche Schulreform, ein Handbuch zur Reichsschulkonferenz, herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht; Die Reichsschulkonferenz 1920, amtlicher Bericht, erstattet vom Reichsminister des Innern, Leipzig 1921; Die Reichsschulkonferenz in ihren Ergebnissen, herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht.

der sich eine meist radikalere Minderheit gegenüberstellte. Die schulpolitischen Gruppen, zwischen denen sich die Schulkämpfe der Zukunft abspielen mußten, traten deutlich auseinander.¹³ Die Vertreter der konfessionellen Verbände bildeten mit den Hochschullehrern und der Philologenschaft einen rechten Flügel, der das Wesentliche des deutschen Schulgefüges nicht geändert sehen mochte: die Konfessionalität der Volksschule, den gelehrten Charakter der höheren Schule, die Trennung der Schultypen suchte diese Gruppe festzuhalten. Die Gruppe der Volksschullehrerschaft stand daneben für ihre alten Forderungen. Für das Arbeitsschulprinzip gewann sie allgemeine Zustimmung, in der Einheitsschulfrage kam sie mit dem rechten Flügel zu einem Kompromiß. Als dritte Gruppe traten die entschiedenen Schulreformer hervor, die Anhänger der von Rousseau und neuerlich von Berthold Otto ausgehenden Schulrichtung, der Jugendbewegung und der freien Schulgemeinde. Dieser Flügel hatte im »Bund der entschiedenen Schulreformer« nach der Revolution eine starke agitatorische Tätigkeit in der Öffentlichkeit entfaltet, unter der energischen Führung Paul Östreichs. Diese Entschieden vertraten die »Pädagogik vom Kinde aus«, die elastische Schulgestaltung und die Umwandlung der Schulen in Lebensstätten. Ein besonderes Verdienst war, daß sie sich der Berufsschulung annahmen. Durch Tagungen, Kurse, Vorträge und Flugschriften hat der Bund für die Gedanken der neuen Erziehung in der Lehrerschaft stark geworben. Dieser radikale linke Flügel, der sich auch politisch der Linken immer mehr anschloß, ging über die Forderungen der Volksschullehrerschaft weit hinaus; er bildete daher in fast allen Ausschüssen die Minderheit. Neben den großen schulpolitischen Gruppen konnten sich bedeutende Pädagogen, wie Kerschensteiner und Spranger, die für sich standen, nicht durchsetzen. Was konnte ein solches Parlament für Nutzen stiften? Es brachte den deutschen Schulmännern einmal die Fülle der im Reich vorhandenen Denkart und Kräfte vor Augen und bereitete damit vielleicht besseres Verständnis der Gegner vor; es zeigte aber auch den Anhängern der pädagogischen Bewegung, deren es in allen drei Gruppen gab, daß sie in der Gesetzgebung nicht sogleich wirken können. Und so war es für sie schon ein Gewinn, daß man den Minder-

¹³ Vgl. F. Behrend, *Bildung und Kulturgemeinschaft*, Leipzig 1922.

heiten ein Lebensrecht gönnte, daß man Schulversuche auch behördlich zuzulassen, selbst zu unterstützen riet. Die Schulentwicklung der Folgezeit war damit schon vorgezeichnet: die Gesetzgebung konnte nur vorsichtig vorgehen, Entscheidendes nur geschehen, soweit die Lehrerschaft innerlich für die neue Erziehung zu gewinnen war.

Die *Reichsschulgesetzgebung* kam auch wirklich nur ganz langsam voran. Als die Erregung der Revolution vorbei war, wurden auch die Widerstände gegen die Reformen stärker. Vor allem war die Finanznot ein Hindernis. So entspann sich ein mühseliger, langer Kampf um die Ausführung der Verfassungsbestimmungen; da die innerpolitische Lage unsicher blieb, konnte auch keine klare Schulgesetzgebung erfolgen. Zwischen 1919 und 1923 ist nur ein Gesetz zustande gekommen, das *Reichsgrundschulgesetz* vom 28. April 1920. Es setzte die Dauer der für alle gemeinsamen Grundschulen auf vier Jahre fest. Volksschullehrer hatten sechs, Sozialdemokraten acht Jahre gewünscht. Den Ländern blieb erlaubt, über die vierjährige Dauer hinauszugehen. Die dreijährigen öffentlichen Vorschulen wurden aufgehoben, den privaten bis 1929 eine Frist für den Abbau gesetzt, ihre Schülerzahl zu vermehren wurde ihnen verboten. Die Schuldauer für solche Kinder, die früher von Vorschulen auf höhere Schulen überzugehen Gelegenheit hatten, verlängerte sich damit um ein Jahr, wenn man nicht, wie in Hamburg, die Dauer der höheren Schule auf acht Jahre herabsetzen wollte. Dieses litt die höhere Schule nicht; der Widerspruch der Eltern und der Philologenschaft erwirkte vielmehr das ergänzende Gesetz vom 3. April 1925, wonach »im Einzelfall besonders leistungsfähige Schulkinder nach Anhören des Grundschullehrers unter Genehmigung der Schulaufsichtsbehörde« schon nach dreijährigem Besuch der Grundschule in die Sexta höherer Schulen aufgenommen werden können.

Der Entwurf eines Gesetzes über die Lehrerbildung und eines über die Errichtung von Bekenntnisschulen wurden nach vergeblichen Verhandlungen in den gesetzgebenden Körperschaften von der Regierung 1923 wieder zurückgezogen. Über die Bekenntnisschulen entstand ein heftiger Streit in der Öffentlichkeit. Eine Denkschrift der deutschen Bischöfe verlangte die Anerkennung der Konfessionsschulen als Regelfall; private konfessionelle Schulen wünschte sie wie öffentliche unterstützt zu sehen; Lehr-

rer, die den Religionsunterricht nicht erteilen wollen, sollten an Bekenntnisschulen überhaupt nicht geduldet werden. Die Kirche, politisch und innerlich in der Notzeit erstarkt, verlangte hier größeren Einfluß, als sie vor dem Kriege gehabt hatte. Der Entwurf des Reichsgesetzes gab den Forderungen der Bischöfe sehr weit nach; er ist zunächst am Widerspruch der Lehrer und der Linken gescheitert.

Die Tendenz der Kirche ist damit nicht zu Ende. Die katholische Kirche erstrebt die Konfessionalität nicht nur der Volksschule, auch die seit langem simultane höhere Schule möchte sie konfessionell umformen. Der Staatswille ist nach dem Fortfall der Monarchie diesen Tendenzen gegenüber schwach geworden, der Mangel eines politischen und aktiven Bildungsgedankens macht die formal gekräftigte Staatsschule innerlich haltlos. Auch die Gegenströmung einer »Entpolitisierung der Schule« gibt keine Lösung. Die Kämpfe um diese Frage beginnen erst noch; die Situation ist durch die Staatsumwälzung hier ganz verändert worden.

Das Problem der Simultanschule konnte somit in den ersten Nachkriegsjahren nicht gelöst werden. Auch die Vorgänge des Jahres 1925 ergaben keine Klärung. Bayern schloß ein Konkordat mit der katholischen Kirche und Staatsverträge mit den evangelischen Kirchen; es machte darin faktisch seine Schule im Normalfall zur Bekenntnisschule und gestand den Kirchen eine Mitwirkung bei der Anstellung von Religionslehrern zu. Indessen arbeitete die Reichsregierung den neuen Entwurf eines Reichsgesetzes aus, der das Aufsichtsrecht der Kirche über den Religionsunterricht zu gewähren sucht. Der Entwurf wird besonders in Baden und Norddeutschland stark bekämpft, indessen doch Konkordatsverhandlungen der Kurie mit dem Reich und mit Preußen allgemein erwartet werden.

So war gerade der Versuch einer Vereinheitlichung der Schulgesetzgebung ein Moment, das die Unsicherheit der Zustände vergrößerte und einer echten Schulreform hinderlich wurde, solange die politische Lage des Reiches unklar und labil blieb.

5. Die Gesetzgebung der Länder

Es entschlossen sich daher einige reformlustige Länder, Gesetze des Reiches zur Ausführung der Verfassung nicht abzuwar-

ten, sondern selbständig vorzugehen und die Schulreform ins Werk zu setzen.

Damit ist — eine unerwartete Wirkung der Einheitsbestrebungen — die Verwirrung in der deutschen Schulorganisation größer geworden, als sie am Ausgangspunkt dieses Bemühens war.

Formal schien die Reichseinheit gestärkt. In Wirklichkeit sind durch den Fortfall der Monarchie zunächst auch Partei- und Partikulargewalten zuungunsten des Ganzen gestärkt worden, und in der Schulgesetzgebung spiegelt sich das ab.¹⁴

Das Vorgehen der Länder konnte nicht einheitlich sein, weil es auch von der innerpolitischen Lage abhängig wurde. Wo sozialdemokratische und demokratische Regierungen herrschten, reformierte man, wo rechtsgerichtete Regierungen ans Ruder kamen, hob man Gesetze der Revolutionszeit wieder auf und wartete auf die Reichsverfassung oder erließ neue. Wo sozialdemokratische Regierungen sich am längsten hielten, wie in Sachsen, Thüringen, Braunschweig, wagten sie sich im Sinn des Schulprogramms der Lehrervereine am weitesten vor. In den innerpolitischen Kämpfen wurden die Reformen heftig umstritten, Erziehungsfragen wurden Gegenstand der Demagogie; es konnte geschehen, daß die Wahlen eines kleinen Landes ausgefochten wurden um die Parole, ob körperliche Züchtigung Schulstrafe sein dürfe oder nicht! Die pädagogischen Motive der Schulreform wurden nach ihrer politischen Brauchbarkeit verwertet, und das hemmte das gesamte Reformwerk.

Sollten die Bestimmungen der Reichsverfassung sinngemäß ausgeführt werden, so hatten die Länder vier Aufgaben vor sich: Erstens die Umgestaltung der Grundschule derart, daß sie Basis des gesamten Schulwesens werden konnte. Zweitens: Im Zusammenhang damit Neuregelung der Lehrerbildung, die den neuen Aufgaben anzupassen war. Drittens: Die höheren Schulen mußten so umgebildet werden, daß sich leichtere Übergangs- und Aufstiegsmöglichkeiten ergaben. Und zuletzt: Schulleben und Lehrgehalt der höheren Schulen mußten sich den Reformforderungen anpassen: Arbeitsprinzip und Staatsbürgerkunde

¹⁴ Vgl. F. Behrend, Die Entwicklung des höheren Schulwesens in Deutschland, 1919—1922, im Jahrbuch des Zentralinstituts IV, 1922, S. 15; Über die Volksschulen, Jahrbuch des Zentralinstituts III, 1921/22, und Pädagogisches Zentralblatt 1924, S. 28 ff.

waren in der Verfassung ausdrücklich genannt, der inhaltlichen Zersplitterung deutscher Bildung sollte begegnet werden im Sinne des Einheitsschulgedankens und der vaterländischen wie kulturphilosophischen Debatten der Kriegszeit, deren Erörterung nach dem Krieg mit Leidenschaft fortgeführt wurde.

Zunächst war das Grundschulgesetz von 1920 mit dem ergänzenden Gesetz von 1925 durchzuführen, das vor allem für Norddeutschland Neuerungen brachte. In der Durchführung wichen die Länder voneinander ab; unter welchen Bedingungen ein Übergang zur höheren Schule schon nach drei Jahren möglich sein sollte, blieb in der Öffentlichkeit umstritten.

Sollte die *Grundschule* wirklich Basis des ganzen Schulsystems werden, mußte sie in Gehalt und Methode Anregungen der pädagogischen Bewegung annehmen. Unter den Lehrern war Bereitschaft vorhanden, den Gedanken des aktiven Lernens, das »Arbeitsprinzip« aufzunehmen. Durch Ausbildungskurse für die Lehrer und durch Abänderung der Lehrpläne kamen die Behörden ihnen jetzt entgegen. Preußen erließ 1924 Richtlinien zu neuen Lehrplänen für die gesamte Volksschule: sie nehmen das Durchführbare der neuen Erziehungsrichtung auf, die jugendpsychologische Erfahrung. Für die erste Schulzeit wird die Zusammenlegung aller Unterrichtsfächer zum »Gesamtunterricht« festgesetzt, seine Dauer aber nicht genau umschrieben, so daß örtliche Umstände berücksichtigt werden können. Die heimatische Gestaltung des Unterrichtes wird vorgeschrieben, Pflege der Mundart gewünscht, Belebung der Spieltätigkeit, Benutzung des Spiels, Handgeschicklichkeit, Aktivität des Kindes in der Schultube. Der Unterricht, besonders Werkunterricht, soll sich in den Dienst des Schullebens stellen, die Eltern sollen herangezogen werden; freudige Tätigkeit statt muffiger Passivität soll in die Klassenräume einziehen.¹⁵ In Anhalt wird der Gesamtunterricht für die drei ersten Schuljahre erlaubt. Andere Länder sind vorsichtiger; so schreibt Württemberg vor, daß die Einzel-fächer nach frühestens sechs Wochen sich abtrennen, der Gesamtunterricht bis zu vier Monaten ausgedehnt werden kann. Der Lehrer soll nach württembergischer Anordnung seine Klasse zwei bis vier Jahre lang durchführen, in dieser Zeit hat er Frei-

¹⁵ Vgl. Die Grundschule in Preußen. Sammlung der Bestimmungen, herausgegeben von W. Landé, Berlin 1925, S. 20 ff.

heit der Unterrichtsordnung. Im Zusammenhang dieser Neuerung steht es, wenn die Regierungen nun auch die Abschaffung der körperlichen Züchtigung, »die mit dem Geist unserer Zeit nicht mehr vereinbar ist«, wünschen oder anordnen. »Von Geist und Leben erfüllte Lehrweise macht Züchtigungen gänzlich überflüssig«, sagt der preußische Erlaß.

Voraussetzung für die Auswirkung dieser Richtlinien für Grundschule und Volksschule überhaupt ist eine neue *Ausbildung der Lehrer* für die erweiterten und schwierigeren Aufgaben. Die Gesetzgebung des Reiches versagte auf diesem Gebiet; auch die Länder ließen sich Zeit mit der Neuregelung, weil bis 1928 in den meisten Ländern die Lehrerseminare noch für den Nachwuchs sorgen, für einige weitere Jahre ein Überfluß an jungen Lehrern zur Verfügung zu stehen scheint, der sich aus dem Rückgang der Kinderzahl ergeben hat.¹⁶ Drei Pläne zur Neuordnung der Lehrerbildung stehen sich unausgeglichen gegenüber. Die Gegner der Schulreform und die für die Staatsfinanzen Besorgten möchten sich mit den früheren Lehrerseminaren begnügen und nur einige Reformen daran vornehmen, vielleicht eine Verbindung mit den Unterklassen der höheren Schule zugeben. Diese Strömungen sind vor allem in den überwiegend agrarischen Ländern verbreitet, in denen der ganze Problemkreis, der zur Schulreform drängt, weniger verspürt wird. Die Lehrerorganisationen fordern, wie vor dem Krieg schon, die Angliederung an die höhere Bildung dadurch, daß die Allgemeinbildung der Lehrer auf den höheren Schulen erfolgen und mit der Reifeprüfung abgeschlossen werden soll, die Berufsausbildung möchten sie den Universitäten und technischen Hochschulen übertragen.¹⁷ Diesen Weg haben nacheinander Sachsen, Thüringen, Hamburg, Hessen und Braunschweig in verschiedener Weise beschritten.¹⁸ In Hamburg und in Thüringen hat die Universität die Ausbildung voll über-

¹⁶ Nach einer Statistik von 1925 sind im Reichsgebiet in die Schule gekommen zu Ostern 1920: 1 317 309 Kinder; 1921: 1 234 528; 1922: 808 623; 1923: 721 011; 1924: 654 173; 1925: 700 160.

¹⁷ Vgl. Die Neugestaltung der Lehrerbildung. Denkschrift des Ausschusses des Preußischen Lehrervereins, Magdeburg 1925.

¹⁸ Vgl. Die Hochschulbildung der Lehrer in Sachsen, Leipzig 1923; Pädagogisches Zentralblatt 1924, S. 32 ff.; P. Petersen, Der Bildungsweg des neuen Erziehers auf der Hochschule, in »Innere Schulreform und neue Erziehung«, Weimar 1925; derselbe, Die Erziehungswissenschaftliche Anstalt der thüringischen

nommen. Die Studenten studieren in Jena drei Jahre nach bestimmtem Studienplan; sie werden mit den Volksschulen von Anfang an in Berührung gebracht, in die didaktischen Techniken neben dem Studium eingeführt, verbringen zwei Ferienzeiten auf dem Land bei einem Lehrer als Schulhelfer. In Sachsen sind selbständige pädagogische Institute mit den Hochschulen verbunden; Studium an der Hochschule und Einführung in Schulpraxis, Didaktik, Jugendkunde an den Instituten laufen nebeneinander her.

Der Vorzug der Universitätsausbildung ist, daß eine Fülle der Mittel an den Universitäten bereitsteht, der Anschluß an die höchste Schulbildung der Nation gesichert ist. Die Schwierigkeiten liegen in den geistigen Mängeln der Universitäten, wie die Debatte über die Hochschulreform sie aufgewiesen hat, die aber in den herrschenden Wissenschaftsformen ihren Grund haben und auch nur von den Universitäten selbst überwunden werden können. Äußerlich liegt die Schwierigkeit der Universitätsausbildung der Lehrer in den Kosten des Studiums. Ohne Erziehungsbeihilfen wird ausreichender Nachwuchs in Zukunft vielleicht nicht zu beschaffen sein; andere soziale Schichten werden ihn stellen als bisher.

Einen dritten Weg scheinen die meisten übrigen Länder gehen zu wollen. Preußen beginnt zu Ostern 1926 mit der Einrichtung von drei »pädagogischen Akademien« zur Ausbildung von Volksschullehrern; für ihren Besuch wird das Reifezeugnis höherer Schulen vorausgesetzt.¹⁹ Der Plan eröffnet einen Mittelweg zwischen dem alten Seminar und der Universität; er verhindert, daß die Lehrerschaft wesentlich höhere Gehaltsforderungen mit der Ausbildung begründet, und empfiehlt sich dadurch den Finanzministern. Ob er inhaltlich pädagogisch Wichtiges bringt, hängt davon ab, ob ein eigener Bildungsgedanke in diesen Akademien entwickelt werden kann. Einen solchen Gedanken hat Eduard Spranger 1920 in einer Schrift zur Lehrerbildung gefordert.²⁰ Das Verhältnis des Wissenschaftlichen zum Praktischen ist im er-

Landesuniversität, Zeitschrift für pädagogische Psychologie 1924, S. 305 ff.; Thüringisches Gesetz vom 8. Juli 1922; Mitteilungen der Erziehungswiss. Anstalt, Heft 1, 1925; G. Deuchler, Die neue Lehrerbildung, Braunschweig 1925.

¹⁹ Die Neuordnung der Volksschullehrerbildung in Preußen. Denkschrift des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Berlin 1925.

²⁰ E. Spranger, Gedanken über Lehrerbildung. Leipzig 1920.

zieherischen Beruf so verschieden vom Berufe des Technikers oder dem des Gelehrten, daß neben Universität und Technischer Hochschule eine dritte höchste Bildungsstätte notwendig scheint, »die gewollt und bewußt durchweht ist von dem Geiste echter Menschenbildung«, die den anderen Hochschulen »kulturell ebenbürtig« wäre. Der Sprangersche Plan enthält wesentliche Motive der pädagogischen Bewegung: er ist auf ihrem Begriff von der Funktion des Erziehers aufgebaut. Ob die preußischen Pläne an diese Idee Anschluß gewinnen, ob die Nachteile der Absonderung dieser Bildungsstätte tragbar sind, werden die kommenden Versuche erweisen müssen.

Auch wenn ein gemischtes System entstehen sollte, Universität, Bildnerhochschule und erneuertes Lehrerseminar nebeneinander mit der Lehrerbildung beauftragt werden: in jedem Fall hat das Jahrzehnt seit 1914 hier eine für die deutsche Volksbildung höchst folgenreiche Verwandlung vorbereitet. Der mit den unteren sozialen Schichten und handarbeitenden Ständen eng verbundene und bodenständige naivere Typus des Volksschullehrers wird weichen einem Typus, dessen Bild noch unbestimmt ist, der zur Wissenschaft, zur modernen kritischen Geistesverfassung ein ganz anderes Verhältnis haben wird, der an Segen und Unsegen der neueren Geistesbildung unmittelbar Anteil hat. Die Frage wird sein, wie weit dieser Typus durch die Gemüts- und Geistesart bestimmt werden kann, die in der ersten Jugendbewegung eine gesunde Vereinigung des modern Gebildeten und des Volkstümlichen, des Welträumigen und Bodenständigen-Einfachen hin und wieder hat hervorgehen lassen.

Auf der Grundschule sollen zwei Schulaufbauten errichtet werden, die beide die Jugend bis zum 18. Jahr schulpflichtig halten. Nach dieser Tendenz der Reichsverfassung muß die Volksschule durch eine pflichtmäßige *Fortbildungsschule* und ein staatlich beaufsichtigtes Fachschulwesen fortgeführt werden. Die Fortbildungsschulen sollen einen eigenen Sinn verwirklichen, sollen »Berufsschulen« werden. Die pädagogische Bewegung hatte die bildenden Kräfte im Berufsleben vor allem auch der handarbeitenden Stände hervorgehoben; im Krieg war der Handwerker, der Landwirt, der Munitionsarbeiter zu Ansehen gekommen, der Gebildete hatte an der Front die Arbeit mit dem Spaten, die Arbeit von Schlosser, Pferdepfleger, Techniker achten lernen. Die päd-

agogische Einsicht in die Bildekraft der Handarbeiten bei Kerschesteiner und in der Arbeitspädagogik ermöglichte es, die Erziehungsaufgaben der Volksschule auszudehnen auf das Lebensalter, in dem die Wirtschaft den jungen Menschen bereits aufnimmt, bildet und in sittliche und seelische Gefahr bringt. Ein Anfang wurde hier gemacht durch die Reichsbestimmungen über die wirtschaftliche Demobilmachung vom 28. März 1919. Um der Masse arbeitsloser Jugend Beschäftigung zu geben, wurde den Gemeinden das Recht verliehen, die Berufsschulpflicht bis zum 18. Lebensjahr auszudehnen, und zwar für die gesamte Jugend. Bis Juli 1921 hatten schon 375 Orte die Berufsschulpflicht auf Grund dieser Verordnung ausgedehnt. Der Gedanke pflichtmäßiger Berufsschule setzte sich von da an immer mehr durch; auch für die Mädchen wurden Schulen geschaffen. Wie früher schon die Stadt München, so gaben sich auch andere Industriestädte Mühe, ein gutes Berufsschulwesen auszubauen. Die Unterrichtszeit wurde in der Regel auf acht Wochenstunden und drei Jahre ausgedehnt, ein besonderer Stand von Berufsschullehrern entwickelte sich. Als die Demobilmachungsvorschriften des Reiches am 31. März 1922 außer Kraft traten, wurden sie meist durch Landesgesetze wieder in Geltung gesetzt.²¹

Auch im *Fachschulwesen* gewinnt die Erziehungserneuerung Einfluß. Die tiefste Umwandlung haben die Kunstschulen und Kunstakademien erfahren, denen auch die neue Hochschätzung der Werkarbeit zugute kam. Die Waetzoldsche Reform der preussischen Kunstschulen verbindet Kunst und Handwerk in der Ausbildung.²² Kennzeichnend und bahnbrechend ist die Reform der Weimarer Kunsthochschule, die unter Walter Gropius sich 1920 zum »Bauhaus« umformte. Das Bauhaus wurde 1925 durch die Regierung aufgelöst und von den Lehrern nach Dessau verlegt. Die Anstalt vereinigte alle räumlich bildenden Künste um die Architektur; wie von den Schulen die Heimatkunde, die Deutschkunde, so wird hier die Gesamtaufgabe des Baus zum Mittelpunkt aller Ausbildung in den Einzelkünsten gemacht. Plastik, Malerei, Weberei, Keramik, Tischlerei, freie und angewandte Künste treten in eine Reihe, die Einzelkunst wird dem Werk des Architekten eingeordnet; das Zusammenwirken der

²¹ Vgl. Kühne, Handbuch des Berufs- und Fachschulwesens, Leipzig 1923.

²² Vgl. W. Waetzold, Kunsthochschulreform, Leipzig 1925.

Künstler ist nicht mehr mechanisch und technisch, sondern wie in den Bauhütten des Mittelalters als gemeinschaftlich gedacht. Die Trennung von Künstlern und Technikern muß in diesem Ziel überwunden werden. Jeder Schüler wird darum zwei Meistern übergeben, einem Handwerker und einem Meister formal-ästhetischer Studien, zwei Überlieferungen sollen zusammenfließen.

Der zweite Aufbau auf der Grundschule, *das höhere Schulwesen*, war im Sinne der Kriegsdebatten und nach den sehr unbestimmten Tendenzen der Reichsverfassung am schwierigsten umzugestalten.²³ Die Vorkriegszeit enthielt zwei Ansätze zur Reform: Paulsens Plan, die Oberstufe der höheren Schulen beweglicher zu gestalten, um sie so den Begabungen und Berufsansprüchen besser anzupassen und mehrere Schulziele in einem Schulorganismus zu vereinigen; und den „Reformunterbau“ des Frankfurter Systems. Beide Pläne konnten leicht verbunden werden, und dann war ein Schema zur Vereinheitlichung der mannigfaltigsten Schularten gegeben: Einheit im Unterbau, Differenzierung im Oberbau, wo die Begabungsrichtungen der Jugendlichen hervortreten; dabei konnten die Hauptschularten des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule erhalten bleiben. Ein solcher Plan wurde von der norddeutschen Philologenschaft ernsthaft erwogen; er hätte vom Gymnasium besondere Opfer verlangt: Umwandlung des neunjährigen Latein- und sechsjährigen Griechischkurses in einen kürzeren und intensiveren.

Der Reformunterbau nach Frankfurter Art wurde jedoch in den großen Staaten nicht durchgesetzt. Bayern hielt am »grundständigen Lateinunterricht« von Sexta ab fest. In Preußen, wo die Einführung des Reformunterbaus freigegeben war, der Anregung der Eltern, Schulen, Ortsbehörden stattgegeben wurde, verbreitete er sich von selbst; bis April 1922 waren seit Kriegsende 51 Schulen zu diesem Typus übergegangen, bis 1924 standen 162 Reformrealgymnasien neben nur noch 128 Realgymnasien mit Lateinbeginn. In Sachsen wurde der Reformunterbau gesetzlich. Die ersten Schulreformversuche in Sachsen, Thüringen, Hamburg setzen ihn voraus; in Thüringen wurde 1924 der Versuch wieder aufgehoben.

²³ Vgl. Behrend im Jahrbuch des Zentralinstituts IV, 1922, S. 15 ff.

Mit einem überraschend abweichenden Plan trat 1924 Preußen hervor, nachdem es sich lange zurückgehalten hatte.²⁴ Die »Denkschrift über die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens«, deren Pläne ein wenig verändert seit Ostern 1925 durchgeführt wurden, behielt die vorhandenen Schultypen bei; sie verwarf ebenso den Reformunterbau als allgemeine Regel, wie die elastische Oberstufe. Sie setzte voraus, es werde nicht möglich sein, den grundständigen Lateinunterricht aufzuheben, wie andererseits auch der Reformtypus im Realgymnasium nicht zu beseitigen war. Nebeneinander sollten demnach bestehen die drei früheren Schultypen und dieser Reformtypus; die unteren drei Klassen der mit Latein beginnenden Schulen, die unteren fünf der mit einer neuen Fremdsprache beginnenden ließen sich verbinden, wenn das Reformrealgymnasium, wie es als Regel gültig wurde, mit Latein erst spät (in Untersekunda) begann. So waren immerhin zahlreiche Möglichkeiten des Übergangs und später Entscheidung an der gleichen Schule gelassen. Diese späten Übergänge und die Wahl des Schultypus nach der Interessenrichtung wurden weiter erleichtert durch die Einführung von zwei neuen Schularten: der deutschen Oberschule — als einer Schule mit zwei Fremdsprachen und vorwiegend kulturkundlich-künstlerischem Unterricht — und der Aufbauschule, die auf dem siebenten Volksschuljahr aufbauend in sechs Jahren zur Hochschulreife führt. Aufbauschulen folgen in Preußen dem Lehrplan der Oberrealschule oder deutschen Oberschule. Da außerdem die Oberlyzeen für Mädchen bestehen, einige schon vorhandene Gymnasien nach Frankfurter System ausnahmsweise gestattet blieben, einigen Reformrealgymnasien der frühere Lateinbeginn (in Untertertia) gestattet wurde, so ergab sich eine große Reihe von Schularten und Stundentafeln. Das System der Vorkriegszeit bleibt somit im wesentlichen erhalten, gibt einzelnen Forderungen nach und wird dadurch viel mannigfaltiger, erreicht somit auf seinem Wege das Ziel, spätere Übergänge zu erleichtern.

²⁴ Vgl. O. Boelitz, *Abbau oder Aufbau unseres Bildungswesens*, Leipzig 1924; *Die Neuordnung des preußischen Schulwesens*, Denkschrift des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Berlin 1924; Ministerialerlaß vom 31. Oktober 1924; *Stundentafeln zur Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens*, Berlin 1925; *Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens*, 2 Teile, Berlin 1925.

Vor allem durch die Aufbauschulen ist der spätere Übertritt in höhere Schulen erleichtert worden — auch außerhalb Preußens wurden sie in Norddeutschland nach dem Kriege eingeführt.²⁵ Sie ermöglichen es den Landkindern, bis zum dreizehnten Lebensjahr in Elternhaus und Volksschule zu bleiben, ohne verspätet zur Reifeprüfung zu kommen. Verbreitet wurde dieser Typus durch die Auflösung der Lehrerseminare—Schulgebäude, Kollegien, Geräte dieser Anstalten ließen sich schon der Klassenzahl nach leicht für Aufbauschulen verwenden, zumal wenn sie als deutsche Oberschulen eingerichtet wurden. Eine Bedrohung dieser Schulen liegt äußerlich darin, daß Bayern ihre Reifezeugnisse bisher nicht anerkannt hat, innerlich bereitet es Schwierigkeit, daß zwei Neuerungen (deutsches Gymnasium und Aufbau auf dem siebten Volksschuljahr) meist verkoppelt sind.

Soviel Streit um diese organisatorische Umbildung des Schulsystems gefochten worden ist, pädagogisch bedeutsam waren nur die Versuche, eine innere Einheit und Belebung der höheren Schulen herbeizuführen, denen jene Organisationsneuerungen zu dienen hatten.

Die Kriegserörterungen über diese Hauptaufgabe wurden in der Revolutionszeit mit Heftigkeit fortgesetzt, durch die neuen politischen Motive wenig gefördert und sehr verwirrt. Nach Kriegsschluß war auch in den Schulstuben der Gesetzgebung vorgearbeitet worden; und die Ergebnisse lagen in einer sehr breiten Literatur vor. Den bemerkenswertesten Fortschritt machten die kulturkundlichen Lehrfächer, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, dazu die Heimatkunde und die seit der Kriegszeit entwickelte Deutschkunde mit ihrer Tendenz zum Gesamtunterricht und zur Fächerverbindung.

Nun versuchte die preußische Neuordnung »im Sinne der deutschen Einheitsschule« die gegebene und nicht zu beseitigende Mannigfaltigkeit der Schularten dadurch innerlich zu verbinden, daß sie die Haupttendenzen der pädagogischen Bewegungen diesen gegebenen Schulen einzuordnen und die Arbeit aller höheren Schulen durch *eine und dieselbe selbständige Bildungsidee* zu umfassen unternahm. Sie ging davon aus, daß durch die Reichs-

²⁵ Vgl. Die Aufbauschule in Preußen, Sammlung der Bestimmungen, herausgegeben von W. Landé, Berlin 1925; Jahrbuch des Zentralinstituts IV, 1922, S. 69 ff.

verfassung die höheren Schulen insgesamt eine neue Stellung im Bildungswesen erhalten. Sie sind nicht mehr allein Vorbereitungsanstalten für das Hochschulstudium, sie stehen nicht mehr isoliert neben der Volksschule. Sie haben, auf der Volksschule aufbauend und auf die Hochschule hinleitend, zugleich eine eigene Aufgabe zu verwirklichen. Auch die Volksschullehrer vorzubilden wird ihre neue Aufgabe: »die Verantwortung für die gesamte Volksbildung« fällt ihnen zu. Sie haben die »deutsche Bildungseinheit« in sich zu verwirklichen, und dennoch zwingen Überlieferung und Gesellschaft zu einer Vielheit der Schularten! Preußen löst diesen Knoten nun auf folgende Art: Jeden Schultypus stellt es unter einen eigenen Leitgedanken und konzentriert die Fülle der überlieferten Lehrstoffe auf diesen Leitgedanken. Alle Leitgedanken der getrennten Schularten werden aber als Varianten eines einzigen deutschen Bildungsgedankens aufgefaßt. Als Grundinhalt aller Schulen wird das deutsche Bildungsgut hingestellt, wie es die kulturkundlichen Kernfächer überliefern und bearbeiten. Deutsch, Geschichte, Erdkunde erhalten in allen Schularten erhöhte Stundenzahl zuungunsten der anderen Fächer. Die kulturkundlichen Kernfächer stellen die Verbindung mit dem Lehrgut der Volksschule her. Jede Schulart soll nun diesen Kerngehalt illustrieren, vertiefen oder durch den Kontrast beleben, durch die Wechselwirkung mit der wissenschaftlichen Arbeit auf je einem besonderen Stoffgebiet, wie es sich in der heutigen Kultur zusammengefunden, sich wissenschaftlich und schulmäßig-praktisch organisiert hat. Solcher Sonderstoffgebiete enthält die deutsche gegenwärtige Kultur vier, und sie stellen sich je in einer Studiengruppe schulisch dar, können also einem Schultypus als dessen besonderes Studiengebiet zugewiesen werden: Das gemeinsam abendländische Fundament stellt sich schulisch dar in den altsprachlichen Studien des Gymnasiums, die westlichen Nachbarkulturen in dem neusprachlichen Realgymnasium, die technisch-naturwissenschaftliche Kultur der Neuzeit in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien der Oberrealschule; und schließlich wird die germanisch-heimische Kultur in den Studien der Deutschen Oberschule für schulisch darstellbar angenommen. Die »Eigengesetzlichkeit jeder wissenschaftlichen Fachaufgabe« soll zu ihrem Recht kommen im Zusammenhang oder im erlebten Kontrast mit dem gemeinsamen

Kern aller Schulbildung, dem sie somit zugleich dienen soll. Von diesem Schema aus ließ sich die Überbürdung bekämpfen, das alte ungelöste Problem der deutschen höheren Schule: der Gedanke gleichmäßiger Allgemeinbildung in den vier kulturwichtigen Gebieten konnte ganz aufgegeben werden; keiner Schule brauchte noch das Gleichgewicht naturwissenschaftlicher und sprachlicher Studien oder die Pflichtarbeit in vier Fremdsprachen zugemutet zu werden.

Die preußischen »Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen« gewannen damit Raum, um Tendenzen der pädagogischen Bewegung diesem Grundgedanken der höheren Bildung dienstbar zu machen. Die Lehrpläne werden so eingerichtet, daß jede Schule sie im einzelnen selbst aufstellen, der Lehrer aus einer Stofffülle auswählen kann, nur die Jahresziele sind verbindlich. Die Einzelfächer sollen zusammenarbeiten, Stunden können ausgetauscht, Fächer vorübergehend vereinigt werden. Die Lehrer sollen sich zur Arbeitsgemeinschaft vereinigen. »Der Unterricht ist grundsätzlich Arbeitsunterricht.« Die Klassenarbeit soll in Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung mannigfaltig organisiert werden, häusliche Arbeit soll sich der Schularbeit eingliedern, zur Vertiefung der Schulfächer sollen Arbeitszirkel nach Wahl der Schüler eingerichtet werden. Die Lehrpläne werden so eingerichtet, daß in allen Fächern die besondere Aufgabe des Schultypus mitgelöst wird.

Eine ähnliche Reform versucht Württemberg, während Baden an der synthetischen Schulbildung, deren Haupttypus das alte Realgymnasium ist, scheint festhalten zu wollen.²⁶

Gemeinsam ist allen Lehrplanveränderungen der Nachkriegszeit die höhere Schätzung der Kulturkunde, besonders des Deutschen, der Versuch ferner, die höhere Bildung auf das geschichtliche Verstehen der deutschen und abendländischen Kultur zu gründen. Dieses geschichtliche Verstehen möchte jedoch überall als rein vorüberend, ausweitend, rein pädagogisch aufgefaßt werden, als öffnend die Überlieferung; im Kampf gegen den Historismus des 19. Jahrhunderts sollen die Werke der Vorfahren, die wissenschaftlichen Methoden, die künstlerischen Überlieferungen um ihres erlebbaren Wertes und ihres Gebrauchs willen studiert

²⁶ Pläne dazu bei W. Hellpach, Die Wesensgestalt der deutschen Schule, Leipzig 1925. Karl Ott, Die höhere Schule, Karlsruhe 1924.

werden. Überall werden daher kunsterzieherische, handwerkliche, gymnastische Übungen diesem Plan einverwoben; Musik, Schulbühne, Handarbeit, Körperspiele, Schwimmen, Wandern erhalten mehr Raum und sollen von der Schule aus gefördert werden.

Als reinste Verwirklichung dieser kulturkundlichen und musisch-gymnastischen Bestrebungen wird der Typus des »deutsch-humanistischen Gymnasiums«, wie er in der Kriegszeit erörtert war, jetzt in ganz Norddeutschland eingeführt: die deutsche Oberschule.²⁷ Ursprünglich sollte sie um ihrer Hauptaufgabe willen mit einem Mindestmaß von Fremdsprachen ausgerüstet werden; die Hochschulen machten aber zwei Fremdsprachen zur Bedingung (Englisch—Französisch oder Englisch—Latein werden bevorzugt); Bayern, für Staatsprüfungen auch Baden, verweigerten dieser Schulart, die noch ein Versuch ist, die Anerkennung.

Die Reformen verlangen ein großes Maß pädagogisch-didaktischen Geschicks; Vertiefung der pädagogischen Ausbildung der Lehrer an höheren Schulen wird daher gefordert. Die Gymnasialseminare müssen reformiert werden, wozu Versuche in Württemberg vorliegen; vielleicht wird die Frage der Hochschulreform, die in der Nachkriegszeit aus der Erörterung fast verschwand, um dieses Problems willen erneut hervorgezogen werden.²⁸

Abschließende Gestalt hat zehn Jahre nach Kriegsausbruch die Schulorganisation nicht erhalten; allmählich gewinnt Preußen die Rolle des führenden Staates jedoch zurück. Die pädagogische Bewegung hat das höhere Schulwesen erreicht und wirkt in ihm, die »Einheit der deutschen Bildung« bleibt jedoch eine offene Frage, wie die Erörterungen der pädagogischen Theorie, das katholische Verlangen nach Konfessionalität auch der höheren, seit 1873 simultanen Schulen beweisen.

²⁷ Vgl. Riebert, im Jahrbuch des Zentralinstituts IV 1922, S. 53; derselbe, Richtlinien für einen Lehrplan der deutschen Oberschule und der Aufbauschulen, amtliche Ausgabe, Berlin 1924; Die Umgestaltung des höheren Schulwesens, insbesondere die Einfügung der deutschen Oberschule und der Aufbauschule, Denkschrift des Reichsministeriums des Innern, Leipzig 1923.

²⁸ Vgl. Die Ausbildung der höheren Lehrer an der Universität. Denkschrift der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin. Leipzig 1925.

6. Jugendwohlfahrtsgesetz und Erziehung der Asozialen

Den Mut zu erzieherisch neuem Leben hat auch die Jugendpflege der Nachkriegszeit gewonnen.²⁹ Im Krieg hatte sie die Jugendbewegung theoretisch in sich aufgenommen, die Nachkriegszeit hieß diesen Schritt gut. Die Jugendverbände waren im Krieg in ihrer Mitgliederzahl sehr zusammengeschmolzen. Nach Kriegsschluß füllten sich die Vereine und wurden zahlenmäßig stärker als je zuvor. Die Regierungen mahnten zum Wiederaufbau; sozialistische und freireligiöse Jugendvereine wurden nunmehr in die Organisationen der Jugendpflegeausschüsse aufgenommen.³⁰ Die Jugendverbände sowohl der politischen Parteien als der Gewerkschaften und sonstigen Arbeiterverbände als der Kirchen erhielten Zustrom. Die meisten erneuerten ihre Organisation und gewährten dabei der Jugend größere Selbständigkeit. Die Jugendvereine bekamen untereinander mehr Fühlung; auch wo sie sich feindlich entgegenstanden, nahmen sie doch ganz anders Kenntnis voneinander als früher; Bünde der Jugendpflege und Jugendbewegung gingen ineinander über. Und zum erstenmal kümmerten sich die Jugendbünde um die Jugendfürsorge. Zur Bekämpfung der Schundliteratur und des Alkoholismus gelang es vielerorts, sehr verschiedenartige Bünde und Vereine in »Jugendringen« zur Zusammenarbeit zu bringen. Auch das Jugendherbergswerk wurde durch gemeinsame Arbeit gefördert.

Die engere Verbindung der Jugendfürsorge und Jugendpflege wurde durch die Gesetzgebung begünstigt. Durch Artikel 7 der Reichsverfassung war das Reich in Sachen der Jugendfürsorge gesetzlich zuständig geworden: unterm 9. Juli 1922 wurde das aus den Kriegsbedürfnissen erwachsene Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt erlassen. Das Gesetz geht zum erstenmal in der deutschen Reichsgesetzgebung von dem Grundsatz aus, »daß jedes deutsche Kind ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit hat«. Insoweit der Anspruch des Kindes auf Erziehung von der Familie nicht erfüllt wird, tritt unbeschadet der Mitarbeit freiwilliger Tätigkeit öffentliche Jugendfürsorge ein. Diese Hilfe ist auch vorbeugend gemeint, und dadurch hat das Gesetz seine erzieherische Bedeutung. Die

²⁹ Vgl. Gertrud Bäumer, Jahrbuch des Zentralinstituts IV 1922, S. 140.

³⁰ Preußischer Erlaß vom 17. Dezember 1918.

Fürsorge für die gefährdete und verwahrloste Jugend wird in dieselbe Hand gelegt wie die Förderung der Jugendpflege. Als Organe dieser öffentlichen Hilfe werden Jugendämter eingesetzt. Sie stellen zugleich den Gemeindewaisenrat und den Amtsvormund aller unehelichen Kinder dar, der schon vor ihrer Geburt als Vormund gilt. Zum ersten Male wird reichsgesetzlich anerkannt, daß hilfsbedürftige Minderjährige öffentliche Unterstützung nicht nach den alten Regeln der Armenpflege haben müssen, sondern nach erzieherischen Gesichtspunkten. Nicht nur das Existenzminimum ist ihnen zu gewähren, sondern der notwendige Lebensbedarf einschließlich des Erziehungsaufwands, der zum Erwerb fähig machen muß. Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung sollen der Verhütung der Verwahrlosung dienen, nicht nur ihrer Beseitigung. — Auf Grund dieses Gesetzes haben die Länder eigene Vorschriften ergehen lassen und Jugendämter begründet, für die man vielfach Lehrer oder Männer aus der Jugendbewegung gewählt hat. Sparmaßnahmen haben die gesunde Entwicklung der Jugendämter allerdings gehemmt, der Abbau von 1924 hat sie besonders hart betroffen. Immerhin ist hier ein Gesetz in Gültigkeit, das sozialpädagogisch große Möglichkeiten enthält.

Wie die Aufgaben der Fürsorgeerziehung durch die neue Gesetzgebung erweitert worden sind, so sucht man auch den Geist dieser Anstalten erzieherisch zu verbessern. Auch hier haben die Vorkämpfer einer Erziehung, die auf tieferer Einsicht in die Seele des Jugendlichen beruht, jetzt das Gehör einzelner Behörden und einer größeren Öffentlichkeit gefunden. Auflockernd hat vor allem ein Schulversuch gewirkt, den Karl Wilker in der Fürsorgeerziehungsanstalt »Lindenhof« bei Berlin nach dem Kriege gemacht hat.³¹ Die Erziehung wurde hier ganz auf dem kameradschaftlich-erzieherischen Verhältnis zwischen Jugendlichen und Erziehern aufgebaut, die Pädagogik der Aktivität und der Freude trat an Stelle des Zwanges und der starren Autorität. Der Versuch mußte bald aufgegeben werden, er galt als mißlungen, wurde viel umstritten und doch auch viel beachtet. Zwei Freideutsche, darunter ein Mitarbeiter Wilkers, gaben eine bedeutsame Anregung für die Gefängnispädagogik; sie arbeiteten 1921 mit einer Jugendlichengruppe im Jugendgefängnis Hahnöfersand bei Ham-

³¹ K. Wilker, Der Lindenhof, Berlin 1920.

burg nach den Grundsätzen der neuen Erziehung und veröffentlichten ihre Erfahrungen.³² Ihre Arbeit stand in Verbindung mit Versuchen, den progressiven Strafvollzug in den deutschen Gefängnissen einzuführen.³³ Diese Versuche haben in Thüringen eine planmäßige behördliche Förderung erfahren; der Strafvollzug ist in Zuchthäusern und einem Jugendgefängnis in Eisenach Erziehern übertragen worden, die zum Teil ebenfalls aus der Jugendbewegung hervorgegangen sind. Damit beginnt die amerikanische Gefängnispädagogik in Deutschland wirksam zu werden: charakteristisch wird sie vielleicht durch das pädagogische System der Jugendbewegung in Deutschland abgewandelt werden.

7. Die Volkshochschulbewegung

Wie sehr der Erziehungsgedanke nach Kriegsschluß plötzlich das Volk ergriff, war im freien Volksbildungswesen am anschaulichsten zu sehen. Tausende, Arbeiter, Angestellte, Jugendliche begrüßten es, daß sie sich noch einmal auf die Schulbank setzen durften! In allen größeren Städten entstanden neue Organisationen freier Volksbildungsarbeit, oft ohne Zusammenhang mit den früheren Volksbildungsvereinen, geleitet von Menschen, die neu in diese Arbeit hineintraten, und besucht von Angehörigen aller Volksschichten.³⁴

Man hat verschiedene Motive dieser Volksbildungsbewegung gesehen: Hoffnungen der Arbeiter und Angestellten, sich eine höhere Bildung zu erwerben um einer sozialen Hebung des Standes willen, Aufstiegswünsche einzelner in ihren Berufen, Ablenkung von den Eindrücken der Niederlage bei den einen, Schulung für Revolution und Betriebsräte bei den anderen. Daß zudem der Achtstundentag gesetzlich eingeführt wurde, regte gewiß äußerlich an. Es waren aber tiefere Beweggründe mit wirksam:

³² Walter Herrmann, *Das Hamburgische Jugendgefängnis Hahnöfersand*, Hamburg 1923, und Curt Bondy, *Pädagogische Probleme im Jugendstrafvollzug*, Mannheim 1925.

³³ Vgl. Literatur bei Max Grünhut, *Gefängniswesen und Strafrechtsreform*, in der Zeitschrift *Erziehung* 1925/26, S. 113 ff.

³⁴ Zum Folgenden vergleiche *Volksbildungsarchiv*, herausgegeben von R. von Erdberg, 1919—1923; *Die Arbeitsgemeinschaft*, herausgegeben von R. von Erdberg und W. Picht, 1919—1923, beide fortgeführt von 1924 ab als *Archiv für Erwachsenenbildung*, seit 1926 »Freie Volksbildung«.

der Eindruck, daß wir in einer unübersehbar verwickelten und gefährlichen Kultur leben, in der man einen Lotsen braucht; der Zusammenbruch aller sonst gültigen Lehren, die innere Bedrängnis des Menschen in der zersetzten Zeit. Diese Gründe bewegten auch die Leiter und Lehrer der neuen Einrichtung. Im Feld hatten sie erfahren, wie verworren das allgemeine Denken war, wie schnell es der Phrase folgte, wie machtlos die Schulung der Volksschule für das spätere Leben blieb, weil sie die fruchtbarste Zeit des Menschen, das Alter von 18 bis 25, nicht benutzen kann. Sie sahen, daß in den Schulreformforderungen dieser Umstand unbemerkt geblieben war. Die Volksschule bringt dem Kinde Lehren zu, für die es gar keine Bildsamkeit besitzt: religiöser und staatsbürgerlicher, aber auch literarischer Unterricht kommt aus diesem Grunde zu keinem Abschluß. Die Vertreter der neuen Volksbildung folgerten also: in das Schulsystem sei eine Schule für Erwachsene, für die reifere werktätige Jugend aufzunehmen; eine Schule, die auf Freiwilligkeit der Teilnehmer, auf Freiheit vom Staat beruht und eine die Jugendzeit abschließende Lebenslehre enthält. Ein Buch von Hollmann über das dänische Volkshochschulwesen wurde damals in der Schulbewegung bekannt und verstärkte diese Forderung.³⁵ Auch Dänemark zeigte eine Demokratie, die innerlich auf einem Erwachsenenbildungswesen beruhte; es hatte sich aus einer politischen Niederlage herausgeholfen, seine Wirtschaft umgestellt und sich moralisch gesund gemacht mit Hilfe der Volkshochschule.

Es setzte daher 1919 eine übereilte Gründungszeit im freien Volksbildungswesen überall gleichzeitig ein. Auf dem Land errichteten Lehrer neue Volksbüchereien, in den Städten wurden Systeme von Abendkursen mit Unterstützung der Lehrer, der Gewerkschaften und Stadtverwaltungen begründet. Es wurden Wanderbühnen umhergeschickt, von denen einige, angeregt durch den Schauspieler Haas-Berkow, aus Laienspielern bestanden und eine neue volkstümliche Schauspielart der Gemeinschaftsbühne, mittelalterliche, märchenartige oder symbolisch-kultische Spiele aufbrachten, womit sie großen Beifall fanden.

³⁵ A. Hollmann, Die dänische Volkshochschule und ihre Bedeutung für die Entwicklung einer völkischen Kultur in Dänemark, Berlin 1909; zweite Auflage 1919 neu bearbeitet unter dem Titel: Die Volkshochschule und die geistigen Grundlagen der Demokratie.

Die Kurse brachten ein Neues in die freie Volksbildungsarbeit: zusammenhängenden Unterricht von mehreren Abenden über dasselbe Gebiet. Ihr Unterricht glich zunächst dem an höheren Schulen. Nun wurde von jenen Kreisen, die im Krieg das alte Volksbildungswesen als wirkungslos durchschaut hatten, der Versuch gemacht, die freie Erwachsenenbildung ohne Vorbilder nach den Grundgedanken der pädagogischen Bewegung neu zu gestalten. Zunächst forderte man: der Lernende sei aktiv, der Unterricht arbeite in kleinen Gruppen, vom Gespräch ausgehend, in freier »Arbeitsgemeinschaft«. Ferner fand man einen eigenständigen Lehrplan der Volkshochschule. Er knüpft an das Berufsleben, an die häusliche Welt, an die soziale und politische Betätigung im Volksstaate an, enthält eine Kulturlehre, gruppiert sie um die wirtschaftlich-politischen Streitfragen und verbindet das Ganze durch eine Lebenslehre. Im Sinne der pädagogischen Bewegung war es vor allem, daß die Volkshochschule an einigen Orten ein eigenes Schulleben auszubilden suchte, daß ihre Schüler in den Laienkünsten sich übten, einen geformten Umgang mit Menschen aller Volkskreise und ein Leben in bewußter sozialer Bindung erfuhren. Wie in den Gemeinschaftsschulen, wurde auch hier die Erziehungsgemeinschaft die eigentliche Bildungsstätte, die alle Beziehungen des Menschen aktiv umfaßt. Neben den Abendschulen sind 1919 und später einige Volkshochschulheime entstanden, die mehrmonatige Kurse für junge Menschen halten. Sie sind geistig sehr verschieden bestimmt. Das Thüringische Volkshochschulheim Dreißigacker steht den geschilderten Abendvolkshochschulen am nächsten; es wird meist von jungen Arbeitern aus allen Parteirichtungen und aus der Jugendbewegung besucht; eine starke erzieherische Wirkung geht von ihm aus. Eine Reihe von Heimen für mehr ländliche Kreise besteht an der schleswigschen Grenze; sie sind äußerlich den dänischen ähnlich. Die jungbäuerliche Bewegung hat ebenfalls Heime begründet; von einem Kreis der protestantischen Jugendbewegung wird das Volkshochschulheim auf dem Habertshof bei Elm getragen. Auf der Grundlage der Arbeiterbewegung steht das Heim Tinz bei Gera. Auch die evangelische Innere Mission besitzt Heime in ihrem Geist. An die vierzig Heime wurden 1925 gezählt.³⁶

³⁶ R. von Erdberg, Fünfzig Jahre freies Volksbildungswesen, Berlin 1924.

Die Bewegung zeigt, daß sich Volksschichten regen, die früher ruhendes Volk gewesen sind. Die Arbeiterschaft ist in der Revolution in eine Fülle von Parteien zersplittert worden, und wenn auch die einzelnen Parteien sehr diszipliniert arbeiten und eifersüchtig, ja bürokratisch die Bildung ihrer Anhänger überwachen, so ist doch die regsame Arbeiterjugend der Nachkriegszeit geistig etwas freizügiger geworden. Viele junge Menschen haben die Partei gewechselt und von den verschiedensten geistigen Strömungen sich packen lassen. Diese neue Generation der Arbeiterschaft fühlt sich auch nicht mehr unterdrückt wie die frühere. Nicht nur der Achtstundentag gab ihr eine Zeitlang Freiheit; auch die politische Macht der Arbeiterparteien in den Kommunen, Parlamenten und Betriebsräten zwischen 1918 und 1923. Der Sport machte die Haltung freier. Die Volkshochschulen geben nun auch den geistigen Wünschen nach. Das Bewußtsein einer aufsteigenden Schicht voll großer Aufgaben belebt diese Jugend und gibt ihr eine bestimmte Bildsamkeit, die vor dem Kriege nicht in solchem Maße da war.

Ebenso bereitet sich im Bauerntum eine neue Bildsamkeit vor. Durch die Kriegsjahre ist der Bauer mit den Städten in nähere Berührung gekommen; in der Nachkriegszeit hat er scheinbar viel verdient, viel neues Gerät gehäuft und gebrauchen lernen; und vor allem ist er, der junge durch den Soldatendienst an der Front, der daheimgebliebene in der Zeit der Kriegswirtschaft und unter dem Eindruck der Revolution, organisierbar geworden. Politische wie genossenschaftliche Organisationen auf dem Land haben zugenommen. Der Kampf der Volksschichten gegeneinander im formal-demokratischen Nachkriegsstaat hat das Bauerntum zu einer Art Klassenbewußtsein gebracht. Diese Wandlungen haben dem Bauernstand das Ruhende und Selbstverständliche genommen, ihn in die Zeitbewegung gestoßen und damit einerseits unsicher, materialistischer, rationaler gemacht, auf der anderen Seite bildsam und bedürftig. So sind Ansätze jungbäuerlicher Bewegung erkennbar, die sich ihre eigene freie Bildungsarbeit schaffen möchte.

Die neue Gruppe der Erwachsenenschulen ist zunächst nur in kleinen Kreisen wirksam. Sie steht in Opposition sowohl zum staatlichen Schulwesen wie zu den volksbildnerischen Veranstaltungen der Parteien wie der alten neutralen Bildungsarbeit. Auf

den beiden Tagungen von Hohenrodt Pfingsten 1923 und 1924 sind die Träger dieser neuen Arbeit zu einem Zusammenschluß gekommen. Auch dieser Kreis macht ähnlich wie die Jugendbewegung den Zusammenhang des abendländisch-deutschen Kulturzerfalls zum Ausgangspunkt seiner Erziehungshilfe. Die Volksbildungsarbeit sieht überall die Schwächung der eigentlich erziehenden Mächte, die durch Krieg und Nachkriegsunglück zwar vermehrt, aber nicht erst hervorgerufen ist. Vielmehr wird der Krieg selbst als Folge dieser Schwächung angesehen. Beruf und Familie, Gemeinschaftsleben und Heimatverwurzelung, die Stellung des Wissens zur Weisheit, die Stellung des Profanen zum Sakralen sind objektiv in Unordnung geraten. Das Volksleben mit seinen Einrichtungen, Staat, Presse, selbst die Schule sind Hemmnisse wahrer Menschenbildung geworden. Diese erzieherische Lage bestimmt die Erziehungsarbeit. Die geordnete Erziehungsgemeinschaft, wie für Pestalozzi die Wohnstube, wird zur Zelle der Gesundung für kleine Kreise. Kulturpolitische Arbeit, wie sie Pestalozzi ebenfalls forderte, ist die notwendige Ergänzung dieser Zellenbildung. Der Kampf gegen Schundliteratur, Kino und Presse, aber auch gegen die politische Lüge, den Bureaucratismus und gegen die alte Schule, derselbe Kampf, den die Jugend führt, ja der Kampf gegen die Wirtschaftsgesinnung der Unternehmer so gut wie der Konsumenten ist mit der Erziehungsarbeit wesentlich verknüpft.

Die Arbeit der Lehrer und Pfarrer muß ergänzt werden durch volkserzieherische Tätigkeit führender Kreise in der Wirtschaft, Politik, im Betrieb, Gericht, in der Presse selber. Unter ihnen allen muß für den Gedanken der Volksbildung Mission getrieben werden; auch ihr Amt hat erzieherische Funktionen. Somit treten Gesichtspunkte der Quäker, der Christlichsozialen, der Jugendbewegung in die Arbeit der Volksbildung ein. Die Pädagogik der Volkshochschulen kommt in eine Linie mit der Pädagogik der Volksschulen, der Jugendfürsorge, des Gefängniswesens; die gesamte Pädagogik, die es mit Erwachsenen zu tun hat und an die sozialpolitische Arbeit angrenzt, faßt sich als ein und dasselbe Amt auf. Eine Fülle konkreter Erziehungsarbeit ist über die Aufgaben von Schule und häuslicher Kindererziehung hinaus als ein unteilbares Ganzes durch die Kriegsnot und Nachkriegszersetzung sichtbar geworden.

8. Die Jugendbewegung nach dem Kriege

(*Entscheidungen der Älteren*). In babylonische Sprachwirrnis geriet, wie die Schicht der Erwachsenen, die freideutsche Jugendbewegung durch den Staatszusammenbruch.³⁷ Der Beginn der Verwirrung in den letzten Kriegsjahren ist schon gezeigt worden: wie völkische und soziale Jugendbewegung sich zu scheiden begann, wie die früher Heimgekehrten die Fäulnis der heimischen Zustände gesehen und aufgehört hatten, an Notwendigkeit und Sinn des Kriegs zu glauben. Die aus dem Feld 1918/19 heimkamen, wußten nicht, was geschehen war. Mit der Revolution, die den Feldsoldaten überraschte, fand man sich ab, wo sie Raum zu bieten schien für die geistige Erneuerung, den Neuaufbau der deutschen Gesellschaft aus dem Geist der Gemeinschaft. Irgendwie, hoffte man, würde der freideutsche Gedanke vom Menschen beim Neubau mitwirken können. Und man erwartete eine geschlossene freideutsche Bewegung anzutreffen. Aus dem Menschenkreis, der zehn Jahre zuvor eine »Jugendkultur«, ein eigenartiges Jugendleben sich erstritten hatte, sollte nun die »freideutsche Menschheitsbewegung« ans Licht treten: eine neue Gestalt der »Kultur«.³⁸

Diese Hoffnung erwies sich ganz als Illusion. Als Ostern 1919 die erste freideutsche Führertagung in Jena zusammentrat, zeigte sich der wahre Zustand: eine überwältigende Fülle von Gedanken ließ sich in keine Einheit bringen. Es waren die Tage der Münchener Räterepublik; Teilnehmer der Tagung hatten für und gegen die kommunistische Revolution mitgekämpft; politische Erregung bemächtigte sich der Versammlung, und die Fülle der Propheten und Mystagogen verhinderte besonnene Entscheidungen. Es wurde deutlich, daß eine »Erneuerung der Politik« aus der Jugendbewegung jetzt nicht hervorgehen konnte, daß aber die Politisierung der Jugend sich durchsetzte und ein Teil der Jugendbewegung schon in politische Gefangenschaft geraten war. Der völkische Flügel trat zaghaft auf; der anarchistische, der kommunistische dagegen gewann die Temperamentvollen, die Jugendlich-Ungestümen, die aufs Ganze gehen wollten; und nur eine kleine Gruppe, die sich tapfer wehrte, ließ sich auf keine

³⁷ Vgl. H. Siemering a. a. O. und A. Messer a. a. O.

³⁸ Freideutsche Jugend V, S. 486 ff.

Gleichsetzung mit den verbrauchten politischen Parteien ein. Es ergab sich, daß diesem Geschlecht auf politischem Gebiet das neue Wort versagt war in dieser politisch entscheidenden Stunde. Sie konnten Kritik üben, ein Teil konnte an den Bolschewismus, ein anderer an Fichtes Volks- und Staatsgedanken sich binden, die Besonnenen fanden, daß sie zur Kleinarbeit verpflichtet, zu einem großen politischen Programm nicht befugt seien.

Der freideutsche Verband löste sich nun vollends auf, nur ein Ausschuß blieb bestehen, der für künftige Tagungen sorgen sollte. Die Zeitschrift mochte als privates Unternehmen fortgeführt werden. Seit diesem Tag wurde in Deutschland unendliche Male ausgesprochen, es gäbe keine freideutsche Jugendbewegung mehr. Dennoch lebte die Bewegung, durch überaus scharfe Selbstkritik beschwert, ihre sehr deutsche, in tiefsinnigen Streitereien sich erschöpfende Geschichte weiter. Äußerlich verfiel der Bund der Bünde. An seiner Stelle entstand ein Gewimmel neuer Verbindungen. Sie alle arbeiten im Grund für ein Ziel: neue Lebensverbundenheit im deutschen Volk. Sie alle werden mehr und mehr inhaltlich und kämpferisch bestimmte Erziehungsgemeinschaften. Alle dringen bis in die Nähe der alten Erwachsenenparteien vor. Überall werben sie in der Jugend, und schließlich zwingen sie den Altersparteien hin und wieder ein neues Wort ab, obwohl von wirklichem Einfluß dieser so kleinen Gruppen nirgends etwas zu spüren ist. — Auf die Jenaer Tagung folgten Jahre der Entscheidung für bestimmte Zielsetzung, Annäherung an Altersziele, im ganzen Zersplitterung.

Die Spaltung begann in Jena damit, daß eine politisch dem Bolschewismus nahestehende Gruppe nach stürmischen Redengefechten den Saal im Volkshaus verließ und auf einen nahen Berg auszog: diese Gruppe der entschiedenen Jugend setzte einen »Zentralrat der Jugend« ein und berief im August eine Tagung nach Jena. Sie verkündete den Klassenkampf der Jugend, suchte Verbindung mit der proletarischen Jugend, die aber für Verbindung keineswegs, nur für Unterordnung der bürgerlichen Jugend unter die proletarische zu haben war, und schließlich rief sie die Jugend auf, sich für eine radikale Schulreform einzusetzen, eine Schulreform, die das ganze deutsche Schulsystem über den Haufen werfen, freie Hochschulen neben die alten Universitäten setzen und die Berufswahl der Lehrer neu regeln sollte: nur der

Jugend kundige und als Jugendführer erprobte Menschen sollten den Schulberuf wählen dürfen. Auf einer Tagung in Hofgeismar im Herbst 1920 versuchten die Kommunisten nochmals unter Karl Bittels Führung, die gesamte Jugendbewegung in ihre politische Entscheidung hineinzuziehen; abermals blieben die Freideutschen fest gegen die Versuchung, für eine »Gemeinschaftskultur« mit imperialistisch-mechanischen Mitteln zu arbeiten. Ein letztes Mal ist auf der Meißner-Tagung im Herbst 1923 der Versuch gemacht worden; das Ergebnis mußte stets das gleiche sein. Die »entschiedene Jugend« konnte sich auf die Dauer nicht behaupten. Ihre freideutsch-idealistische Haltung machte nicht bündnisfähig für den Kommunismus; sie löste sich auf und trat in die kommunistische Jugend ein. Dieser Teil der Jugendbewegung wurde also von einer Alterspartei ganz aufgesogen.

Auch die völkische Jugend schied sich von der freideutschen Gesamtbewegung. Im August 1919 gründete Frank Glatzel auf dem Lauenstein einen Bund der völkischen Bünde, den »Jungdeutschen Bund«. Dieser Flügel der älteren Freideutschen erfreute sich zunächst eines starken Anhangs unter dem Nachwuchs der Jugendbewegung. Er betonte den Gedanken des Volkstums, auch den Rassegedanken, und war darin von der Denkart des 19. Jahrhunderts sehr abhängig; auch er gab Einsichten der Jugendbewegung auf. Andererseits drangen die Jungdeutschen auf eine »wahrhaft soziale Neuordnung des deutschen Volkslebens«, auf Erneuerung der Erziehung und auf die »Überwindung des nationalistischen Egoismus«. Es liegt ihnen an dem Aufbau eines straffen Reiches, aber sie sehen auch die Mißstände der mechanisch-imperialistischen Vorkriegszeit. Darin liegt ihre Bedeutung. Große Teile der nichtbündischen Jugend sind unter den Eindrücken der Revolutionsjahre und der Folgen des Versailler Vertrags vom nationalen Gedanken neu erfüllt; die Jungdeutschen versuchten in dieser Jugend zu wirken, indem sie vom Gedanken des Volkstums aus das nationalistische und mechanische Denken überwinden möchten. Als sich im August 1923 eine große Reihe von Wandervögelbünden im Fichtelgebirgstreffen um ein Grenzlandfeuer vereinigte, Jungnationale, Neupfadfinder und Wandervögel, wurde als Gemeinsames dieser politisch konservativ gerichteten Jugend empfunden: der Gegensatz zu den nationalistischen Parteien und der Gegensatz zu den herrschenden hoch-

kapitalistischen Wirtschaftsformen. Gleichzeitig tagte damals in Hellerau ein Kreis der mehr sozialistisch gerichteten Freideutschen, der eine Gruppe anglikanischer und skandinavischer Jugend zu einer Aussprache nach Deutschland geladen hatte; vor dieser Versammlung konnte ein Abgesandter aus dem Fichtelgebirgstreffen berichten, daß eine gemeinsame Front der rechts und links gerichteten Jugend möglich sei.

(*Ausbreitung*). Das Volksleben erhielt nach dem Krieg zum erstenmal Kenntnis von der Jugendbewegung. Das Jahr 1920 brachte wieder große Wandervogeltreffen; viele Jahrgänge waren zusammen, die Feldsoldaten und der Nachwuchs der Kriegsjahre. Pfingsten 1920 war in Kronach ein großes Treffen älterer Wandervögel, die einen neuen Sammelbund begründeten. Von hier zog eine kleine Schar Burschen und Mädchen unter Führung von Muck-Lamberty, einem älteren Wandervogel, der ehemals Kaufmann, jetzt Drechsler war, apostolisch durch das Land, zunächst durch Thüringen und die angrenzenden Landschaften. Es war der erste Kreis der Jugendbewegung, der öffentlich Anhänger zu werben suchte; wohin die Schar kam, verteilte sie Flugblätter und berief die Jugend, auch die Schulkinder, auf einen Spielplatz. Kinder und Halbwüchsige liefen herbei, durch Gesang von Volksliedern, durch Volkstänze gefesselt. Die Lieder und Tänze wurden im Nu bekannt, sie sind seitdem der Schuljugend jener Gegend im Gedächtnis geblieben. War die Menge so einmal gewonnen, so hörte sie nun auch den Ansprachen zu, die der Führer der »Neuen Schar« in urwüchsiger Sprache, höchst bildhaft und eindringlich hielt. Acht Tage blieb die Schar in der Regel an einem Ort, mit einer großen Volksversammlung schloß sie ab und wanderte dann, oft im Freien nächtigend, bei sparsamster Lebenshaltung, in den nächsten Ort.

In Erfurt predigte Muck in der Barfüßerkirche vor Tausenden. Er kämpfte gegen die Volksgifte, Alkohol und Nikotin, gegen den Fleischgenuß, er lehrte Heilighaltung der Kinder und der Mütter, Verachtung des Gelehrtenwesens. Er schalt die Parteien und den »genußsüchtigen« Sozialismus, lehrte die Klassenversöhnung, die Überwindung des Kapitalismus durch Siedlungen. Überall blieben »neue Scharen« zurück, die im Sinne dieser Predigten zu leben versuchten. In Hunderte von Häusern, von Arbeiter- wie Professorenkindern waren plötzlich Kämpfe um Lebens-

reform hineingetragen; Tausende von Lehrlingen, jungen Arbeitern, Kaufleuten, Schülern, Lehrmädchen fingen an, über das Leben nachzudenken und fanden Anschluß an eine geistige Bewegung. Viele verließen das Elternhaus, viele ihren Beruf; gerieten dabei manche in Wirrsal, so fanden andere den Mut, zu tun, was ihnen entsprach und gut war. Da brach die Bewegung jählings ein; der Führer hatte, aus einer seltsamen, undurchdachten Theorie, die Frage der jugendlichen Ehe angeschnitten; seine persönliche Lösung der Frage hatte gezeigt, wie wenig diese Theorie das Wirkliche meisterte, und die öffentliche Entrüstung und Enttäuschung war allgemein; die Bewegung verschwand so schnell, als sie gekommen war.³⁹ — Wie hier im großen, ist hundertfach im kleinen in den Jahren 1920 und 1921 eine äußere, zum Teil beabsichtigte Ausbreitung der Jugendbewegung begonnen worden.

Die wichtigste bestand darin, daß der neue Typus auch auf die Arbeiterbewegung und auf den katholischen Boden übergriff. Im August 1920, während Muck durch Thüringen zog, fand in Weimar der erste Arbeiterjugendtag statt.⁴⁰ Die Jugendpflegeorganisation der Sozialdemokratischen Partei schien mit einem Male auf den Boden der Jugendbewegung treten zu wollen, und zwar außer in den Formen, die sie zum Teil schon kannte, auch in ihrer Lehre. Die jungen Arbeiter gingen in ihren Bekenntnissen weit über ihre Väter hinaus. Der Arbeiterdichter Karl Bröger, ein Führer in der Bewegung, sagte: »Wir wandern und suchen uns nahe zu bringen, was Heimat bedeutet.« »Ich kann den Sinn unseres ersten Reichsjugendtages nur so verstehen, daß in der deutschen Arbeiterjugend der Trieb zur Gemeinschaft übermächtig ist.« Über den sozialistischen Interessenkampf stellten die Sprecher den Kampf für ein neues geistiges und sittliches Leben. »Wenn wir nun zuletzt fragen: was soll werden?, so müssen wir versuchen, diese Züge des Gemeinschaftslebens, die sich eben entwickelt haben, herauswachsen zu lassen aus der Jugendbewegung in die allgemeine Arbeiterbewegung; das wird

³⁹ Vgl. A. Ritzhaupt, Die neue Schar in Thüringen, Jena 1920; Fr. W. Foerster, Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel, S. 23 ff.

⁴⁰ »Das Weimar der arbeitenden Jugend«, Niederschriften und Bilder vom Reichsjugendtag der Arbeiterjugend, bearbeitet von E. R. Müller; »Von Weimar bis Bielefeld. Ein Jahr Arbeiterbewegung«, bearbeitet von E. Ollenhauer; Karl Korn, Die Arbeiterjugendbewegung. Berlin 1922.

die größte Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte werden. « Nicht nur die Forderung der »Jugendkultur« setzte sich durch — und die Organisation der Arbeiterjugend stellte sich in Zukunft mehr auf die Jugendlichen selbst —, auch der neue Bildungsgedanke der freideutschen Jugend wurde in seinen Konturen anerkannt. Unter Karl Brögers Führung wuchs aus der Arbeiterjugend als Bund der Älteren, also den Freideutschen verwandt, in der Sozialdemokratischen Partei der Bund der Jungsozialisten. Erst nachdem die Arbeiter wieder in Opposition zum Staat traten, seit 1924, hat dieser Einfluß in der Arbeiterjugend die Führung verloren.

Wie hier in den Sozialismus, so drangen Motive der Jugendbewegung auch in die katholische Jugend ein. Der Katholizismus war um 1900 eine geistige Welt, von der die protestantische und neuhumanistische kaum etwas wußte. Seitdem regte sich auch auf katholischer Seite die neudeutsche Bewegung. Der Zerfall des Volkstums und die Mechanisierung, der gemeinschaftsfeindliche Wirtschafts- und Staatsgeist wurden auch da von kleinen Gruppen gesehen, so im »Volksverein für das katholische Deutschland«. Lebensreformerische Verbände gab es auch in der katholischen Jugendpflege. Seit 1915 traten die Großdeutschen als eine katholische Jugendbewegung hervor: ein Selbsterziehungsbund, der auf diesem Boden sogleich mit festen Zielen auftrat. In dem Abstinenzbund »Quickborn« unter Führung Romano Guardinis erstarkte nach dem Kriege eine Selbsterziehungsbewegung.⁴¹ Beide Bünde färbten auf die katholischen Jugendpflegeverbände ab. Sie waren günstiger dran als die Bünde freideutscher Art; diese hatten sich zunächst den Gedanken autonomen Jugendlebens hart und einseitig erkämpft; die Beziehung zur Erwachsenenkultur war für sie unerhört schwierig, so auch der Übergang zur männlichen Haltung und Arbeit, da alle Wege an Abgründe führten. Weder politisch noch in der Philosophie und Weltansicht konnten sie an Übererbtes sich halten. Die Katholiken dagegen zogen sich auf das katholische Menschentum zurück, in dessen geschichtlichen Tiefen auch Raum war für die neue Gemein-

⁴¹ Vgl. Romano Guardini, *Gottes Werkleute, Briefe über Selbstbildung*. Rotenfels a. M. 1922; Fr. W. Foerster, *Jugendseele*, S. 253 ff.; *Kirche und Wirklichkeit*, ein katholisches Zeitbild, herausgegeben von Ernst Michel. Jena 1923; die Zeitschrift »Die Schildgenossen«, herausgegeben von R. Guardini, 1920 ff.

schaftskultur und für ein autonomes Jugendleben. Die katholische Jugendbewegung fand in ihrer Kirche gereifte Führer und konnte sich schnell innerlich entwickeln. Geschichtlich ist dieser Hergang voller Zukunft. Die katholische Kirche, starr und abge-sondert vom geistigen Leben der neuhumanistischen Zeit wie des 19. Jahrhunderts, auch sie wird gleich der Arbeiterbewegung von der Jugend ganz neu gesehen; auch ihr wird die wirkliche Zeitnot von der Jugend zugetragen, über die nun nicht mehr eine mechanische Autorität hinwegtäuscht, denn auch hier wird ein neues Wort verlangt und von führenden Menschen der katholischen Welt wirklich zu sagen versucht.

Auch der protestantischen Kirche hat sich die Jugendbewegung genähert. Die freideutsche Bewegung war ursprünglich gegen das Christentum indifferent. Seit 1919 ist auch im Protestantismus, von den Schweizer Religiös-Sozialen angeregt, ein neuer Ton vernehmbar geworden. In die Jugend drang dieser erfrischte Protestantismus durch den Kögenger Bund und die Neuwerkbewegung ein. Für diesen Kreis ist das Wachsen neuer Gemeinschaftskultur geknüpft an ein neues Wachsen der Gemeinde Christi. Das »Kommen des Reichs« ist die Erfüllung dessen, was die Jugendbewegung ersehnte, Christus des Gesetzes Ende, und so auch die Lösung aller von der Jugend aufgeworfenen Fragen. Die urchristlichen Worte dieser Bewegung wirken stark in der Jugend. Praktisch wird von diesem Kreis der Weg der landwirtschaftlich-handwerklichen Siedlung versucht, durch eine Zeitschrift die Frage der Jugend unter christliche Gesichtspunkte gestellt und eine Volkshochschule aufgebaut.

Die Jugendbewegung ist demnach in alle Bildungswelten der älteren Generation eingedrungen. Sie hat aufgehört, eine eigene Weltanschauung neben die im Volk miteinander streitenden stellen zu wollen. Da sie in allen Zweigen der Jugendpflege, in allen politischen und konfessionellen Gruppen einen Anhängerkreis zu bilden vermochte, hat sie ihren rein ethisch-pädagogischen Charakter sich selbst erwiesen. Manche Jugendvereine sind ganz zu ihr übergegangen, wie der »Bund deutscher Jugendvereine«, in anderen haben sich in der Auseinandersetzung mit der Jugendbewegung die alten Verbände gespalten und Gruppen ausgeschieden, die sich der Jugendbewegung zuzählten. So sind die »Wehrlogen« des Guttemplerordens meist freie Jugendbünde gewor-

den; aus dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband sind die »Fahrenden Gesellen« als Jugendbund hervorgegangen, aus dem Deutschnationalen Jugendbund hat sich im August 1921 der »Jungnationale Bund« ausgesondert, und von der Pfadfinderschaft lösten sich seit dem August 1919 die »Neupfadfinder« und »Ringpfadfinder« heraus. Auch die radikalen Jugendgruppen der Arbeiterschaft wie die kommunistische Jugend scheiden immer wieder kleine Gruppen aus. Die Jugendbewegung ist so ins Unübersehbare zersplittert; von Jahr zu Jahr erzeugt sie neue Bünde, wandelt andere um oder läßt sie gar zerfallen. Eine unbestimmte Menge »Unbündischer« pflegt sich aus äußerer wie innerer Übereinstimmung zur Jugendbewegung zu rechnen. In den Neubildungen zeigt sich bisweilen die Kraft der ursprünglichen Bewegung in neuen Formen wieder. So hat der Neupfadfinderbund ein ganz eigenes straffes Bündewesen mit strenger Auslese, einem starken »Wissen um Zucht«, eine romantische Ordens- und Ritterwelt, und somit ein kräftiges Erziehungssystem in diesen Nachkriegsjahren aufgebaut. Auch im Quickborn, im Königer Bund ist diese Straffheit zu bemerken. Alle diese Züge wandeln sich jedoch schnell, niemand dürfte ein Bild dieser seltsamen sozialen Erscheinung sich machen können, das nicht schon nach einem Winter wieder veraltet wäre.

Sozial betrachtet ergibt die Nachkriegsentwicklung das auffallende Bild, daß die Jugendbewegung aus der gelehrten und altbürgerlichen Schicht in die Kreise der Angestellten und Arbeiter hinübergewandert ist. 1913 versammelten sich auf dem Hohen Meißner vorwiegend Studenten und Schüler höherer Schulen. Nach 1918 verbreiteten sich gerade die Bünde, die ehemalige Volksschüler, Lehrlinge, Arbeiterkinder aufnahmen. Die Stände sind in der Bewegung oft vollständig vermischt und ausgeglichen. Als »neuen Stand« hat sich die Jugendbewegung selber bezeichnet.

(*Auswirkung: Der neue Erzieher*). Was aber wurde aus den Älteren, die den Jugendbünden entwachsen? Sie verteilten sich in das bürgerliche Leben, soweit sie tüchtig und gesund waren; ein Teil blieb in der Jugendbewegung stecken und ging unter. Weder politisch noch beruflich gelang es, die Älteren zu einer kulturpolitischen Bewegung zusammenzufassen. Den Versuch dazu machte der »Freideutsche Bund«, den Knud Ahlborn und

Ferdinand Goebel 1922 begründeten. Seinen Mittelpunkt bildete das Jugendlager auf der Insel Sylt. Der Bund stellte ein weltanschauliches und politisches Programm auf, das die freideutschen Ansichten synkretistisch zu vereinigen suchte. Das erwies sich als unmöglich; nur ein ganz kleiner Teil der Älteren schloß sich an.

Die Berufsarbeit in den Dienst des neuen Lebensideals zu stellen und dem herrschenden Berufssystem andere Arbeitsformen abzutrotzen, wurde im Krieg und dann in den Revolutionsjahren immer neu versucht. Wirtschaftsgemeinden sollten genossenschaftlich aufgebaut werden, die der neuen Erziehung entsprachen. Tolstois Vorbild wirkte. Zahlreiche Versuche mit »Siedlungen« wurden unternommen; einzelne Freideutsche übernahmen Bauerngüter und suchten sie kommunistisch zu bewirtschaften; andere gründeten Handwerkersiedlungen; die »Landsassen« in Leipzig bewältigten auch maschinelle Betriebe. Große Genossenschaften wären nötig gewesen; aber Kredit und wirtschaftliches Können fehlten. Als kulturpolitische Bewegung mit eigenen Zielen, eigenen Wegen wurde somit die Jugendbewegung der Nachkriegszeit geschichtlich nicht mehr wirksam. Ihre zahlreichen Versuche, aus der bloßen Selbstbildungsaufgabe hinauszugelangen zu eigener Gestaltung von gesellschaftlichen Arbeitsgebieten, ist fehlgeschlagen. Eine Menge dilettantischer Künstler, Handwerker und Landwirte sind in diesen Experimenten innerlich steckengeblieben. Dieser Ausgang lag in den Voraussetzungen, in den Anfängen der Bewegung. Was nunmehr Jugendbewegung genannt wird, scheint lediglich eine Angelegenheit der Jugendbildung zu sein. Die allgemein ethischen und sozialpädagogischen Tendenzen sind in die allgemeine Kultur aufgenommen worden und haben damit das charakteristisch Jugendliche aufgegeben.

Ein einziges Arbeitsgebiet also war reif zur Eroberung durch diese Selbstbildungsbewegung: das Gebiet der Erziehung selber, die Schule. Und wirklich war schon in den späteren Kriegsjahren, vor allem nach Kriegsschluß eine Lehrergeneration aus dem Wandervogel herausgewachsen. In zahllosen Schulen waren einzelne solcher Lehrer aus der Bewegung, saßen auf einsamen Dörfern, auf die sie gern gingen, und waren zahlreich in den alten Mittelpunkten der neudeutschen Bewegung. Allen diesen Men-

schen, deren noch kleine Zahl langsam zu wachsen scheint, ist das Herz der Jugend offen, neue Formen der Schule entstehen unter ihren Händen wie von selbst. Sie werden in wenigen Jahren über eine große Erfahrung in den Aufgaben der neuen Erziehung verfügen. Die Einheit des Lehrerstandes, der Zusammenhang des ganzen Volksbildungswerkes, die aktive Schulgestaltung, die Schule als Lebensstätte, die Verbindung mit der Elternschaft ist diesen Lehrern eine aus ihnen selbst, auch ohne behördliches Zutun aufsteigende Aufgabe. Wo dieses Lehrergeschlecht eindringt, hat die »neue Erziehung« Boden. Freilich ist diesem Vordringen der Lebensart der Jugendbewegung in die Erziehung auch die *Grenze* gesetzt. Das Verständnis des Kindes und des Volkes erschließt sich nicht dem liebereichen Menschenglauben, der in den Jugendbünden anzutreffen war. Die neue erzieherische Haltung sucht sich zu durchtränken mit Wissenschaft vom Kind, vom Jugendlichen, ja mit der Kunde vom lebenden Volk, seinen Krankheiten und Heilungen. Die Jugendkunde beginnt, anfangs stark unter amerikanischem Einfluß, ihre Forschungen fruchtbar auszudehnen.⁴² Die Kunde vom lebenden Volk wird durch die zunehmenden Forschungen im Gebiet der »Kulturwissenschaft«, der »Soziologie« angeregt. Die pädagogische Wissenschaft vor allem dehnt ihren Fragenkreis aus. In der belebten Forschung auf diesen drei Gebieten zeigt sich die Wirkung der pädagogischen Bewegung auf die Wissenschaft. Der Lehrer heutiger Schulen wird immer mehr versuchen, mit den Studien auf diesen drei Forschungsgebieten in Berührung zu kommen, wenn auch der unmittelbare pädagogische Ertrag noch gering ist. Der Lehrertypus, den die Jugendbewegung herausgebildet hat, erfährt damit eine Metamorphose, wie ja auch die beiden bisher herrschenden Typen des wissenschaftlichen, früher ganz lebensfremden Gymnasiallehrers und des volksverbundenen, aber an der heutigen Bildung nur mittelbar teilhabenden Volksschullehrers sich eine Umwandlung gefallen lassen müssen. Die Verbindung dieser drei Lehrerarten zu dem Typus des Volkslehrers scheint die Erziehung dieser Zeit zu verlangen.

⁴² Vgl. dazu Aloys Fischer, Entwicklung, gegenwärtiger Stand und pädagogische Bedeutung der psychologischen Jugendforschung, aus »Jugendkunde und Schule«, Langensalza 1925.

Eine zweite Grenze ist dem Erziehertypus der Jugendbewegung in der Volksüberlieferung selbst gesetzt, im objektiv-geistigen Bezirk. Der Geisteskampf, in dem die Jugendbewegung entstand, ist auf ein anderes Feld verlegt worden in den Nachkriegsjahren. Der Zerfall der Jugendbewegung in weltanschaulich gebundene Richtungen ist Zeichen dieser Verwandlung. Nicht mehr die reale Ablehnung der Bindungen und die ideelle Forderung neuer Bindung ist das Thema der Bewegung: vielmehr die reale Anerkennung vorgefundener, unserer Willkür entzogenener Bindungen in der Gemeinschaft. Für die Schulen heißt das: es genügt nicht, daß in lebendiger, kindgemäßer Weise gelehrt wird und ein freudiges tätiges Schulleben sich entfaltet, wie es zunächst das Bestreben des neuen Erziehertyps der Jugendbewegung war. Der Inhalt wird die entscheidende Frage. Diesen hat die pädagogische Bewegung noch nicht ergeben; die religiösen Auseinandersetzungen und das pädagogische Denken nehmen diese Hauptfrage erst neu zum Thema. Was aus ihren Konflikten sich für das Erziehungswerk der Nachkriegszeit ergeben wird, verhüllt uns die Zukunft.

ANHANG

PLAN DER WIRTSCHAFTS- UND SOZIALGESCHICHTE DES WELT- KRIEGES

I.

HERAUSGEBER UND SCHRIFTLEITUNGEN

Generalherausgeber:

Professor Dr. James T. Shotwell

DEUTSCHLAND

Dr. Carl Melchior, Vorsitzender

Dr. Hermann Bücher

Dr. Carl Duisberg

Dr. A. Mendelssohn Bartholdy

Dr. Max Sering

Professor Dr. James T. Shotwell, ex officio

BELGIEN

Professor H. Pirenne, Herausgeber

FRANKREICH

Professor Charles Gide, Vorsitzender

Arthur Fontaine

Professor Henri Hauser

Professor Charles Rist

Professor Dr. James T. Shotwell, ex officio

GRIECHENLAND

Professor A. Andreades, Herausgeber

GROSSBRITANNIEN

Sir William Beveridge, Vorsitzender

Professor H. W. C. Davis

Thomas Jones

J. M. Keynes

F. W. Hirst

Professor W. R. Scott

Professor Dr. James T. Shotwell, ex officio

ITALIEN

Senator Professor Luigi Einaudi, Vorsitzender

Professor Pasquale Jannaccone

Professor Umberto Ricci

Professor Dr. James T. Shotwell, ex officio

NIEDERLANDE

Professor H. B. Greven, Herausgeber

ÖSTERREICH UND UNGARN

GEMEINSAME SCHRIFTFÜHRUNG

Professor Dr. James T. Shotwell, Vorsitzender

ÖSTERREICHISCHE SCHRIFTFÜHRUNG

Minister a. D. Professor Dr. Friedrich Wieser, Vorsitzender
(† 26. Juli 1926)

Gesandter a. D. Richard Riedl

Sektionschef Professor Dr. Richard Schüller

UNGARISCHE SCHRIFTFÜHRUNG

Minister a. D. Dr. Gustav Gatz

SCHRIFTFÜHRUNG DER ABTEILUNG ÖFFENTLICHES GESUNDHEITSWESEN

Professor Dr. Clemens Pirquet

RUMÄNIEN

David Mitran, Herausgeber

RUSSLAND

Sir Paul Vinogradoff, Herausgeber († 19. Dezember 1925)

Michel Florinsky, Mitherausgeber

SKANDINAVISCHES STAATEN

Professor Harald Westergaard (Dänemark), Vorsitzender
Professor Eli Heckscher (Schweden)
Professor Dr. James T. Shotwell, ex officio

II.

GESAMTVERZEICHNIS DER BEITRÄGE

Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges besteht, wie im Vorwort des Generalherausgebers betont ist, aus selbständigen Monographien, deren Bearbeitung Autoren anvertraut ist, die durch Stellung oder Studium eine besondere Sachkunde für den von ihnen behandelten Gegenstand besitzen. Unter den in dem folgenden Verzeichnis aufgeführten Mitarbeitern finden sich mehr als dreißig ehemalige Minister und führende Männer der verschiedenen Kriegsverwaltungen; andere Mitarbeiter haben in der Kriegszeit Stellungen innegehabt, die ihnen gestatteten, die hier geschilderten Verhältnisse aus nächster Nähe zu beobachten. Ein ausführliches Verzeichnis der Autoren und ihrer Beiträge wird in den jährlichen Berichten des Leiters der Abteilung für Volkswirtschaft und Geschichte der Carnegie-Stiftung mitgeteilt und kann beim Verleger oder beim Sekretariat der Abteilung in New York, 405 West 117th Street, angefordert werden.

Das nachstehende Verzeichnis enthält die bereits veröffentlichten oder in Vorbereitung befindlichen Publikationen und wird von Zeit zu Zeit vermehrt, beziehungsweise geändert werden. Die Publikationen, deren Titel unten angeführt werden, sind teils solche, die einen eigenen Band im Umfange von 300 bis 400 Seiten bilden, teils Monographien und Spezialstudien im Umfange von etwa 100 Seiten, die mit Abhandlungen ähnlichen Charakters zu einem Band vereinigt werden dürften. Bereits erschienene Werke sind durch ein Sternchen gekennzeichnet, Teilausgaben mit einem Doppelstern. Die Titel der nichtdeutschen Werke sind in enger Anlehnung an die Originaltitel übersetzt.

DEUTSCHE SERIE

- Bibliographie der deutschen Schriften und Abhandlungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges, von Professor Dr. A. Mendelssohn Bartholdy und Dr. Eduard Rosenbaum. Mit einem Anhang über das deutsche Reichsarchiv und seine Bestände, von Dr. Ernst Müsebeck.
- Die Wirkungen des Krieges auf Verfassung und Verwaltung des Reichs und der Länder, von Professor Dr. A. Mendelssohn Bartholdy.
- Die Staatsverwaltung der besetzten Gebiete:
- **Belgien, von Staatsminister a. D. Professor Dr. Ludwig von Köhler;
 - Baltikum, von Freiherrn von G a y l;
 - Generalgouvernement Warschau, von Winkl. Geh. Rat Dr. Wolfgang von K r i e s.
- *Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland:
- Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges, von Professor Dr. Otto Baumgarten;
 - Die Stellung der evangelischen Kirche, von Professor Dr. Erich Foerster;
 - Die Stellung der katholischen Kirche, von Professor Dr. Arnold Rademacher;
 - Der Krieg und die Jugend, von Dr. Wilhelm Flitner.
- Kriegskriminalität in Deutschland, von Geh. Justizrat Professor Dr. Moritz Liepmann.
- Die deutsche Volkswirtschaft unter dem Einfluß des Krieges, von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Sering.
- Die Einwirkung des Krieges auf Bevölkerungsbewegung, Einkommen und Lebenshaltung in Deutschland:
- Die deutsche Bevölkerungsbewegung, von Professor Dr. Rudolf Meerwarth;
 - Die Folgen des Krieges für das Einkommen und die Lebenshaltung der deutschen Bevölkerung, von Professor Dr. Adolf Günther;
 - Die Lage der arbeitenden Klassen in Deutschland unter dem Einfluß des Krieges, von Professor Dr. Waldemar Zimmermann.

- Deutschlands Gesundheitsverhältnisse unter dem Einfluß des Krieges, unter Mitwirkung der Fachgenossen Dr. Abel, Bonhoeffer, Breger, Brugsch, Fikentscher, Hahn, His, Jadassohn, Kerp, Langstein, Merkel, Möllers, v. Ostertag, Roesle, Rott, Rubner, Sellheim, Stephani, Steudel, Thiele, Thoms, herausgegeben und eingeleitet von Geh. Medizinalrat Dr. F. Bumm.
- Organisation der deutschen Kriegswirtschaft und Bewirtschaftung der Kriegsrohstoffe, von Staatssekretär a. D. Professor Dr. Heinrich G ö p p e r t und einem noch zu bestimmenden Verfasser.
- Die Tätigkeit der ZEG. und das Zusammenwirken mit den Bundesgenossen, von Geh. Legationsrat Dr. Walter F r i s c h.
- Die Bewirtschaftung der besetzten Gebiete:
 Belgien und Nordfrankreich, von Professor Dr. Georg Jahn;
 Rumänien und Ukraine, von Professor Dr. Fritz Karl Mann;
 Baltikum, von Freiherrn von G a y l;
 Generalgouvernement Warschau, von Wirkl. Geh. Rat Dr. Wolfgang von K r i e s.
- Deutschlands Außen- und Innenhandel unter den Wirkungen des Krieges. (Verfasser noch zu bestimmen.)
- Die deutschen Eisenbahnen im Kriege, von Eisenbahnpräsidenten Geh. Regierungsrat Dr. S a r t e r.
- Die deutsche Industrie am Schlusse des Krieges — Interessengemeinschaften und Kartelle, von Geh. Legationsrat Dr. Hermann B ü c h e r.
- *Die deutschen Gewerkschaften im Kriege, von Paul Umbreit.
 Mit einem Anhang über die gewerbliche Frauenarbeit während des Krieges, von Dr. Charlotte L o r e n z.
- Der Einfluß des Krieges auf die deutsche Sozialpolitik, von Dr. W. D i e c k m a n n.
- *Deutsche Kriegsernährungswirtschaft, von Professor Dr. August S k a l w e i t.
- *Der Einfluß des Krieges auf die landwirtschaftliche Produktion in Deutschland, von Professor Dr. Friedrich A e r e b o e.
- *Die deutsche Staatsfinanzwirtschaft im Krieg, von Geheimrat Professor Dr. Walther L o t z.
- Deutsches Bank- und Börsenwesen im Krieg. (Verfasser noch zu bestimmen.)

Allgemeine Lehren der Kriegsverwaltung und Kriegswirtschaft.
(Verfasser noch zu bestimmen.)

AMERIKANISCHE SERIE

- *Einleitung in die amtlichen amerikanischen Quellen für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges, von Waldo G. Leland und Dr. Newton D. Mereness.
- Industriekontrolle in den Vereinigten Staaten während der Kriegszeit, von Professor Alvin S. Johnson.
- Kriegsgeschichte der amerikanischen Eisenbahnen und Transportpolitik während des Krieges, von Walker D. Hines.
- Finanzgeschichte des Krieges: Einkommen, Kriegsbesteuerung usw., von Professor Thomas Sewall Adams.
- Kriegskontrollmaßnahmen in den Vereinigten Staaten, von Professor Edwin F. Gay.

(Weitere Bände folgen.)

BELGISCHE SERIE

- Belgien und der Weltkrieg, von Professor H. Pirenne.
- Deportation belgischer Arbeiter und Zwangsarbeit der Zivilbevölkerung während der deutschen Besetzung Belgiens, von Fernand Passelecq.
- *Die Lebensmittelversorgung Belgiens während der deutschen Besetzung, von Albert Henry.
- *Die deutsche Gesetzgebung und Verwaltung in Belgien, von J. Pirenne und M. Vauthier.
- *Die Arbeitslosenunterstützung in Belgien während der deutschen Besetzung, von Professor Ernest Mahaim.
- *Die belgische Industrie während der deutschen Besetzung (1914 bis 1918), von Graf Ch. de Kerchove.
- *Die Wirtschaftspolitik der belgischen Regierung während des Krieges, von Professor F. G. van Langenhove.

BULGARISCHE SERIE

- Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges auf Bulgarien, von G. T. Danailov.

FRANZÖSISCHE SERIE

*Methodische Bibliographie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Frankreichs während des Krieges, von Professor Camille Bloch.

Die Organisation der französischen Regierung während des Krieges:

**Die Formen der Kriegsregierung, von Konservator Pierre Renouvin.

**Das Problem des Regionalismus, von Professor Henri Hauser.

Die Verwaltungsämter während des Krieges, ihre Geschichte und Archive, von Armand Boutillier du Retail.

**Die Organisation der Republik für den Frieden, von Henri Chardon.

*Die Kontrolle der Lebensmittelversorgung der Zivilbevölkerung, von Pierre Pinot.

*Die Landwirtschaft während des Krieges, von Michel Augé-Laribé.

Der Krieg und die französische Industrie:

*Die französische Industrie während des Krieges, von Arthur Fontaine.

Die Organisation der Kriegsindustrien, von Albert Thomas.

*Die Textilindustrie in Frankreich während des Krieges, von Professor Albert Aftalion.

Die Metallindustrien, von L. Pralon, P. Richemond und L. Baraduc-Müller.

Die chemischen Industrien, von Eugène Maucière.

Die mineralischen Brennstoffe, von Henri de Peyerimhoff.

**Die hydroelektrischen Kräfte, von Professor Raoul Blanchard.

*Die Nutzhölzer, von General Georges Chevalier.

Der Krieg und die Arbeit (3 Bände):

Löhne, Tarife, Kollektivverträge und Streiks, von William Oualid und C. Picquénard.

Arbeitslosigkeit und Beschäftigung, von A. Créhange.

Der Syndikalismus, von Roger Picard.

**Arbeitskräfte aus dem Ausland und den Kolonien, von Professor B. N o g a r o und Oberstleutnant Lucien W e i l.

**Gesundheits- und Arbeitsverhältnisse der Frauen während des Krieges, von Marcel F r o i s.

Wirtschaftliche Folgen des Krieges in den Invasionsgebieten:

Die Organisation der Arbeit in den französischen Invasionsgebieten während der Besetzung, von Pierre B o u l i n.

Die Lebensmittelversorgung der Invasionsgebiete, von Paul C o l l i n e t und Paul S t a h l.

Die Kriegsschäden Frankreichs, von Edmond M i c h e l.

Flüchtlinge und Kriegsgefangene:

Die Flüchtlinge, von Pierre C a r o n.

Die Kriegsgefangenen in Frankreich, von Georges C a h e n s S a l v a d o r.

Der Krieg und der Handel:

Frankreich und die interalliierte Wirtschaftspolitik (2 Bände), von Etienne C l é m e n t e l.

Der Krieg und der französische Handel, eine allgemeine Studie von Charles R i s t.

Der Krieg und die französische Handelsflotte:

Seetransporte: die Handelsflotte, von C a n g a r d e l.

Die französischen Häfen während des Krieges, von Georges H e r s e n t.

Der Krieg und das Transportwesen:

*Politik und Betrieb der Eisenbahntransporte während des Krieges, von Marcel P e s c h a u d.

**Die französische Binnenschifffahrt während des Krieges, von Georges P o c a r d d e K e r v i l e r.

Der Krieg und die französischen Finanzen:

**Die Kriegsfinanzen Frankreichs, von Professor Henri T r u c h y.

Der französische Geld- und Finanzmarkt während des Krieges, von Albert A u p e t i t.

Die Kriegskosten Frankreichs:

*Die Kriegsausgaben Frankreichs, von Professor Gaston J è z e.

Die Kriegskosten Frankreichs, von Charles G i d e und Gaston J è z e.

Der Krieg und das soziale Leben:

**Die Bekämpfung der Teuerung durch die privaten Organisationen, von Charles Gide und Daudé-Bancel.

Wohnungsproblem und Großstadtfragen, von Henri Sellier und A. Bruggeman.

Bevölkerung und Einkommen in Frankreich, von Michel Huber.

*Die Bewegung der Preise und Löhne während des Krieges, von Lucien March.

Der Krieg und die Volksgesundheit:

Die Wahrung der Volksgesundheit während des Krieges, von Dr. Léon Bernard.

Die Kriegsverstümmelten, von Professor Cassin und de Ville-Chabrolle.

Erinnerungen und Eindrücke aus den Schützengräben, von Professor Jean Norton Cru.

Studien zur Lokalgeschichte (2 Bände):

**Paris während des Krieges, von Henri Sellier, A. Bruggeman und Marcel Poëte.

**Lyon während des Krieges, von Edouard Herriot.

**Marseille während des Krieges, von Paul Masson.

**Rouen während des Krieges, von J. Levainville.

**Das Wirtschaftsleben in Bordeaux während des Krieges, von Professor Paul Courteault.

**Bourges während des Krieges, von Claude-Joseph Gignoux.

**Tours und der Krieg, eine wirtschaftliche und soziale Studie, von Professor Michel Lhéritier und Minister a. D. Camille Chautemps.

Der Krieg und die französischen Kolonien:

**Nordafrika, von Augustin Bernard.

Die französischen Kolonien während des Krieges, von Arthur Girault.

GRIECHISCHE SERIE

Wirtschaftliche und soziale Wirkungen des Krieges auf Griechenland, eine Reihe von Einzelstudien, herausgegeben von Professor A. Andreas (insgesamt 1 Band):

Die Kriegsfinanzen Griechenlands, von Professor A. A n d r e a d e s.

Die griechische Handelsmarine und der Krieg, von Professor A. A n d r e a d e s.

Die Wirkungen des Krieges auf die Bevölkerung Griechenlands, von A. A. P a l l i s.

Die griechische Landwirtschaft im Kriege, von B. S i m o n i d e s.

Die Folgen des Krieges für den griechischen Binnenverkehr, von M. K o r o n i s.

Die Wirkungen des Krieges auf die griechische Industrie, von G. C h a r i t a k i s.

Die Wirkungen des Krieges auf die Arbeiterfrage und die Sozialgesetzgebung, von D. K a l i t s u n a k i s.

Die Wirkung des Krieges auf das Wirtschaftsleben im allgemeinen, von K. V a r v a r e s s o s.

GROSSBRITANNISCHE SERIE

*Bibliographische Übersicht über die zeitgenössischen Quellen für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Krieges, von M. E. B u l k l e y.

*Handbuch der Archivverwaltung, mit Einschluß der Fragen der Kriegsarchive und der Archivanlage, von Hilary J e n k i n s o n.

*Britische Archive und die Quellen für die Geschichte des Weltkrieges, von Dr. Hubert H a l l.

Die Kriegsregierung von Großbritannien und Irland (mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse), von Professor W. G. S. A d a m s.

*Die Kriegsregierung der britischen Dominions, von Professor A. B. K e i t h.

*Preise und Löhne im Vereinigten Königreich 1914—1920, von Professor A. L. B o w l e y.

*Britische Kriegsbudgets, von F. W. H i r s t und J. E. A l l e n.

Die Besteuerung, die Kriegseinkommen und Kriegsgewinne, von Sir Josiah C. S t a m p.

Der Krieg und das Versicherungswesen, eine Reihe von M o n o g r a p h i e n:

Lebensversicherung, von S. G. Warner; Feuerversicherung, von A. E. Sich und S. Preston; Schiffsfahrtsversicherung, von Sir Norman Hill; Unterstützungsvereine und Gesundheitsversicherung, von Sir Alfred Watson; Arbeitslosenversicherung, von Sir William Beveridge; mit einem Anhang über die Sparkassenbewegung, von Sir William Schooling.

*Versuche staatlicher Bewirtschaftung durch das Kriegs- und das Ernährungsministerium, von E. M. H. Lloyd.

Britische Nahrungsmittelkontrolle, von Sir William Beveridge.

*Die Nahrungsmittelerzeugung während des Krieges, von Sir Thomas H. Middleton.

Die Wirkung des Krieges auf die britischen Textilindustrien:

**Das Baumwollkontrollamt, von H. D. Henderson.

*Die Schiffsfahrtskontrolle der Alliierten, ein Versuch internationaler Verwaltung, von Sir J. Arthur Salter.

*Allgemeine Geschichte der britischen Schifffahrt während des Krieges, von C. Ernest Fyale.

*Der britische Kohlenbergbau während des Krieges, von Sir R. A. S. Redmayne.

Die britische Eisen- und Stahlindustrie während des Krieges, von W. T. Layton.

Die britischen Arbeitervereinigungen und der Krieg:

**Gewerkschaftswesen und Munitionsindustrie, von G. D. H. Cole.

**Die Arbeiterschaft im Kohlenbergbau (1914—1921), von G. D. H. Cole.

**Werkstättenorganisation, von G. D. H. Cole.

*Der Arbeitsmarkt und seine Regelung, von Humbert Wolfe.

Die Wirkung des Krieges auf die Volksgesundheit:

Die gesundheitlichen Verhältnisse in England während des Krieges, von Dr. A. W. J. Macfadden;

Die Gesundheitsverhältnisse der heimgekehrten Soldaten, von Dr. E. Cunyngham Brown.

*Die Industrien des Clyde-Tales während des Krieges, von Professor W. R. Scott und J. Cunnison.

*Das ländliche Schottland während des Krieges, eine Monographienreihe, mit einer Einleitung herausgegeben von Professor W. R. Scott:

Schottische Fischerei, von D. T. J o n e s; Schottische Landwirtschaft mit besonderer Berücksichtigung der Nahrungsmittelerzeugung, von H. M. C o n a c h e r; Die schottische landwirtschaftliche Arbeiterschaft, von J. F. D u n c a n; Schottische Landsiedelung, von W. R. S c o t t; Anhang über die Jute-Industrie in Schottland während des Krieges, von J. P. D a y.

Wales im Weltkriege, von Thomas J o n e s.

Führer zum Studium der Kriegswirtschaft:

Verzeichnis der staatlichen Kriegswirtschaftsorganisationen, von Dr. N. B. D e a r l e;

Wirtschaftschronik des Krieges, von Dr. N. B. D e a r l e.

Die Kriegskosten Großbritanniens (Verfasser noch nicht bestimmt).

Studien zur Sozialgeschichte Englands während des Weltkrieges (Verfasser noch nicht bestimmt).

JAPANISCHE SERIE

Einfluß des Krieges auf die Produktion von Rohmaterialien in Japan, von Mr. K o b a y a s h i.

Einfluß des Krieges auf die japanische Industrie, von Mr. O g a w a.

Einfluß des Krieges auf den japanischen Handel, von Mr. Y a m a z a k i.

Einfluß des Krieges auf das japanische Transportwesen, von Mr. M a t s u o k a.

Einfluß des Krieges auf die japanischen Finanzen und den Geldmarkt, von Mr. O n o.

Soziale Wirkungen des Krieges auf Japan, von Mr. Kobayashi.

ITALIENISCHE SERIE

Bibliographie der wirtschaftlichen und sozialen Probleme des Krieges, von Professor Vincenzo P o r r i, mit einer Einleitung über die Sammlung und Benützung der Kriegsurkunden, von Comm. Eugenio C a s a n o v a.

*Die kriegswirtschaftliche Gesetzgebung, von Professor Alberto d e S t e f a n i.

- Die landwirtschaftliche Produktion in Italien 1914—1919, von Professor Umberto Ricci.
- Die bäuerlichen Klassen Italiens während des Krieges, von Professor Arrigo Serpieri.
- *Nahrungsmittelversorgung und -politik in Italien, von Professor Riccardo Bachi.
- *Die Nahrungsmittelversorgung der italienischen Armee, von Professor Gaetano Zingali.
- *Kriegsfinanzen, von Professor Luigi Einaudi.
- Die Kriegskosten Italiens, von Professor Luigi Einaudi.
- Die Papiergeldinflation in Italien und ihre Wirkungen auf die Preise, die Einkommen und die ausländischen Wechselkurse, von Professor Pasquale Jannaccone.
- Die Volksgesundheit in Italien in und nach dem Kriege, von Professor Giorgio Mortara.
- Das italienische Volk in und nach dem Kriege, von Professor Gioacchino Volpe.
- *Piemont und die Wirkungen des Krieges auf sein wirtschaftliches und soziales Leben, von Professor Giuseppe Prato.

JUGOSLAWISCHE SERIE

- Die wirtschaftliche Lage Serbiens bei Kriegsausbruch und während des ersten Kriegsjahres, von Professor Velimir Bajkitch.
- Wirtschaftliche und soziale Wirkungen des Weltkrieges auf Serbien, von Professor Dragoljub Yovanovitch.
- Wirtschaftliche und soziale Wirkungen des Krieges auf Jugoslawien (Verfasser noch zu bestimmen).

NIEDERLÄNDISCHE SERIE

- *Die Kriegsfinanzen in den Niederlanden bis zum Jahre 1918, von M. J. van der Flier.
- *Die Kriegsfinanzen in den Niederlanden 1918—1922:
 Die Kriegskosten, von Professor Dr. H. W. C. Bordewyck.
 Bankwesen und Währung, von Dr. G. Vissering und Dr. J. Westerman Holstyn.
- *Wirtschaftliche und soziale Wirkungen des Krieges auf die Niederlande:

Holländische Industrie, von C. J. P. Z a a l b e r g.

Hollands Handel und Schifffahrt, von E. P. d e M o n c h y.

Nahrungsmittelversorgung und Landwirtschaft, von Dr. F.
E. P o s t h u m a.

Wohnungsproblem 1914—1922, von Dr. H. J. R o m e y n.

Preise, Löhne und Lebenskosten, von Professor Dr. H. W.
M e t h o r s t.

*Die Wirkungen des Krieges auf die holländischen Kolonien,
von Professor Dr. J. H. C a r p e n t i e r A l t i n g und d e
C o c k B u n i n g.

ÖSTERREICHISCHE UND UNGARISCHE SERIE

ABTEILUNG ÖSTERREICH-UNGARN

*Das Geldwesen im Kriege, vom Präsidenten der Ungarischen
Nationalbank, Minister a. D., vormalis Gouverneur der
Österr.-ungar. Bank Dr. A l e x a n d e r P o p o v i c s.

Die militärische Kriegswirtschaft; eine Reihe von Monographien
unter der Leitung von Minister a. D. Professor Dr. Friedrich
W i e s e r, den Generalen H o e n und K r a u ß und Oberst-
leutnant G l a i s e - H o r s t e n a u.

Die Kriegswirtschaft in den okkupierten Gebieten:
Serbien, Montenegro, Albanien, von General Hugo K e r c h-
n a w e.

Italien, von General Ludwig L e i d l.

Rumänien, von Generalkonsul Felix S o b o t k a.

Ukraine, von General Alfred K r a u ß.

Polen, von Major Rudolf M i t z k a.

Die Kriegskosten Österreich-Ungarns, von Präsident Dr. Fried-
r i c h H o r n i k.

*Die äußere Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns: »Mittel-
europäische Pläne«, von Minister a. D. Dr. Gustav G r a t z
und Sektionschef Professor Dr. Richard S c h ü l l e r.

Die Erschöpfung und Auflösung der österreichisch-ungarischen
Monarchie (Verfasser noch zu bestimmen).

ABTEILUNG ÖSTERREICH

*Bibliographie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Welt-
krieges, von Professor Dr. Othmar S p a n n.

Der Einfluß des Weltkrieges auf Geist und Sitte der Gesellschaft,
von Bundeskanzler a. D. Dr. Ignaz Seipel.

*Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkriege, von
Minister a. D. Professor Dr. Joseph Redlich.

Die Regelung der Industrie im Kriege, eine Reihe von Mono-
graphien unter der Leitung des Gesandten a. D. Richard
Riedl.

*Die Regelung der Volksernährung im Kriege, von Staatssekre-
tär a. D. Dr. Hans Loewenfeld-Ruß.

*Die Regelung der Arbeitsverhältnisse im Kriege, eine Reihe von
Monographien unter der Leitung von Staatssekretär a. D.,
Abgeordneten Ferdinand Hanusch (im Druck).

Die österreichischen Eisenbahnen im Kriege, von Sektionschef
Ing. Bruno Enderes.

*Die Kohlenversorgung in Österreich während des Krieges, von
Minister a. D. Ing. Emil Homann-Herimberg.

Krieg und Kriminalität, von Professor Dr. Franz Exner.

ABTEILUNG UNGARN

Die Geschichte der Kriegswirtschaft Ungarns, ein allgemeiner
Überblick, von Minister a. D. Dr. Gustav Gratz.

Die Wirkungen des Krieges auf die Staatsverwaltung und die
öffentliche Meinung in Ungarn, von Minister a. D. Graf
Albert Apponyi.

Die Industrie Ungarns während des Krieges, von Minister a. D.
Baron Joseph Sztéryni.

Der Handel Ungarns während des Krieges, von Staatssekre-
tär a. D. Dr. Alexander von Matkovits.

Die Finanzwirtschaft Ungarns während des Krieges, von Mini-
ster a. D. Dr. Johann von Teleszky.

Die landwirtschaftliche Produktion Ungarns während des Krie-
ges, von Generalsekretär Dr. Karl von Muschenbacher;
die Regelung der Volksernährung in Ungarn, von Professor
Johann Bud.

Die sozialen Verhältnisse in Ungarn während des Krieges, von
stellv. Staatssekretär Dr. Desiderius Pap.

ABTEILUNG FÜR VOLKSGESUNDHEIT IN ÖSTERREICH
UND UNGARN

*Studien über Volksgesundheit und Krieg. Allgemeine Übersicht, von Professor Dr. Clemens P i r q u e t. Eine Reihe von Monographien, verfaßt von den Doktoren K. Biehl, J. Bokay, B. Breitner, C. Economo, A. Edelmann, A. Eiselsberg, H. Elias, E. Finger, C. Helly, J. Hockauf, A. Juba, K. Kassowitz, C. Kirchenberger, J. Kyrle, E. Lazar, E. Mayerhofer, A. Müller-Deham, E. Nobel, Cl. Pirquet, E. Přibram, W. Raschofsky, I. Reischel, G. Schacherl, B. Schick, J. Steiner, R. Wagner, unter der Leitung von Professor Dr. Clemens P i r q u e t.

RUMÄNISCHE SERIE

- Die agrarische Umwälzung in Rumänien und Südosteuropa, von D. M i t r a n y.
- Die Wirkung der feindlichen Besetzung Rumäniens, von Dr. G. A n t i p a.
- Die Wirkung des Krieges auf die Volksgesundheit in Rumänien, von Professor J. C a n t a c u z i n o.
- Die Wirkung des Krieges auf das rumänische Wirtschaftsleben (Verfasser noch zu bestimmen).
- Die Wirkung des Krieges auf die rumänische Industrie, von M. B u s i l a.
- Die Wirkung des Krieges auf die rumänische Landwirtschaft, von J. S i s e s t i.
- Rumänische Kriegsfinanzen, von Vintila B r a t i a n u.

RUSSISCHE SERIE

(bis zur bolschewistischen Revolution)

- Die Wirkungen des Krieges auf die Regierung und die Staatsfinanzen Rußlands:
- Die Wirkungen des Krieges auf die Zentralregierung, von Professor Paul P. G r o n s k y.
- Die Staatsfinanzen während des Krieges, von Alexander M. M i c h e l s o n.
- Der russische Staatskredit während des Krieges, von Paul N. A p o s t o l.

Die Wirkungen des Krieges auf die Währung und das Bankwesen Rußlands:

Die Währung Rußlands während des Krieges, von Professor Michel B. Bernadsky.

Die Gemeinden und Semstvos während des Krieges:

Die Semstvos in Frieden und Krieg, von Fürst I. Lvoff.

Die Wirkung des Krieges auf die russischen Kommunen und die allrussische Städteunion, von N. I. Astroff.

Die Semstvos, die allrussische Union der Semstvos und die »Zemgor«, von Fürst Vladimir A. Obolensky und T. G. Polner.

Der Krieg und die geistige Verfassung der Semstvos-Arbeiter, von Isaak V. Shklovsky.

Die Wirkungen des Krieges auf die genossenschaftliche Bewegung in Rußland:

Die Wirkung des Krieges auf die landwirtschaftlichen Genossenschaften und das genossenschaftliche Kreditwesen, von Professor A. N. Anziferoff.

Konsum-Genossenschaften in Rußland während des Krieges, von Professor Kayden.

Die russische Armee im Weltkriege, eine sozialhistorische Studie von General Nikolaus N. Golovine.

Die Agrarpolitik Rußlands und der Krieg, von Professor A. N. Anziferoff, Professor Alexander D. Bilimovitsch und M. O. Batscheff.

Die Wirkung des Krieges auf Landbesitz und Siedlung in Rußland, von Professor Alexander D. Bilimovitsch und Professor V. A. Kossinsky.

Die Nahrungsmittelversorgung Rußlands während des Krieges, von Professor Peter B. Struve.

Die staatliche Kontrolle der russischen Industrie während des Krieges, von Simon O. Zagorsky.

Die Wirkungen des Krieges auf die russischen Industrien:

Kohlenbergbau, von Boris N. Sokoloff.

Chemische Industrie, von Mark A. Landau.

Flachs- und Wollindustrie, von Sergius N. Tretiakoff.

Petroleumindustrie, von Alexander M. Michelson.

Die Wirkungen des Krieges auf die Arbeits- und Industrie-Verhältnisse:

- Die Löhne während des Krieges, von Anna G. Eisenstadt.
- Die Änderungen der Lage und der Zusammensetzung der arbeitenden Klassen, von W. T. Braithwaite.
- Die Wirkungen des Krieges auf Handel und Verkehr:
 Der russische Binnenhandel während des Krieges, von Paul A. Buryschkin.
- Rußland und der Wirtschaftskrieg, von Professor Boris E. Nold.
- Die Wirkungen des Krieges auf die Transportverhältnisse Rußlands, von Michael B. Braikewitsch.
- Die Wirkungen des Krieges auf Erziehung und Volksgesundheit in Rußland:
 Die Elementar- und Sekundärschulen während des Krieges, von Professor D. M. Odinetz.
- Die Universitäten und akademischen Einrichtungen während des Krieges, von Professor P. J. Novgorodzoff.
- Sozialgeschichte der Ukraine während des Krieges, von Nikolaus M. Mogilansky.
- Die Bevölkerungsstatistik Rußlands während des Krieges, von Stanislas S. Kohn.
- Rußland im Weltkrieg, eine historische Synthese (Verfasser noch zu bestimmen).

SKANDINAVISCHES SERIE

- *Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schwedens während und nach dem Weltkrieg, herausgegeben von Professor Eli F. Heckscher:
 Einleitende Übersicht von Eli F. Heckscher.
- Lebensmittel-Politik und Lebensmittel-Versorgung 1914 bis 1922, von Carl Mannerfelt.
- Die Industrien und ihre Regelung 1914—1923, von Olof Edström.
- Soziale Verhältnisse und Sozial-Politik 1914—1925:
 Die schwedische Lohnarbeiterschaft 1914—1924, von Olof Eckblom; Arbeitslosen-Politik 1914—1924, von Otto Järte und Fabian von Koch; Wohnungsmarkt und Mietenregelung 1914—1923, von K. G. Tham.
- Geldwesen und Geldpolitik vom Ausbruch des Krieges bis

zur internationalen Wiederherstellung des Goldmünzfußes 1914—1925, von Eli F. Heck s c h e r.

Handels- und Schifffahrts-Politik unter dem Einfluß des Weltkrieges, von Kurt B e r g e n d a l.

Norwegen und der Weltkrieg, von Dr. Wilhelm K e i l h a u.

Die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges auf Dänemark, von Dr. Einar C o h n; mit einer Abteilung über Island, von Thorstein Thorsteinsson.

TSCHECHOSLOWAKISCHE SERIE

*Die Finanzpolitik der Tschechoslowakei während des ersten Jahres ihrer Geschichte, von Dr. A. Ra š i n.

Die Wirkung des Krieges auf das tschechoslowakische Volk, eine Reihe von Studien unter der Leitung des Präsidenten Dr. Th. G. M a s a r y k.

SERIE VON ÜBERSETZUNGEN UND VERKÜRZTEN AUSGABEN

(in englischer Sprache)

*Die französische Industrie während des Krieges, von Arthur Fontaine.

Die Landwirtschaft und die Kontrolle der Lebensmittelversorgung in Frankreich während des Krieges, von Michel Augé-Laribé und Pierre Pinot.

Die Kriegsfinanzen und -ausgaben Frankreichs, von Henri Truchy und Gaston Jèze.

Die Formen der Kriegsregierung in Frankreich, von Pierre Renouvin.

Die Organisation der Arbeit in den französischen Invasionsgebieten während der Besetzung, von Pierre Boulin.

»Mitteleuropa«, die Vorbereitung eines neuen wirtschaftlichen Zusammenschlusses, von Minister a. D. Dr. Gustav Gratz und Professor Dr. Richard Schüller.

Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkriege, von Minister a. D. Professor Dr. Joseph Redlich.

(Weitere Bände in Vorbereitung.)

III.

VERZEICHNIS DER ERSCHIENENEN BEITRÄGE
UND DER VERLEGER

Die Herausgabe der Monographien geschieht unter der Oberleitung der Yale University Press im Verein mit den Verlegern in den einzelnen Ländern. Jedes erscheinende Werk kann nicht nur durch den Verleger des Landes, in welchem das Werk erscheint, sondern auch durch den Verleger jedes anderen Landes bezogen werden.

Nachstehend mit den Originaltiteln angeführte Bände sind erschienen oder werden demnächst erscheinen:

DEUTSCHE SERIE

- Die deutsche Staatsfinanzwirtschaft im Krieg, von Geheimrat Professor Dr. Walther L o t z. 1927.
 Die Staatsverwaltung der besetzten Gebiete, Erster Band: Belgien, von Staatsminister a. D. Professor Dr. Ludwig von K ö h l e r. 1927.
 Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland. 1927.
 Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges, von Professor Dr. Otto B a u m g a r t e n;
 Die Stellung der evangelischen Kirche, von Professor Dr. Erich F o e r s t e r;
 Die Stellung der katholischen Kirche, von Professor Dr. Arnold R a d e m a c h e r;
 Der Krieg und die Jugend, von Dr. Wilhelm F l i t n e r.
 Die deutschen Gewerkschaften im Kriege, von Paul U m b r e i t.
 Mit einem Anhang über die gewerbliche Frauenarbeit während des Krieges, von Dr. Charlotte L o r e n z. 1927.
 Deutsche Kriegsernährungswirtschaft, von Professor Dr. August S k a l w e i t. 1927.
 Der Einfluß des Krieges auf die landwirtschaftliche Produktion in Deutschland, von Professor Dr. Friedrich A e r e b o e. 1927.

AMERIKANISCHE SERIE

- Introduction to the American Official Sources for the Economic and Social History of the World War, by Waldo G. L e a n d and Newton D. M e r e n e s s. 1926.

BELGISCHE SERIE

- Le Ravitaillement de la Belgique pendant l'occupation allemande, par Albert Henry. 1924.
- La Législation et l'administration allemandes en Belgique, par J. Pirenne et M. Vauthier. 1925.
- Le Secours-Chômage en Belgique pendant l'occupation allemande, par Ernest Mahaim.
- L'Industrie belge pendant l'occupation allemande (1914—1918), par le Comte Charles de Kerchove de Denterghem. 1927.
- L'Action du gouvernement belge en matière économique pendant la guerre, par F. G. van Langenhove. 1927.

FRANZÖSISCHE SERIE

- Bibliographie méthodique de l'histoire économique et sociale de la France pendant la guerre, par Camille Bloch. 1925.
- Le Problème du régionalisme, par Henri Hauser. 1924.
- L'Industrie textile en France pendant la guerre, par Albert Aftalion.
- Les Forces hydro-électriques pendant la guerre, par Raoul Blanchard.
- L'Industrie française pendant la guerre, par Arthur Fontaine.
- Lyon pendant la guerre, par Edouard Herriot.
- L'Agriculture pendant la guerre, par Michel Augé-Laribé.
- Le Contrôle du ravitaillement de la population civile, par Pierre Pinot.
- La Vie économique à Bordeaux pendant la guerre, par Paul Courteault. 1925.
- Les Formes du gouvernement de guerre, par Pierre Renouvin. 1925.
- Mouvement des prix et des salaires pendant la guerre, par Lucien March. 1925.
- La Main-d'œuvre étrangère et coloniale pendant la guerre, par le professeur B. Nogaro et le lieutenant-colonel Lucien Weil. 1926.
- Tours et la guerre, étude économique et sociale, par Michel Lhéritier et Camille Chautemps. 1926.
- Les Dépenses de guerre de la France, par Gaston Jèze. 1926.

- Les Finances de guerre de la France, par Henri Truchy. 1926.
 La Navigation intérieure en France pendant la guerre, par G. de Kerviler. 1926.
 Rouen pendant la guerre, par J. Levainville. 1926.
 Politique et fonctionnement des transports par chemin de fer pendant la guerre, par Marcel Peschaud. 1926.
 La Santé et le travail des femmes pendant la guerre, par Marcel Frois. 1926.
 Paris pendant la guerre, par Henri Sellier, A. Bruggeman et Marcel Poëte. 1926.
 Marseille pendant la guerre, par P. Masson. 1926.
 Bourges pendant la guerre, par C. J. Gignoux. 1926.
 L'Afrique du nord pendant la guerre, par Augustin Bernard. 1926.
 L'Organisation de la République pour la paix, par H. Chardon. 1926.
 La Lutte contre la cherté par les organisations privées, par Ch. Gide et Daudé-Bancel. 1926.

GROSSBRITANNISCHE SERIE

- Allied Shipping Control; an Experiment in International Administration, by J. A. Salter. 1921.
 War Government of the British Dominions, by Arthur Berriedale Keith. 1921.
 Prices and Wages in the United Kingdom, 1914—1920, by Arthur L. Bowley. 1921.
 A Manual of Archive Administration, including the Problems of War Archives and Archive Making, by Hilary Jenkins. 1922.
 The Cotton Control Board, by Hubert D. Henderson. 1922.
 Bibliographical Survey of Contemporary Sources for the Economic and Social History of the War, by M. E. Bulkley. 1922.
 Labour Supply and Regulation, by Humbert Wolfe. 1923.
 The British Coal-Mining Industry during the War, by Sir Richard A. S. Redmayne. 1923.
 Food Production in War, by Sir Thomas Hudson Middleton. 1923.
 Workshop Organization, by G. D. H. Cole. 1923.

- Trade Unionism and Munitions, by G. D. H. Cole. 1923.
 Labour in the Coal-Mining Industry, 1914—1921, by G. D. H. Cole. 1923.
 Experiments in State Control at the War Office and the Ministry of Food, by E. M. H. Lloyd. 1924.
 The Industries of the Clyde Valley during the War, by W. R. Scott and J. Cunnison. 1924.
 British Archives and the Sources for the History of the World War, by Hubert Hall. 1925.
 Rural Scotland during the War; a series of studies under the direction of Professor W. R. Scott. 1926.
 British War Budgets, by F. W. Hirst and J. E. Allen. 1926.
 British Shipping during the War, by C. Ernest Fyfe. 1927.

ITALIENISCHE SERIE

- Giuseppe Prato: Il Piemonte e gli effetti della guerra sulla sua vita economica e sociale. 1925.
 Alberto de Stefani: La legislazione economica della guerra. 1926.
 Riccardo Bachi: L'alimentazione e la politica annonaria in Italia. 1926.
 Gaetano Zingali: Il rifornimento dei viveri dell'esercito italiano. 1926.
 Luigi Einaudi: Finanza di guerra. 1927.

NIEDERLÄNDISCHE SERIE

(in englischer Sprache)

- War Finances in the Netherlands up to 1918, by M. J. van der Flier. 1923.
 War Finances in the Netherlands, 1918—1922: The Costs of the War, by Professor Dr. H. W. C. Bordewyck; The Effect of the War upon Banking and Currency, by Dr. G. Vissering and Dr. J. Westerman Holstyn (1 Band). 1927.
 The Effect of the War upon the Manufacturing Industry, by Mr. C. J. P. Zaalberg; The Effect of the War upon Commerce and Navigation, by Mr. E. P. de Monchy; The Effect of the War upon Supplies and upon Agriculture, by Dr. F. E.

- Posthuma; The Effect of the War upon the Housing Problem, 1914—1922, by Dr. H. J. R o m e y n; The Effect of the War upon Prices, Wages, and the Cost of Living, by Professor Dr. H. W. M e t h o r s t (1 Band). 1927.
- The Effect of the War upon the Colonies, by Professor Dr. J. H. C a r p e n t i e r A l t i n g and Mr. d e C o c k B u n i n g (1 Band). 1927.

ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHE SERIE

- Bibliographie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges, von Professor Dr. Othmar S p a n n. 1923.
- Das Geldwesen im Kriege, von Dr. Alexander P o p o v i c s. 1925.
- Die Kohlenversorgung in Österreich während des Krieges, von Minister a. D. Ing. Emil H o m a n n - H e r i m b e r g. 1925.
- Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkrieg, von Minister a. D. Professor Dr. Joseph R e d l i c h. 1925.
- Die äußere Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns: »Mitteleuropäische Pläne«, von Minister a. D. Dr. Gustav G r a t z und Sektionschef Professor Dr. Richard S c h ü l l e r. 1925.
- Volksgesundheit im Krieg, herausgegeben von Prof. Dr. C l e m e n s P i r q u e t. 2 Bände. 1926.
- Die Regelung der Volksernährung im Kriege, von Staatssekretär a. D. Dr. Hans L o e w e n f e l d - R u ß. 1926.
- Die Regelung der Arbeitsverhältnisse im Kriege, eine Reihe von Monographien unter der Leitung von Staatssekretär a. D., Abgeordneten Ferdinand H a n u s c h.

SCHWEDISCHE SERIE

- Bidrag till Sveriges Ekonomiska och Sociala Historia under och efter Världskriget, under Medverkan av Kurt Bergendal, Olof Edström, Olof Ekblom, Otto Järte, Fabian von Koch, Carl Mannerfelt, K. G. Tham, utgivna av Eli F. H e c k s c h e r (2 Teile). 1926.

TSCHECHOSLOWAKISCHE SERIE

(in englischer Sprache)

- Financial Policy of Czecho-Slovakia during the First Year of its History, by Dr. Alois R a š i n. 1923.

SERIE VON ÜBERSETZUNGEN UND VERKÜRZTEN
AUSGABEN

(in englischer Sprache)

French Industry during the War, by Arthur Fontaine. 1926.

VERLEGER UND VERTRIEBSSTELLEN IN DEN
EINZELNEN LÄNDERN

<i>Amerika</i>	Yale University Press, New Haven, Connecticut.
<i>Deutschland</i>	Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin.
<i>Frankreich</i>	Les Presses Universitaires de France, 49 Boulevard Saint-Michel, Paris.
<i>Großbritannien</i>	Oxford University Press, Amen House, Warwick Square, London E. C. 4.
<i>Italien</i>	Casa Editrice Gius. Laterza e figli, Bari.
<i>Österreich und Ungarn</i> .	Hölder-Pichler-Tempsky A.-G., Wien IV, Johann-Strauß-Gasse 6.
<i>Schweden</i>	Norstedt & Söner, Stockholm.

Anfragen bezüglich Inhalt und Preis der einzelnen Bände können sowohl an den Verleger des betreffenden Landes als auch an den Verleger des Landes, in dem sich der Anfragesteller befindet, gerichtet werden.





Form 45			
940.9		C 216d	
Carnegie endow. for v.l			
internat. peace-Div. of econ			
& hist.-Econ & soc. hist. of			
the world war-Dutch series.			
Dec 22 34	7093	223058	
Oct 24 '42	3608		

940.9 C 216d
PENNSYLVANIA STATE LIBRARY v.1
Harrisburg 223658

Return this book on or before the last date stamped below.

[illegible]

